NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07029733 2

ZMY

Corvin - Wiersbitz

W. GUN[illegible]ACH,

ZMY

Digitized by Google

Pfaffenspiegel.

Historische Denkmale

des

Fanatismus in der römisch-katholischen Kirche

von

Corvin.

Dritte neu durchgesehene Auflage.

Dem Roß eine Peitsche, dem Esel einen Zaum und dem Narren eine Ruthe auf den Rücken.

Sprüchw. Salom. Kap. 26, V. 3.

Stuttgart.

Vogler & Beinhauer.

1870.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
1108748

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

Pio Nono!

„Sollte Dir, heiligſter Vater, dieſes Büchlein gefallen und Du mir ſolches öffentlich zu erkennen geben, ſo will ich mich bemühen, mit ähnlichen Geſchenken aufzuwarten.“

Ulrich von Hutten.

41X91

Vorrede zur zweiten Auflage.

„Welchen nun dieſe Bienen werden
ſtechen, der mag ſchreien und ſich rechen,
ſo werden ſie in noch mehr ſtechen."
Philipp von Marnix,
Herr von St. Aldegonde.

Es ſind nun mehr als zwanzig Jahre verfloſſen, ſeit die erſte Auflage dieſes Buches in Leipzig erſchien. Es begann damals ſich überall zu regen. Der ſich mündig fühlende Geiſt der Menſchheit empörte ſich gegen die ihm von dem Deſpotismus vergangener Jahrhunderte aufgezwängten Formen und die Regierungen wandten die ſchon oft erprobten Mittel an, ihn zur Unterwürfigkeit zu bringen. Die Cenſur übte ihr Amt mit bornirter Strenge; Zeitungen wurden widerrechtlich unterdrückt und Schriftſteller gemaßregelt und eingeſperrt, denn durch ſie ſprach der Geiſt der Zeit zum Volk, welches nicht wiſſen ſollte, daß es der Kinderſtube entwachſen war.

Die Kirche blieb nicht zurück. Die alten und bereits bei Seite geſtellten Dogmen und Reliquien wurden aus der römiſchen Rumpelkammer wieder vorgeſucht und mit mitleidsvollem Zorn ſah der Genius des neunzehnten Jahrhunderts die gläubige Heerde zu Hunderttauſenden nach Trier wallfahrten, einen von dem dortigen Biſchof ausgeſtellten, angeblichen Rock Chriſti anzubeten.

Leipzig war zu jener Zeit noch die ziemlich unbeſtrittene Metropole des deutſchen Buchhandels und in ihr vereinigte ſich ein Kreis tüchtiger, ſtrebſamer Männer, deren Namen zum Theil ſchon damals ruhmvoll bekannt waren, oder es ſeitdem geworden ſind. In dem neu entſtandenen deutſchen Schriftſteller-Verein fanden ſie einen Vereinigungspunkt, wo mancher Gedanke geboren wurde, der ſpäter zur That reifte.

Ich war einer der vierzehn Stifter dieſes Vereins und kein unthätiges Mitglied. Wir erlebten das Jahr 1848. Ich hatte den fünften Band meiner Geſchichte der großen niederländiſchen Revolution vollendet und mit Held die illuſtrirte Weltgeſchichte begonnen. Zu meiner geiſtigen Erfriſchung diente mir die Theilnahme an Helds Wochenſchrift „Die Lokomotive," deren ſcharfer Pfiff dem verſchlafenen Volk verkündete, daß die Zeit der geiſtigen Hauderer und Landkutſcher vorüber ſei, daß der Genius der Freiheit mit neuer Kraft durch die Welt brauſe und daß die abgetriebenen Mähren des geiſtlichen und weltlichen Deſpotismus dem Abdecker verfallen ſeien.

Die Rockfahrt nach Trier empörte ſelbſt die gebildete katholiſche

Welt. In den von Robert Blum inſpirirten ſächſiſchen Vaterlandsblättern erſchien der bekannte Abſagebrief von Johannes Ronge. Es entſtand eine große Bewegung, von der man ſich viel verſprach, und die auch bedeutendere Folgen gehabt haben würde, wenn die Leiter derſelben ihrer Aufgabe mehr gewachſen geweſen wären. Sie hatten guten Willen, aber zu wenig Talent.

Ich theilte die Hoffnungen Vieler und beſchloß mein Theil zur Erfüllung derſelben beizutragen. Meine hiſtoriſchen Quellenſtudien, namentlich die für meine Geſchichte der niederländiſchen Revolution gegen Philipp II. von Spanien, in welcher das religiöſe Element eine Hauptrolle ſpielte, hatten mich mit Dingen näher bekannt gemacht, welche dem Volk von den ſeine Erziehung eiferſüchtig bewachenden Prieſtern ſorgfältig verhehlt, oder nur verſtümmelt oder kirchlich zurechtgemacht mitgetheilt wurden. Ich hatte die Schriften der „Kirchenväter" und die der geachtetſten Kirchenſchriftſteller zu leſen und je mehr ich las und forſchte, deſto mehr wurde mir die Nichtswürdigkeit des entſetzlichen Verbrechens klar, welches die römiſche Kirche an der Menſchheit verübt hatte, deſto mehr erſtaunte ich über die unerhörte Dreiſtigkeit und Perfidie, mit welcher es begangen wurde und noch immer begangen wird. Ich ſah immer mehr ein, daß die Knechtſchaft, unter welcher das Menſchengeſchlecht ſeufzt, in der Kirche wurzelte und daß all unſere Beſtrebungen zur Freiheit ohnmächtig ſein würden, wenn wir uns nicht zuerſt von den Feſſeln befreiten, in welche die Kirche den Geiſt der Menſchen geſchlagen hatte. Dieſer Erkenntniß entſprang

der Entſchluß, ein Buch zu ſchreiben, welches dem von den Prieſtern bethörten Volk die Decke von den Augen nahm und ihm geſtatten ſollte, einen Blick in die Werkſtatt zu thun, in welcher ſeine Feſſeln geſchmiedet worden.

Der religiöſem Glauben entſpringende Fanatismus zeigte ſich überall als der entſetzlichſte Feind der Freiheit, und um ihn zu bekämpfen und zu vernichten ſchien es mir nöthig, dem Volke nicht allein die gräßlichen Folgen des Fanatismus durch hiſtoriſche Beiſpiele vorzuführen, ſondern auch zugleich die trüben Quellen des Glaubens ſelbſt nachzuweiſen, deſſen Folge er iſt. Da nun dieſer Glauben auf angeblichen Thatſachen beruht, an deren Wahrheit das Volk deßhalb nicht zweifelt, ſelbſt wenn ſie der Erfahrung und Vernunft widerſprechen, weil ſie von Prieſtern erzählt werden, an deren größeren Verſtand, Wahrheitsliebe, Uneigennützigkeit und ſittlichen Charakter das Volk glaubt: ſo habe ich es zur Bekämpfung dieſes Autoritätenglaubens ebenfalls für nöthig gehalten, die Natur dieſer Autoritäten, das heißt der Päpſte und Prieſter, hiſtoriſch zu beleuchten und nachzuweiſen, daß das gläubige Volk in dieſer Hinſicht von durchaus falſchen Vorausſetzungen ausgeht.

Um dieſe verſchiedenen Zwecke zu erreichen beſchloß ich, in einer Einleitung darzulegen, wie ſich die Macht der Päpſte und Prieſter im Laufe der Zeit entwickelte, welche Mittel ſie dazu benutzten und welche Wirkung dieſe Mittel auf die Geſellſchaft im Allgemeinen und auf die Prieſter ſelbſt hatten. Dann ſollte die Geſchichte der Geißler, der Albigenſer und Waldenſer, der

Wiedertäufer, der Inquiſition, der Juden-Verfolgungen ꝛc. nachfolgen.

Die Einleitung bot ſehr große Schwierigkeiten, denn ein ſeit Jahrhunderten angeſammeltes Material ſollte in den engen Rahmen eines mäßigen Bandes gezwängt werden. Ferner geboten die Umſtände ganz beſondere Sorgfalt und Vorſicht in der Auswahl dieſes Materials. Die Cenſur exiſtirte noch und abgeſehen von dieſer Beſchränkung durfte ich nur ſolche Thatſachen benutzen und anführen, deren Wahrheit nicht allein mir als unzweifelhaft ſchien, ſondern die auch von den römiſchen Prieſtern ſelbſt nicht angefochten werden konnten.

Der damalige Cenſor in Leipzig war ein Profeſſor Hardenſtern. Er ſandte mir häufig mein Manuſkript mit dicken Strichen verſehen zurück, allein er hatte die mißliebigen Stellen meiſtens wieder frei zu geben, wenn ich ihm bewies, daß ſie dem von der römiſchen Kirche approbirten Buche eines Heiligen oder andern großen Kirchenlichtes entnommen waren.

So erſchien alſo die Einleitung zu meinem Werk, gewiſſermaßen beſtätigt durch die ſächſiſche Regierung, an deren Spitze ein römiſch-katholiſcher König ſtand. Das Buch wurde auch, außer in Oeſterreich, nirgends confiszirt und die Wahrheit nicht einer einzigen der darin angegebenen Thatſachen iſt ſelbſt von der römiſchen Geiſtlichkeit, obwohl ſie das Buch wie begreiflich höchlich verdammte, angefochten oder gar widerlegt worden.

Von der Kritik wurde mein Buch durchweg äußerſt günſtig

aufgenommen und meinem Fleiß und Beſtreben die vollſte Anerkennung zu Theil. —

Einige wohlmeinende Freunde ſprachen gegen mich die Meinung aus, daß mein Buch eine noch beſſere Wirkung hervorgebracht haben würde, wenn ich die empörendſten Thatſachen weggelaſſen und bei Beurtheilung der mitgetheilten mehr Mäßigung beobachtet hätte.

Gegen dieſe Anſicht muß ich mich entſchieden erklären. Wollte ich handeln, wie dieſe Wohlmeinenden es verlangen, ſo handelte ich jeſuitiſch. Eine Linie, die nicht gerade iſt, iſt krumm und entſtellte Wahrheit iſt Lüge.

Es iſt allerdings möglich, daß einigen Katholiken die von mir mitgetheilten Thatſachen ſo unglaublich ſcheinen, daß ſie dieſelben für böswillige Erfindungen halten, worin ſie natürlich von ihren Geiſtlichen beſtärkt werden; allein ſollte ich aus dieſem Grunde mich gerade der wirkſamſten Waffen berauben? Wer mich der Lüge beſchuldigt, der mag offen auftreten; ich will ihm beweiſen, daß, was er als Lüge bezeichnet, den Schriften eines verehrten Heiligen, Biſchofs oder Prälaten wörtlich entnommen iſt.

Was nun meine Urtheile anbetrifft, ſo ſind ſie allerdings oft in herben und derben Worten ausgedrückt, allein ich frage, welche Anſprüche hat denn die römiſche Kirche auf eine rückſichtsvolle und zarte Behandlung? Die Wahrheit ſagen iſt in der That nicht ſo grob, als Jemand verbrennen, weil er an eine handgreifliche Lüge nicht glauben kann! Nein! was ich für ſchlecht halte, das werde

ich ſchlecht nennen. Der Ausdruck meiner Entrüſtung über dieſe oder jene römiſche Niederträchtigkeit muß dieſer Entrüſtung angemeſſen ſein, und iſt dies abſichtlich nicht der Fall, dann lüge ich und bin ebenſo verächtlich wie diejenigen, welche ich table.

Die römiſche Kirche iſt kein Freund der Menſchheit, deſſen Schwächen und Gebrechen aufzudecken und zu verhöhnen mir Schande bringen könnte; ſie iſt der noch immer ſtarke, freche und gewiſſenloſe Feind unſerer Freiheit, der die empörendſten Mittel nicht verſchmäht, ſeine Zwecke zu erreichen; Thorheit und Schwäche wäre es, im offenen und ehrlichen Kampfe mit dem Todfeinde dieſer Freiheit die Blößen nicht zu benützen, die er bietet: ich ſtoße hinein mit aller Kraft, und wenn ich kann, nach dem Herzen.

Das Buch iſt nicht für den Gelehrten, auch nicht für den Salon beſtimmt, es iſt für das Volk geſchrieben, und damit daſſelbe es leſe, iſt es geſchrieben wie es geſchrieben iſt. Sind darin vorkommende Thatſachen und Worte nicht immer anſtändig, dann halte man ſich deßhalb an diejenigen Heiligen, Päpſte oder Prieſter, welche ſolche unanſtändige Handlungen begingen, oder unanſtändige Worte gebrauchten; — auf die zarten Nerven parfümirter Dandy's kann man nicht Rückſicht nehmen, wenn man gegen einen frechen, unverſchämten Feind und für die Wahrheit kämpft.

Der zweite Band, „die Geißler" folgte bald dem erſten; allein ehe der dritte noch erſcheinen konnte, brach der Sturm von 1848 los, der mich in Paris fand, wo ich Zeuge der Februar-Revolution wurde. Die Zeit des Schreibens war nun vorläufig vorüber und

mit Tausenden Gleichgesinnter griff ich zum Schwert. Ich focht in erster Reihe und bis zuletzt. Die fürstliche Gewalt hatte bereits überall in Deutschland gesiegt, als wir die Festung Rastatt übergaben, deren Vertheidigung ich als Chef des Generalstabes geleitet hatte.

Ich ward zum Tode verurtheilt, aber nicht einstimmig. Die eine dissentirende Stimme, die Anwendung eines in Bezug darauf erlassenen Gesetzes und ein Zusammentreffen anderer glücklicher Umstände erretteten mich vom Tode; allein ich ward volle sechs Jahre in der einsamen Zelle eines pennsylvanischen Gefängnisses lebendig begraben.

Wen die Einsamkeit eines solchen Gefängnisses nicht geistig zertrümmert, den läutert und kräftigt sie. Manche meiner Leidensgefährten starben, manche kehrten mit zerstörtem Körper und Geist hülflos in die Welt zurück. Es war im Herbst 1855, als ich mein Grab verließ. Weder mein Geist noch meine Gesundheit hatten gelitten; im Gegentheil, was Andere zerstörte, hatte mich gekräftigt.

Von der regierenden Gewalt verfolgt und von Ort zu Ort getrieben, hatte ich nach England zu fliehen, „to eat the bitter bread of banishment“ — das bittere Brod der Verbannung zu essen.

Der große Bürgerkrieg in Amerika brach aus und im Herbst 1861 schiffte ich hinüber, als Special-Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung und Correspondent der London Times.

Ich ſah dort viel und lernte viel. In der ſechsjährigen Einſamkeit des Gefängniſſes machte ich innere Entdeckungen und Erfahrungen, und durch den ſechsjährigen Aufenthalt mitten in dem jugendkräftigen Leben und Treiben der großen Republik wurde mir reichliche Gelegenheit gegeben, die praktiſchen Reſultate der Prinzipien zu beobachten und zu prüfen, für deren Verwirklichung wir in Europa Gut und Blut daran geſetzt hatten.

In Amerika wird man häufig von Amerikanern und Deutſchen hören „um Amerika und die Amerikaner zu verſtehen, muß man wenigſtens fünf Jahre im Lande gelebt haben" und ich kann das zur Beherzigung für die Leute hier beſtätigen, welche ſo ſchnell und abſprechend über amerikaniſche Zuſtände urtheilen.

Vertrieben aus meinem Vaterlande wurde ich zwar ein Bürger der großen Republik, in welcher meine Anſichten und Ueberzeugungen mich nicht zum Verbrecher ſtempelten; allein wenn auch dem erweiterten Verſtande die ganze Welt als Vaterland nicht zu klein iſt, ſo hängt doch das Herz jedes Menſchen mehr oder weniger an dem Lande, in welchem ſeine Wiege ſtand und in welchem er ſeine Jugend verlebte. Das Herz des Deutſchen bleibt überall deutſch, wenn auch ſeine Zunge engliſch redet, und Jeder ſehnt ſich danach, Deutſchland wiederzuſehen.

Dieſe Sehnſucht erfaßte auch mich und es verlangte mich, an Ort und Stelle zu ſehen, wie die Saat ſtände, welche wir vor zwanzig Jahren mit Blut und Thränen eingeſäet hatten. Ich kehrte daher im vorigen Jahre als Correſpondent der New-Yorker

„Times“ für „Deutſchland und angränzende Länder“ in mein Geburtsland zurück.

„Der aus dem Jahr 1848 bekannte Corvin iſt aus Amerika zurückgekehrt“ berichtete eine befreundete Zeitung und die andern druckten es nach. Als ich dieſe brillante Anerkennung für ein der Freiheit und dem Volke gewidmetes Leben las, lachte ich hell auf; nicht bitter, ſondern mit dem glücklichen, heitern Sinn, der mich in den Stand ſetzte, ruhigen Auges den ſtandrechtlichen Kugeln entgegenzuſehen, in der wehedurchzitterten, brodſuppendurchdufteten Einſamkeit der entſetzlichen Zuchthauszelle geiſtig und körperlich geſund zu bleiben; die großen und kleinen Miſeren des Flüchtlingslebens mit Humor zu tragen; in des „Schiffbruchs Knirſchen“, wo die Gläubigen zittern, ruhig zu ſchlafen und mitten im „Schlachtendonnerwetter“ meinen Zeitungsbericht zu ſchreiben.

Wer kümmert ſich heute noch um die Leute, welche die Bäume pflanzten, die uns Schatten und Nutzen gewähren! — Ich war mit dem zufrieden, was ich in Deutſchland ſah. Das Blut der Märtyrer von 1848 und 49 und die Thränen ihrer Weiber und Kinder ſind nicht umſonſt gefloſſen. Die Veränderungen in der menſchlichen Geſellſchaft entwickeln ſich eben in ähnlicher Weiſe wie die in der Natur, — allmälig und langſam und es iſt unvernünftig von denen, die doch ſonſt die Wunder leugnen, Wunder zu verlangen.

Von den politiſchen Folgen der Jahre 1848 und 49 will ich

indeſſen hier nicht reden; ich habe mit ihnen hier nichts zu thun, ich will nur den geiſtigen Fortſchritt in Betracht ziehen.

Der unvernünftige Glauben hat in dieſen zwanzig Jahren viel Terrain verloren und die Hauptſtütze deſſelben, das Papſtthum hängt noch an einem ſchwachen Lebensfaden. Die Macht der Pfaffen iſt unterwühlt ſelbſt in Oeſterreich, Italien und Spanien und die ungeheuren Anſtrengungen, die gemacht werden, die aufrecht zu erhalten, ſind nutzlos. Die Preſſe iſt frei und ſogar die dem Papſtthum treueſten Regierungen ſind von der öffentlichen Meinung gezwungen worden, die Wiſſenſchaft gewähren zu laſſen, und ſelbſt in die Nothwendigkeit verſetzt, die Anmaßung der Pfaffen zu bekämpfen.

Unſere Aufgabe iſt es, die errungenen Vortheile zu benützen und der zweckmäßigſte Weg dazu, das Wiſſen unter dem Volke zu verbreiten und vor Allem danach zu ſtreben, den Pfaffen mit und ohne Tonſur die Erziehung der Jugend aus den Händen zu winden.

Wohl weiß ich, daß die proteſtantiſchen orthodoxen Pfarrherrn eben ſo fanatiſch ſind, wie die dummgläubigen Mönche, und daß ſie, wenn ſie die Macht hätten, ihre deſpotiſchen Gelüſte zu befriedigen, dies mit ähnlichen Mitteln thun würden, wie ſie die römiſche Kirche gebrauchte; allein wir können Herrn Knaak und ähnliche Stillſtandshelden ruhig ihre Glaubensdummheiten zu Markte bringen laſſen, das proteſtantiſche Volk lacht darüber und die Paar alten Weiber, die ihnen glauben, thun wenig Schaden. Ich laſſe daher die innerhalb der proteſtantiſchen Kirche auftauchenden Dummheiten

unberückſichtigt, wenigſtens ſind ſie nicht der Hauptgegenſtand dieſes Buches. Ich habe es hier ſpeziell mit den von Rom ausgehenden Dummheiten und Nichtswürdigkeiten zu thun und zeige dem Volk das Geſicht der römiſchen Pfaffheit, wie es in dem Spiegel der Geſchichte erſcheint.

Die erſte Auflage dieſes Buches war bald vergriffen und meine lange Abweſenheit von Deutſchland hinderte mich daran, eine zweite zu veranſtalten. Als ich jedoch im vorigen Jahr von Amerika zurückkehrte, wurde ich von ſehr verſchiedenen Seiten dringend dazu aufgefordert. Im Buchhändler-Börſenblatt wurde das Buch faſt wöchentlich geſucht und es war ſelbſt antiquariſch nirgends zu haben. Ich ſelbſt konnte kein Exemplar auftreiben und hatte es mir von einem Privatmanne zu borgen, welcher es an Jemand verliehen, der es wiederum einem Freunde in einer andern Stadt mitgetheilt hatte!

Obwohl mit mancherlei Arbeiten überhäuft, entſchloß ich mich nun zu einer zweiten Auflage. Die Veränderungen, welche während dieſer zwanzig Jahre in Deuſchland ſtattgefunden hatten, machten eine theilweiſe Umarbeitung nothwendig. Die ganze Einleitung paßte nicht mehr und ich ſchrieb eine andere. Zeitanſpielungen durchzogen das ganze Buch und ich hatte es durchaus zu revidiren und vermehrte daſſelbe durch ein Kapitel, welches ich hauptſächlich dem zweiten Bande entnahm. Ich veränderte auch den Titel, da mir chriſtlicher Fanatismus eine contradictio in adjecto ſchien.

Wenn ich an den mitgetheilten Thatſachen nichts änderte,

höchstens einige hinzufügte, und eben so wenig an dem Styl und Ton des Buches, so that ich das mit voller Ueberlegung. „Narren muß man mit Kolben lausen“ heißt das derbe deutsche Sprichwort und wie ein Anatom, der zum Besten der Menschheit in faulen Körpern wühlt, keine Handschuhe anziehen kann, so kann auch ich den faulen Pfaffenkörper nicht mit Glacéhandschuhen anfassen. Daß ich mir aber bei dem ekelhaften Geschäft eine humoristische Cigarre anstecke, kann mir kein Mensch übel nehmen, und sie kommt ja auch dem Leser zu gut. Ebenso wenig halte ich es für angemessen es aufzugeben, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Wenn ich einen für unanständig gehaltenen Gegenstand überhaupt so bezeichnen muß, daß man versteht, was ich meine, so wird der Gegenstand dadurch nicht anständiger, daß ich umschreibe, was ich mit einem deutschen Wort bezeichnen kann.

Hoffentlich wird mein Buch noch zur Kirchenversammlung fertig, von der sich der Papst die Wiederherstellung der römischen Herrlichkeit verspricht; mein Buch mag den Herren zum Nachschlagen dienen, wenn sie vielleicht vergessen haben sollten, was die römische Kirche vorschreibt und glaubt.

1868 im Oktober.

Corvin.

Vorrede zur dritten Auflage.

Ich war freilich vollständig davon überzeugt, daß mein Pfaffenspiegel ein zeitgemäßes Buch sei; allein dennoch überraschte es mich sehr angenehm, daß bereits nach einigen Wochen eine dritte Auflage nöthig wurde, welche hoffentlich nicht die letzte sein wird.

Ein günstiges Geschick unterstützte die in dem Buche vertretene gute Sache dadurch, daß es gerade um die Zeit seines Erscheinens Dinge an das Tageslicht brachte, welche die in demselben aufgestellte Behauptung bewahrheiteten, daß die in früheren Zeiten innerhalb der römischen Kirche, namentlich in den Klöstern, verübten Ruchlosigkeiten und himmelschreienden Verbrechen keineswegs allein barbarischen Zeitaltern angehörten, sondern daß sie eine natürliche Folge des in der römischen Kirche herrschenden, unwandelbaren Princips sind, und heute noch eben so vorkommen, wie vor tausend Jahren, nur in vielleicht noch schrecklicherer und mehr raffinirter Nichtswürdigkeit.

Als die römiſche Kirche noch über Kaiſer, Könige und Volk unumſchränkt gebot, hielten es die Pfaffen kaum für der Mühe werth, ihre Gewaltthätigkeiten zu verbergen, da die Kirche ſelten den Willen, und das weltliche Geſetz nicht die Macht hatte, die unter dem Deckmantel der Religion verübten Scheußlichkeiten zu verhindern, oder zu beſtrafen. Das hat ſich indeſſen ſeit der Reformation und den aus derſelben ſich entwickelnden Revolutionen geändert. Selbſt ſolche Kaiſer und Könige, welche noch ſehr geneigt wären, die römiſche Kirche gewähren zu laſſen, weil die durch dieſelbe beförderte Verdummung der Despotie günſtig iſt, — ſind von der öffentlichen Meinung, welche durch den Arm des Volks manchmal Throne zertrümmert und Kronen, — ſammt den Köpfen — herunterſchlägt, gezwungen worden, ihrer unumſchränkten Gewalt feierlich zu entſagen und ihre despotiſchen Gelüſte hinter ſogenannten Konſtitutionen zu verbergen, über welche ſie lachen mögen, die aber das Volk ſicher zur Wahrheit machen wird, wenn es ſich erſt von der geiſtigen Knechtſchaft der Kirche befreit und damit unehrlichen Fürſten alle Hoffnung auf die Rückkehr zur alten despotiſchen Herrlichkeit abgeſchnitten hat.

Die Fürſten, die ſich jetzt ſelbſt dem Geſetz fügen müſſen, können die Pfaffen nicht länger ſchützen, welche verfaſſungsmäßige Geſetze verletzen, denn die öffentliche Meinung verlangt gleiches Recht für alle und will Privilegien der Kirche und ihrer Diener nicht länger dulden.

Die römiſche Kirche hält jedoch ihre Grundſätze und Geſetze für

vollkommen und erklärt, daß der Zeitgeiſt auf Abwegen ſei und durch ein Konzil wieder in das althergebrachte Geleiſe gebracht werden müſſe; und die einzige Konzeſſion die ſie, aus Nothwendigkeit, macht, iſt, daß ſie die ihr unberechtigt erſcheinende ſtaatliche Gewalt, welche ihren ungeſetzlichen Handlungen Schranken ſetzen und gar beſtrafen will, betrügt und als Verbrechen denuncirte Vorgänge mit der dreiſteſten Unverſchämtheit ableugnet und alle Beweiſe möglichſt ſchnell vernichtet oder ſonſt aus dem Wege räumt. Daß bei einem ſolchen Zuſtande die Opfer kirchlicher Tyrannei nicht beſſer wegkommen, als im Mittelalter, liegt auf der Hand.

Nach den Enthüllungen, welche innerhalb der letzten zwanzig Jahre gemacht worden ſind, läßt es ſich mit Beſtimmtheit annehmen daß alle Verbrechen, welche in meinem „Pfaffenſpiegel“ nach authentiſchen Quellen berichtet ſind, auch noch heutzutage innerhalb der römiſchen Kirche und namentlich in den Klöſtern begangen, aber nur ſorgfältiger geheim gehalten werden und daß es daher eine von der Menſchlichkeit gebotene Pflicht iſt, die Regierungen auf dem geſetzlichen Wege zu veranlaſſen, die ſtrengſten Unterſuchungen anzuordnen, und ferner alle Ausnahmsgeſetze für Prieſter, oder die Kirche im Allgemeinen, aufzuheben und die Gleichheit vor dem Geſetz eine Wahrheit werden zu laſſen.

Schließlich erſuche ich nochmals alle Leſer, welche es mit der Menſchheit wohl meinen, mir unter der Adreſſe der Verlagshandlung Mittheilungen über pfäffiſche Nichtswürdigkeiten zu machen, die zu ihrer Kenntniß kommen, und deren Unterſuchung an geeigneter

Stelle angeregt werden ſoll, ohne den Namen der Mittheiler zu nennen. Unzweifelhafte Fälle ſollen dann in folgenden Auflagen und auch durch die Zeitungen zur Kenntniß des Publikums gebracht werden.

Rorſchach am Bodenſee, Auguſt 1869.

Corvin.

Inhalt.

Seite

Vorrede zur zweiten Auflage V
Vorrede zur dritten Auflage XVIII
Einleitung 1
Wie die Pfaffen entstanden sind 31
Die lieben, guten Heiligen 61
Die heilige Trödelbude 97
Die Statthalterei Gottes in Rom 143
Sodom und Gomorrha 257
Die Mönchere i 319
Der Beichtstuhl 391

Einleitung.

„Je erhabener göttliche Dinge ſind, je ferner ſie von der Sinnenwelt abliegen, deſto mehr muß ſich das Streben unſerer Vernunft nach ihnen richten; der Menſch wird wegen der ihn auszeichnenden Vernunft mit dem Bilde Gottes verglichen; daher ſoll der Menſch ſie auf nichts lieber richten, als auf den, deſſen Bild er durch ſie vorſtellt.“

Abälard.

Wenn der ſchwache Menſch ſich unter den Schlägen des Unglücks erliegen fühlt und weder in ſich ſelbſt, noch in Andern, noch überhaupt irgend wo auf Erden Troſt und Hülfe für ſeine Leiden findet, dann treibt ihn ein natürlicher Hang dazu, ſich mit der in Gefühlen, Gedanken oder Worten ausgedrückten Bitte an die von Jedem geahnte, wenn auch nicht begriffene Macht zu wenden, welcher er den Urſprung und die Erhaltung alles Beſtehenden, der Welt, zuſchreibt und die wir mit dem allgemeinen Namen Gott bezeichnen.

Es kann nur eine Weltурſache, einen Gott geben, aber das Weſen — die Beſchaffenheit und Art dieſer ſchaffenden und erhaltenden Kraft iſt das große Weltgeheimniß, welches nie ergründet wurde, nie ergründet werden wird und nie ergründet werden kann.

Jeder Menſch, der überhaupt eines Gedankens fähig iſt, macht ſich indeſſen von dieſem Weſen eine Vorſtellung, welche dem Grade der Ausbildung der ihm mit der Geburt gegebenen Vernunft angemeſſen iſt. Dieſe Vorſtellung iſt ſein Gott, und ſomit iſt jeder Menſch der Schöpfer ſeines Gottes.

Die Vernunft entwickelt ſich in Folge ſehr mannigfaltiger Einflüſſe ſehr verſchieden, und wie es kaum zwei Menſchen gibt, die durchaus körperlich gleich ſind, ſo gibt es auch nicht zwei, deren geiſtige Ausbildung oder Entwicklung genau dieſelbe iſt.

Daraus folgt, daß es, strenge genommen, eben so viele Götter als Menschen gibt, — das heißt Vorstellungen von Gott.

Was verschiedene Menschen für eine Ansicht über die Natur der Sonne haben, ändert die Sonne nicht, und Gott bleibt derselbe, wie verschieden sich auch die Vorstellung der Menschen gestalten mag. Der Neger, der vor dem von ihm selbst geschnitzten Fetisch kniet, welcher der verkörperte Ausdruck seiner Gott-Vorstellung ist, wie der Indier, der Feueranbeter, der Muhametaner, Jude oder Christ, — alle beten zu demselben Gott, und die sogenannten Materialisten und Atheisten, die nicht beten, haben nur eine von der mehr allgemeinen abweichende Ansicht. Die sogenannten Gotteslängner verneinen nicht eigentlich das Vorhandensein Gottes, was eine absolute Dummheit wäre, sondern erklären sich nur gegen die Vorstellung von einem persönlichen Gott.

Alle Gottvorstellungen sind zwar aus ein und derselben Urquelle geschöpft; allein je nach den Einfluß übenden verschiedenen Verhältnissen bildeten sie sich verschieden und oft zu so seltsam und wunderlich erscheinenden Formen aus, daß es selbst dem kundigen, denkenden Forscher schwer wird, den gemeinschaftlichen Ursprung nachzuweisen.

Da nun die Gottvorstellung die Grundlage jeder Religion ist, so erklärt sich einerseits das Vorhandensein so vieler verschiedener Religionen und andrerseits wieder der Umstand, daß Völker, die sich unter denselben oder ähnlichen Verhältnissen entwickelten, dieselbe Religion haben.

Das Nachweisen des gemeinschaftlichen Ursprunges der verschiedenen Religionen würde ein eigenes Werk erfordern, und da es für den mir vorliegenden Zweck genügt, so beschränke ich mich darauf, eine Skizze von dem allgemeinen Entwicklungsgange aller Religionen zu geben.

Als die Erde in ihrer Entwicklung auf dem dazu geeigneten

Punkt angelangt war, entstanden Menschen. Diese empfanden die angenehmen und unangenehmen Wirkungen der verschiedenen Naturerscheinungen zum ersten Mal, und da sie mit Vernunft begabt waren, so forschten sie bald, oder vielmehr machten sich Gedanken über deren Ursprung.

Die unmittelbarsten Eindrücke empfanden sie von der Witterung, und Regen, Wind, Gewitter, Hitze und Kälte waren um so mehr geeignet, ihre Neugierde zu erregen, als deren Urheber ihren Augen verborgen waren.

Die Veränderungen, welche vor Regen und Gewitter am Himmel vorgingen, konnten sie indessen sehen, und da der Regen und der Blitz aus den Wolken kamen, so lag es sehr nahe, die verborgenen Urheber „im Himmel," das heißt in den Wolken zu suchen.

Die Sonne, von welcher Tag und Nacht, Hitze und Kälte mit ihren Wirkungen abhängen, mußte natürlich ebenfalls ein hauptsächlicher Gegenstand ihrer verwunderten Betrachtung werden.

Auch der Wechsel der Jahreszeiten mit seinen Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten mußte die Frage nach dessen Ursache erzeugen.

Da die Erfahrung, die Mutter aller Wissenschaft, noch in der Kindheit war, so bewegte sich die Phantasie, das ungeregelte Spiel der Vernunft, nur in dem sehr beschränkten Kreise des Sichtbaren und knüpfte daran ihre Schlüsse in Bezug auf das Verborgene. Als handelnde Wesen kannte man nur Thiere und Menschen und die Geschöpfe der Phantasie, die man als die Urheber der genannten Naturerscheinungen dachte, konnten nur thier- oder menschenähnliche Wesen sein.

In manchen Menschen ist die Phantasie reger als in andern, und sie theilten mit, was sie über die Handlungen und Verhältnisse dieser Wesen zu einander dachten und aus den Aeußerungen der ihnen zugeschriebenen Thätigkeit erfanden. So entstanden Märchen

und Sagen, welche durch die mit besonders lebhafter Phantasie begabten Menschen, Dichter, immer weiter ausgesponnen, in mehr oder minder vernünftigen Zusammenhang gebracht und mit Personen bevölkert wurden.

Solche in der Kinderstube des Menschengeschlechts entstandene Märchen pflanzten sich als wirklich geschehen, von Geschlecht zu Geschlecht fort, und ihre Spuren sind noch nach Jahrtausenden selbst unter den am weitesten entwickelten Völkern nachzuweisen, und üben noch heute einen gewissen Einfluß. Das wird einem Jeden begreiflich sein, der sich über seine eigenen Gefühle und Empfindungen Rechenschaft gibt. Selbst der aufgeklärteste und gebildetste Mann wird noch am Ende seines Lebens Anklänge der Eindrücke entdecken, die er in seiner Kinderstube empfing; es wird keinem gelingen, sich absolut von dem Ammenmärchen loszumachen.

Da sich die Urmenschen die in den Wolken oder an andern ihnen unzugänglichen Orten vermutheten Urheber der Naturerscheinungen — „Götter" — nur als mächtigere Thiere oder Menschen dachten, so schrieb man ihnen natürlich auch dieser Vorstellung angemessene Empfindungen zu, wie Zorn, Haß, Rache, Wohlwollen, Güte u. s. w. Da sich nun der Zorn von Menschen besänftigen und dessen Aeußerung abwenden läßt, so lag der Gedanke nahe, dies auch mit den Göttern zu versuchen, und so entstanden die Opfer.

Diese Opfer bestanden in Gegenständen, die Menschen angenehm waren, und da die Götter im Himmel wohnten und diese Opfer nicht abholten, so mußte man sie ihnen in den Himmel senden, was in keiner andern Weise geschehen konnte als dadurch, daß man sie verbrannte, da doch wenigstens der Geruch und Rauch zum Himmel aufstiegen.

Die geschäftige Phantasie bildete sich bald eine Theorie über die Wirkung dieser Opfer, und da man dabei nie den menschlichen, oder rein sinnlichen Standpunkt verließ, so kam man natürlich zu

dem Schluß, daß das, was Menschen ganz besonders angenehm, was selten und daher schwer zu verschaffen, was ihnen vorzüglich lieb war, den Göttern das angenehmste Opfer sein müsse.

Da nun aber der Zorn der Götter oft schwer zu besänftigen war, das heißt da unangenehme Naturerscheinungen oft lange dauerten und man viele Opfer gebrauchte, bis sie mit ihren Wirkungen aufhörten, solche seltene den Göttern besonders angenehme Opfer aber schwer zu verschaffen waren und dem Einzelnen oft fehlten, so vereinigten sich Viele, den Bedarf für die Götter herbeizuschaffen, da Alle den Wunsch haben mußten, sie zu versöhnen. So bildeten sich Opfervereine, die wohl als der Anfang der Religion bezeichnet werden können.

Die herbeigeschafften Opfervorräthe mußten aufbewahrt und endlich den Göttern dargebracht werden, und es wurden bald besondere Personen mit diesem Geschäft beauftragt. So entstanden Priester.

Da diese Priester diejenigen Personen waren, welche den Göttern, die man sich stets als mehr oder weniger idealisirte Menschen dachte, die Opfer darbrachten, also mit ihnen in unmittelbare Verbindung traten, so lag der Gedanke nahe, daß die Götter ihnen als den wirklichen Spendern besonders günstig seien und ihnen zunächst ihre Wünsche mittheilten. Daraus folgte wieder, daß man ihnen einen gewissen Einfluß auf die Entschlüsse der Götter zuschrieb und sich um ihre Gunst bemühte, damit sie diesen vorausgesetzten Einfluß für diejenigen anwendeten, welche sich ihre Zuneigung zu erwerben verstanden.

Herrschsucht liegt aber in der Natur jedes Menschen, und es ist begreiflich, daß den Priestern der von ihnen erlangte Einfluß angenehm war und sie denselben zu erhalten und zu vermehren trachteten. Sie wußten freilich, daß die in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Göttern gehegten Voraussetzungen irrthümliche waren; allein der Irrthum hatte dieselbe Wirkung wie ihn die Wahrheit

gehabt haben würde, und es lag in ihrem Intereſſe, denſelben zu erhalten und zu vermehren.

Die Prieſter in dieſer Kinderperiode der Menſchheit glaubten übrigens ſelbſt an die Götter und hatten von ihrer Natur im Hauptſächlichen dieſelbe Vorſtellung wie die übrigen Menſchen; ſie hielten daher eine unmittelbare Verbindung mit denſelben für keineswegs unerhört oder unmöglich, und Träume und Viſionen, über deren Urſprung und Natur die Erfahrungen noch gering waren, mochten ſie darin beſtärken, daß ein ſolcher Verkehr mit den Göttern nicht nur möglich ſei, ſondern auch wirklich ſtattfinde.

So entſtand denn allmälig in Folge unabſichtlicher und abſichtlicher Täuſchung über die Beziehung zwiſchen Göttern, Prieſtern und den andern Menſchen ein Syſtem, welches auf dem Glauben beruhte, den das Volk den Ausſagen der Prieſter ſchenkte. Dieſe, die vertraut mit den Göttern waren, wußten was dieſen angenehm und unangenehm war, und ſie verſtanden es, die Sprache zu deuten, durch welche ſie ſich den Erdenkindern mittheilten. Die Prieſter ordneten die Art und Weiſe an, wie die Opfer gebracht werden ſollten, und daß ſie bei all dieſen Anordnungen ſich ſelbſt nicht vergaßen, verſteht ſich wohl von ſelbſt. So wuchs das Anſehen der Prieſter von einem Menſchenalter zum andern immer mehr, und ſie waren die eigentlichen Herrſcher des Volks.

Außer den im Himmel, das heißt in den Wolken, wohnenden Göttern gab es aber auch auf der Erde dem Menſchen mehr oder weniger furchtbare Gewalten; zunächſt ſtarke und reißende Thiere und endlich Menſchen, die ihre größere körperliche Kraft zum Nachtheil Anderer anwandten. Gegen dieſe mußte man ſich ſchützen, und es iſt begreiflich, daß Diejenigen, welche vermöge größerer Kraft, größeren Muthes und Geſchicklichkeit ſich bei der Jagd und im Kriege auszeichneten, Einfluß und Macht unter ihren Mitmenſchen erwarben. Sie wurden Häuptlinge, — Fürſten.

Verstand und Körperkraft sind nur selten in gleichem Maße in denselben Menschen vereinigt, und als im Laufe der Zeit die Verhältnisse der Gesellschaft verwickelter wurden, ward auch das Herrschen schwieriger, und Fürsten und Priester fanden es zweckmäßig, sich gegenseitig zu unterstützen, wobei je nach den Umständen bald die Gewalt der Fürsten, bald die der Priester überwog.

Die Religion wurde daher die Stütze der Despotie und umgekehrt.

Viele sind stärker als Einer, und da sich die Interessen des Einen nicht immer mit denen der Vielen vertragen, so würde es noch häufiger vorkommen, als es der Fall war und ist, daß die Vielen den Einen zwingen, nach ihrem Willen zu regieren, wenn nicht die Religion, die auf die Furcht vor den verborgenen, mächtigen Göttern gegründet war, ein solches Auflehnen durch den Mund ihrer anerkannten Vertreter, der Priester, als ein Verbrechen gegen diese Macht schon deshalb gestempelt hätte, weil durch die Verminderung der Macht der Despoten die der Priester gefährdet wurde, indem diese sie dazu gebrauchten, den gefährlichsten Feind der von ihnen erfundenen Religion zu bekämpfen.

Dieser Feind ist die Vernunft, das Denken und die daraus folgende Erkenntniß, die Wissenschaft.

Die Macht der Priester und alle Religion beruhte auf der Phantasie, welche in der Kinderperiode der Menschheit die Götter erschuf. Die Spekulation der Priester bildete diesen traditionellen Glauben zu einem komplizirten System aus, welches aus Täuschungen und Erdichtungen zusammengesetzt und von vorn herein auf Einbildungen erbaut war.

Je mehr sich in den Menschen die Vernunft entwickelte und sie anfingen zu beobachten und zu denken, das heißt aus Erfahrungen Schlüsse zu ziehen, desto häufiger entdeckten sie, daß manche von den Priestern als positive Wahrheiten ausgegebene Dinge gerade das

Gegentheil waren, was natürlich Mißtrauen gegen andre Behauptungen erzeugte, auf denen die Prieſtergewalt hauptſächlich geſtützt war. Jeder Schritt, den die Wiſſenſchaft vorwärts that, trat irgend einer Prieſterlüge auf den Kopf.

Es war daher eine Lebensfrage für das Anſehen der Prieſter, oder was ſie mit ſich ſelbſt zu identifiziren verſtanden, der Religion, die Entwicklung der Vernunft nach Kräften zu hemmen und die Verbreitung der unvertilgbaren Reſultate der Wiſſenſchaft zu verhindern, was zunächſt durch die deſpotiſche Macht geſchehen konnte.

Da nun aber häufig Conflikte zwiſchen der Herrſchſucht der Prieſter und derjenigen der Fürſten entſtanden, ſo waren die erſteren darauf bedacht, für ihre Macht eine noch feſtere Begründung zu ſchaffen, als ſie das ſie mit den Deſpoten verbindende gemeinſchaftliche Intereſſe darbot, welches nur bis zu einer gewiſſen Grenze gemeinſchaftlich war. Das Verfahren der Prieſter, um dieſen ſelbſtſüchtigen Zweck zu erreichen, war eben ſo praktiſch als für die Menſchheit und deren geiſtige Entwicklung verderblich; der menſchliche Geiſt mußte der Aufklärung möglichſt unzugänglich und ſchon von Kindheit an in eine Form gezwängt werden, welche ihn nöthigte, ſich in der gewünſchten Weiſe zu entwickeln. Zu dieſem Ende bemächtigten ſie ſich der Erziehung der Jugend.

Das genügte indeſſen ihrer Vorſicht noch nicht. Dieſes Lehrerverhältniß mußte für das ganze Leben beibehalten und die Herrſchaft der Prieſter über die Seele der Menſchen in ſolcher Weiſe ausgedehnt werden, daß dieſe von der Wiege bis zum Tode keinen Gedanken denken konnten, von dem die Prieſter nicht Kenntniß erhielten.

Das Mittel dies vollkommen zu erreichen war, in den Menſchen die Furcht zu pflanzen vor entſetzlichen Gefahren (die einzig in dem Gehirn der Prieſter ihren Urſprung fan-

den) und gegen welche allein die Priester die Mittel zu vergeben hatten.

Es ist hiermit keineswegs gesagt, daß alle Priester bewußte Betrüger waren. Das wohlersonnene und consequent durchgeführte System verfehlte seine Wirkung auf die Priester selbst nicht, welche aus dem Volk hervorgingen und nach der als zweckmäßig und nothwendig erkannten Art erzogen worden waren. Ein großer Theil der Priester glaubte wirklich, was sie lehrten, und diejenigen, die nicht glaubten, begriffen bald den Vortheil, den es ihnen brachte, den Glauben im Volke zu erhalten.

Der Glaube war der Hauptpfeiler des ganzen von den Priestern erbauten Religionsgebäudes, und da mit seiner Zerstörung dasselbe durchaus fallen mußte, so war es die Hauptsorge aller Priester, diesen Glauben als das Heiligste und Unantastbarste hinzustellen und schon den bloßen Zweifel, welcher der Vernunft den Weg bahnte, als ein Verbrechen darzustellen, welches die Götter als das schrecklichste von allen bestraften.

Dieser Gedanke, welcher schon seit Jahrtausenden von Priestern aller Religionen den Kindern eingeprägt wurde und sich von Generation zu Generation forterbte, behauptete sich unter den Menschen mit solcher Gewalt, daß noch heute, nachdem die Vernunft und die trotz aller Hemmnisse unaufhaltsam fortschreitende Wissenschaft die Abgeschmacktheit aller auf den Glauben gegründeten Religionen erkannt hatte, selbst Nichtgläubige es nicht wagen dürfen zu sagen: ich glaube nicht an Gott, ohne unter Millionen Entsetzen zu erregen, obwohl mit diesen Worten doch weiter nichts ausgedrückt ist als: die Vorstellung, welche ich, ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, von der Weltursache, von Gott, habe, ist eine durchaus andere als diejenige, welche die Mehrzahl der Menschen vor Jahrtausenden hatte, und welche noch die Basis der heutigen herrschenden Religion bildet.

Da nun der Glaube sich als der Hauptfeind des menschlichen

Fortschritts erwies und noch erweist, und es Zweck dieses Buches ist, zu der Wegräumung dieses mächtigen Hindernisses beizutragen, so wird es nöthig sein, die Natur desselben zu untersuchen.

Was ich aus eigener Erfahrung kenne, brauche ich nicht zu glauben, das weiß ich; ich kann nur glauben oder nicht glauben, was ich aus dieser Erfahrung schließe, oder was mir Andere als ihre Erfahrung, oder als Schlüsse, die aus derselben gezogen sind, mittheilen.

„Es gibt zwei Arten von Glauben: der vernünftige und der unvernünftige und ihre Erklärung liegt schon im Beiwort. Was meine Vernunft als möglich annimmt, kann ich glauben ohne unvernünftig zu sein, selbst wenn das mir als Faktum mitgetheilte nicht wahr sein sollte; glaube ich aber an das Geschehensein einer Handlung, welche meine Vernunft als unmöglich erkennen muß, so ist mein Glaube ein unvernünftiger.

Der Maßstab, den die Vernunft für die Möglichkeit einer Sache hat, ist ursprünglich einzig und allein die Erfahrung. Beispiele werden meine Ansicht klarer machen als Definitionen.

Erzählt mir Jemand, er habe im Oktober einen Kastanienbaum blühen gesehen und ich glaube ihm, so ist mein Glaube ein vernünftiger, selbst wenn derjenige, der mir die Sache erzählt, eine Unwahrheit sagen sollte. Ich selbst habe Kastanienbäume oder andere Pflanzen um diese Zeit blühen gesehen, welche sonst nur im Frühjahr zu blühen pflegen und dasselbe ist mir von vielen Personen bekannt, von denen ich keinen Grund habe anzunehmen, daß sie eine Unwahrheit sagen.

Man sagt, die Sonne sei einundzwanzig Millionen Meilen entfernt. Ich glaube es, und mein Glaube ist kein unvernünftiger, obwohl ich die Entfernung nicht gemessen habe, da mir dazu die Mittel, das heißt die nöthigen Kenntnisse fehlen. Ich habe aber Kenntnisse genug, um durch Berechnung der Entfernung von mir zu Punkten zu messen, zu denen ich nicht mit dem Maßstab ge-

langen kann und habe die Richtigkeit meiner Rechnung durch Abschreiten oder mit dem Maßstab nicht selten geprüft, wenn das Hinderniß, welches mich von dem Gegenstand trennte, vielleicht später hinweggerämt wurde. Ich weiß daher, daß die Wissenschaft Mittel bietet die Entfernung von Punkten zu messen, zu denen man nicht gelangen kann. Mein Glaube ist daher auf Erfahrung begründet, also vernünftig.

Es theilt mir Jemand mit, ein Mensch sei von Liverpool nach New-York durch die Luft geflogen. Wenn ich es glaube, so mag man mich leichtgläubig nennen, allein mein Glaube ist kein absolut unvernünftiger, denn ich weiß aus Erfahrung, daß der Unterschied zwischen der Schwere des Körpers und der Luft durch verschiedene Mittel ausgeglichen werden kann und sehe Vögel fliegen mit Hülfe einer mechanischen Vorrichtung, der Flügel.

Sagt man mir, es habe ein Mensch durch sein Wort einen Körper geschaffen, das heißt ohne andere vorhandene Stoffe zur Hülfe zu nehmen, aus dem Nichts hervorgerufen, und ich glaube es, so ist mein Glaube ein unvernünftiger, denn ich selbst kann durch meinen Willen nicht einmal ein Staubkorn schaffen, noch ist es jemals bewiesen worden, daß es von einem Menschen geschehen ist.

Glaubt man, daß ein Gemälde oder ein Steinbild geredet oder eine willkürliche Bewegung gemacht habe, so ist dieser Glaube ein unvernünftiger, da eine solche That allen Erfahrungen widerspricht. Trotzdem mögen Personen, welche behaupten Aehnliches erlebt zu haben, nicht absolut Lügner zu nennen sein, da die Erfahrung lehrt, daß es Seelenzustände gibt, in denen sich Menschen so fest einbilden, Dinge zu sehen oder zu hören, daß sie dieselben für Wahrheit halten, während sie in der That nur auf Sinnentäuschung beruhen.

Der Kreis unserer persönlichen Erfahrung kann wegen der Kürze unseres Lebens selbst bei den Gebildetsten nur beschränkt

ſein und wir würden uns gewiſſermaßen in die hülfloſe Lage der erſten Menſchen verſetzen, wenn wir allein das als wahr annehmen oder glauben wollten, was wir von unſern eigenen Erfahrungen und den daraus gefolgerten Möglichkeiten auf dem Wege des vernünftigen Denkens ableiten. Die wirklich feſtgeſtellten Erfahrungen vor uns lebender Beobachter ſind das koſtbarſte, nie wieder zu verlierende Erbtheil des lebenden Geſchlechtes.

Die Vernünftigkeit des Glaubens an dieſe die Erfahrung begründenden Thatſachen hängt von den Gründen ab, welche wir haben, an die Wahrhaftigkeit der Perſonen zu glauben, von welchen ſie uns mitgetheilt wurden, wie auch von dem Grad ihrer geiſtigen Ausbildung, ihrem Charakter und ob ſie fähig ſind, eine abſichtliche Unwahrheit zu ſagen, wenn es ihrem Intereſſe dienen kann; ferner ob die berichtete Thatſache iſolirt daſteht; ob gleichartige von Andern beobachtet wurden; ob ſie ganz bekannten Naturgeſetzen in beſtimmter Weiſe zuwider ſind und von vielen andern Gründen. Die Glaubwürdigkeit einer mitgetheilten Thatſache beruht daher *zunächſt* auf der Autorität der Perſon, von welcher ſie berichtet wird, und ob ſie wirklich als ſelbſt geſehen oder erfahren, oder als geglaubt, von Hörenſagen angegeben wird.

Auf Erfahrung beruht die *Wiſſenſchaft*; die Thatſachen ſind die Sproſſen der Leiter, welche unſere Vernunft zur Erkenntniß der Wahrheit führen und daher iſt die Wiſſenſchaft der Todtfeind des unvernünftigen Glaubens, da ſie ihn als ſolchen erkennen lehrt und mit dieſer Erkenntniß vernichtet.

Unvernünftigen Glauben nennt man gewöhnlich *Aberglauben* und nach der Erklärung, die ich von der Entſtehung der Religion gegeben habe, kann ich ohne alles Bedenken den religiöſen Glauben als unvernünftigen oder Aberglauben bezeichnen. Dies gilt nicht nur von den Religionen der erſten Menſchen, ſondern von allen noch jetzt auf der Erde beſtehenden Religionen, von denen ſich ohne Schwierigkeit nachweiſen läßt, daß ſie nur eine

in der Form veränderte Erweiterung der „vom Himmel," das heißt aus den Wolken gekommenen Urreligion sind.

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind."

Wenn wir die vergangenen und bestehenden Religionen untersuchen, so finden wir, daß sie alle, ohne Ausnahme, auf Wunder gegründet sind, welche der Dichter sehr richtig als das Kind des (religiösen) Glaubens bezeichnet.

Im Allgemeinen nennt man Wunder jede Erscheinung, Handlung oder Thatsache, deren Ursprung die Wissenschaft nicht angeben und nachweisen kann; ja wir dehnen den Begriff dieses Wortes auch auf solche Erscheinungen aus, deren Ursachen wir wohl kennen, die uns aber als ungewöhnlich oder besonders merkwürdig auffallen, und in diesem Sinn reden wir zum Beispiel von Naturwundern.

Obwohl nun auch die Religion, das heißt die Priester, solche natürliche Wunder zu ihren Zwecken benutzte, als deren Ursachen dem Volk noch unbekannt waren, so ist doch das eigentliche religiöse Wunder ganz anderer Art und charakterisirt sich dadurch, daß es gegen die Natur ist, das heißt eine Aufhebung der bekannten Naturgesetze vorausgesetzt.

Den Völkern früherer Zeiten erschien eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, oder ein Komet als ein Wunder, und derselbe Fall war es mit einer Menge von Erscheinungen, deren Ursprung die jetzige Wissenschaft nicht nur ganz klar nachweist, sondern auch ganz genau im Voraus berechnet. — Manchen wilden Völkern ist ein Streichhölzchen noch ein Wunder und selbst unsern eigenen niedern Volksklassen erscheint Manches als Wunder, was dem Gebildeten eine alltägliche Erscheinung ist.

Die Priester, welche hauptsächlich mit den Göttern zu verkehren und ihren Willen zu erforschen hatten, der sich, wie wir gesehen haben, für sie in Naturerscheinungen äußerte, mußten

durch Beobachtung wohl zunächst mit der Thatsache bekannt werden, daß es bestimmte Naturgesetze gebe. Indem sie ihre Erfahrungen von Priestergeschlecht zu Priestergeschlecht fortpflanzten, kamen sie auf dem Wege der Wissenschaft allmälig zur Kenntniß von Dingen die sie für sich behielten, da sie diese Kenntniß zur Erhöhung ihres Ansehens beim Volke äußerst brauchbar fanden. Einen Beweis dafür finden wir in dem Verhalten der alten egyptischen Priester, die in der Erkenntniß der Natur und der Eigenschaft vorhandener Dinge sehr weit vorgeschritten waren und Erfindungen und Entdeckungen machten, die erst nach sehr vielen Jahrhunderten auf andern Wegen ebenfalls entdeckt und allgemein bekannt wurden. Man fand z. B. in egyptischen Gräbern metallene Gegenstände, deren Hervorbringung man sich gar nicht erklären konnte, bis man erst in diesem Jahrhundert durch die Erfindung der Galvanoplastik in den Stand gesetzt wurde, zu erkennen, daß sie auf galvanoplastischem Wege gemacht waren. Diese Kunst setzt aber schon bedeutende andere Erfahrungen und Entdeckungen in Bezug auf die Eigenschaften natürlicher Substanzen voraus.

Daß die egyptischen Priester die Wissenschaft zu dem eben angeführten Zwecke benutzten, wissen wir mit Bestimmtheit. Sie verrichteten Handlungen, welche die übrigen Menschen als Wunder betrachteten und viele Schriftsteller der alten Zeit berichten von egyptischen Künsten und egyptischer Wissenschaft.

Ich erwähne diese egyptische Wissenschaft insbesondere deßhalb, weil sie die Mutter der in der Bibel erzählten Wunder ist, die wieder die Veranlassung zu den Wundern der römisch-katholischen Kirche wurden, welche jedoch meistens keineswegs mit Hülfe der Wissenschaften hervorgebracht, sondern von den Priestern erfunden wurden. Wunder, wie sie die Egypter thaten, setzten Kenntnisse voraus, die schwer zu erlangen waren; allein die Priester fanden, daß sich noch wunderbarere Dinge *erfinden* ließen, die mit Rücksicht auf ihren Zweck, ganz dieselbe Wirkung hervorbrachten, da sie

geglaubt wurden; geglaubt, weil sie als Thatsachen von Männern erzählt wurden, an deren Autorität man nicht zweifelte und die zum Theil selbst glaubten.

Eigentliche Wunder, das heißt Dinge, welche gegen die Naturgesetze sind, kann es nicht geben; was geschieht, geschieht auf natürliche Weise und entspringt aus natürlichen Ursachen und wenn wir diese Ursachen nicht erkennen können, da unsere Kenntniß von den Eigenschaften und Kräften der Natur noch beschränkt ist, so ist die Annahme doch eine durchaus vernünftige, wie aus den folgenden Auseinandersetzungen hervorgehen wird.

Viele gebildete Leser werden sich darüber wundern, daß ich mich bei den Wundern so lange aufhalte, da dies, um eine Modephrase zu gebrauchen, „ein längst überwundener Standpunkt ist; allein wenn dies auch in Bezug auf den Gebildeten der Fall sein mag, so hat doch das Volk im Allgemeinen diesen Standpunkt noch keineswegs überwunden und selbst der größte Theil derer, die sich zu den Gebildeten zählen, werden aus den folgenden Beweisen erkennen, daß sie an Wunder glauben.

Die Vertheidiger des Wunderglaubens sagen zum Beispiel: Gott ist allmächtig; aus Nichts hat Gott die Welt gemacht; und Millionen nehmen das als eine so unumstößliche Wahrheit an, daß sie es mit Abscheu als ein Verbrechen betrachten, wenn Jemand sagt: „Gott ist nicht allmächtig; Gott hat nicht die Welt aus Nichts gemacht; denn ein solcher Glaube ist unvernünftig."

Daß das Weltall, welches aus getrennten Körpern besteht, die nach bestimmten Gesetzen zusammengesetzt und vermöge der jedem Körper innewohnenden Eigenschaften mit einander zu dem großen Ganzen vereinigt sind, einen Ursprung, eine Ursache haben muß, muß jeder mit Vernunft begabte Mensch zugeben. Die Ursache oder Macht, welche das was ist bewegt und erhält, ist Gott; und was ich in dem hier Folgenden sage, bezieht sich durchaus auf diesen Begriff und auf keine subjektive Vorstellung der Weltursache,

wie sie irgend einer der bestehenden oder vergangenen Religionen zu Grunde liegt.

Ich rede auch nicht von der Vorstellung, die ich mir selbst von Gott mache, denn diese, so vernünftig sie auch sein oder erscheinen mag, hat doch immer nur einen subjektiven Werth wie jede andere Gottvorstellung; ich untersuchte mit meiner Vernunft einfach, in wie weit sich die Idee der Allmacht und einer Erschaffung aus dem Nichts mit dem von mir oben definirten Begriff Gott verträgt. Ein Streben, das Wesen Gottes zu erkennen, ist gewiß der erhabenste Gebrauch, den der Mensch von dieser ihm von Gott gegebenen Vernunft machen kann.

Wir erkennen die Beschaffenheit einer Ursache einzig aus ihrer Wirkung, und zunächst erscheint uns als eine solche das Weltall mit den Gesetzen, die es erhalten und bewegen. Wir haben keinen andern Anhaltspunkt für die Beurtheilung dieser Kraft, welche den Stoff zu organischen Körpern vereinigt, als unsern eigenen Gedanken, kraft dessen wir im Stande sind, aus *vorhandenem* Material, dessen Eigenschaften wir aus Erfahrung kennen, Zusammensetzungen herzustellen, durch deren Aufeinanderwirken ein bestimmter Zweck erreicht wird, wie es durch eine Maschine oder durch ein chemisches Präparat geschieht.

Vergleichen wir eine Sperlingsfalle, die sich ein Kind aus Ziegelsteinen erbaut, mit einer Dampfmaschine, die ein Schiff bewegt, so ist es klar, daß ein bedeutend mehr ausgebildeter Geist dazu gehörte diese letztere zu erdenken, allein die Thätigkeit oder Kraft, durch die beide hervorgebracht wurden, die Ursache, ist *gleichartig*.

Vergleichen wir nun aber den gewöhnlichen Organismus, der einen Theil des großen Ganzen, der Welt bildet, zum Beispiel eine Blume, oder einen Baum, mit der allervollkommensten Maschine, welche der menschliche Gedanke hervorbrachte, so sieht auch der oberflächliche Beobachter, daß beide in Bezug auf Vollkommenheit noch

unendlich verschiedener sind als die Falle des Kindes und die Dampfmaschine; allein trotzdem ist der Schluß vernünftig, daß der Organismus, den wir bewundern, seinen Ursprung einer geistigen Thätigkeit verdankt, die derjenigen ähnlich ist, welche die Sperlingsfalle und die Dampfmaschine zusammensetzte.

Wenn wir aber den wunderbaren Organismus der ganzen Welt betrachten, so weit wir denselben erkennen können, so schließen wir aus der Vollkommenheit, die wir überall entdecken, daß der Geist, welchem dieser Organismus seinen Ursprung verdankt, die höchste Potenz geistiger Vollkommenheit sein müsse.

Manches in der Welt erscheint dem Beobachter allerdings unzweckmäßig und unvernünftig, also unvollkommen; allein die Erfahrung lehrt uns, daß eine unendliche Menge von Einrichtungen und Dingen, die früher den Menschen so erschienen, später als bewundernswürdig und vollkommen erkannt wurden, nachdem man den Zweck entdeckt hatte. Diese Erfahrung ist so häufig gemacht und die Menschen sind so oft von ihrem Irrthum überführt worden, daß es vollkommen vernünftig ist anzunehmen, daß der Weltorganismus vollkommen, daß er der angewandte Gedanke der höchsten Vernunft, und daß Alles, was ist, vernünftig ist.

Wir sind zu dem Schluß gekommen, daß die geistige Ursache der Weltorganisation, von der wir selbst einen Theil bilden, also Gott, dem menschlichen Geiste ähnlich sei und sind daher vernunftgemäß berechtigt, von diesem Anhaltspunkt weiter zu schließen.

Der menschliche Geist kann vorhandenen Stoff zu bestimmten Zwecken zusammensetzen, allein er kann durch seinen Gedanken oder Willen keinen Körper aus dem Nichts hervorrufen oder schaffen, auch nicht einmal das kleinste Sandkörnchen. Da nun unser Geist der einzige Anhaltspunkt für das Verständniß geistiger Kraft ist, und wir aus der erkannten Gleichartigkeit des menschlichen Geistes mit Gott auf die Eigenschaften Gottes nur von denen schließen, die wir selbst besitzen, so kommen wir zu dem logischen

Schluß, daß Gott die Welt, das heißt den Stoff, nicht geſchaffen haben kann.

Da wir aber wiſſen, daß Alles was innerhalb dieſer Welt — von einem darüber Hinausliegenden können wir überhaupt gar keinen Begriff haben, — geſchieht und iſt, eine Urſache hat, ſo fragen wir natürlich, welches iſt die Urſache des Stoffes? — und um ſie zu löſen, ſind wir wieder auf unſere Erfahrung und Vernunft angewieſen, die jedes Urtheil überhaupt begründen.

Kein Menſch kann einen Körper aus dem Nichts ſchaffen; allein ebenſo wenig vermag er es, den Stoff zu vernichten. Die Form, in welcher ſich der Stoff zeitweilig darſtellt, ſehen wir täglich zerſtören und wir vermögen das ebenfalls; allein von dem Stoff ſelbſt, aus dem irgend ein Körper zuſammengeſetzt iſt, geht auch nicht das kleinſte Theilchen verloren, wie jeder Chemiker am beſten weiß, der ſich täglich damit beſchäftigt, Körper in ſeine verſchiedenen Beſtandtheile zu zerſetzen.

Unſer eigener Körper kehrt nach dem Tode „zur Erde zurück.“ Das heißt die Beſtandtheile, aus denen er beſteht, zerſetzen ſich und werden wieder Beſtandtheile anderer Körper. Legen wir Silber in Salpeterſäure, ſo löst dieſelbe das Metall auf und verwandelt dasſelbe in eine Flüſſigkeit, in der das Silber durch das Auge nicht zu erkennen iſt; allein wir wiſſen, daß es darin ſteckt und haben Mittel, es wieder in ſeiner Geſtalt als Metall herzuſtellen. — Verbrennen wir einen Körper, das heißt zerſtören wir ſeine Form durch Feuer, ſo zerſetzt er ſich in Aſche, Rauch und Gaſe, in andere Körper; denn wenn auch das Gas unſichtbar iſt, ſo iſt es doch andern Sinnen wahrnehmbar, zum Beiſpiel dem Geruch, und wir können es meſſen und wiegen und aus der Verbindung von Gaſen ſogar wieder ſichtbare Körper herſtellen, wovon das Waſſer das bekannteſte Beiſpiel iſt.

Da unſere Erfahrung keinen aus dem Nichts entſtandenen Körper kennt und ebenſowenig von der abſoluten Vernichtung eines

ſolchen weiß, ſo kommen wir zu dem Schluß, daß der Stoff, das Körperliche, die Materie weder geſchaffen wurde noch vernichtet werden kann, alſo vorwärts und rückwärts ewig iſt.

Der Begriff Ewigkeit iſt für uns unfaßbar, weil wir zu ihrer Beurtheilung nur die Zeit haben, welche ein endlicher Begriff iſt. Ob wir zu der Ewigkeit eine Minute oder eine Million Jahrhunderte hinzuthun oder davon hinwegthun, iſt gleichgültig, denn es bleibt immer Ewigkeit.

Noch unfaßbarer, weil wir dafür auch nicht den Schein eines Anhaltspunktes haben, iſt für uns ein abſoluter Geiſt, oder abſolute geiſtige Kraft; denn jeder Geiſt und jede geiſtige Aeußerung, die wir kennen, ſteht in Verbindung mit der Körperwelt, und ebenſo iſt uns ein Körper undenkbar ohne geiſtige Beeinfluſſung, denn ſelbſt der Stein iſt gewiſſen Geſetzen unterworfen.

Wir kommen daher zu dem Schluß, daß der Stoff und der ihn belebende Geiſt ewig verbunden waren, und daß ein von der Welt abgeſonderter Gott undenkbar und unmöglich iſt.

Da Gott die höchſte Potenz der Vernunft uud der zur Welt zuſammengeſetzte Stoff das Werk derſelben iſt, ſo iſt Alles, was iſt, vernünftig, vollkommen und keiner Verbeſſerung fähig, wie auch keiner Aenderung, die nicht nach den ewigen, abſolut vollkommenen Geſetzen vor ſich geht. Da nun ein Wunder, nach der früher gegebenen Erklärung eine Handlung oder ein Ereigniß iſt, welches den Naturgeſetzen widerſpricht, ſo iſt ein ſolches ſelbſt Gott unmöglich, denn die höchſte Vernunft kann nicht irren.

Gott kann alſo kein Wunder thun und kann keinen Stoff aus dem Nichts erſchaffen, iſt alſo nicht allmächtig, und die Vorſtellung von einem Wunder thuenden, allmächtigen Gott iſt eine in ſich ſelbſt zerfallende. Diejenigen, welche damit ihrer Verehrung vor dem höchſten Weſen den höchſtmöglichen Ausdruck gegeben zu haben meinen, ſind im Irrthum, da wie eben gezeigt wurde, dieſe Vorſtellung von Gott eine zu geringe iſt.

Sie würde für die Welt im Allgemeinen keine größere Bedeutung haben, wie irgend welche andere, wenn sie nicht einer Religion zu Grunde läge, welche als Hauptstütze des Despotismus gilt und seit Jahrhunderten zu diesem Zwecke benutzt wurde.

Die Regierungen selbst der als aufgeklärt geltenden Staaten gehen noch immer von der Idee aus, welche ursprünglich Priester und Despoten verband, daß nur *Furcht* vor der unsichtbaren Macht, welche doch der Hauptfaktor der Religion der Religiösen ist, im Stande sei, die Achtung vor dem Gesetz und dem Fürsten zu erhalten. Aus diesem Grunde wird die Erziehung der Jugend auf das Strengste vom Staat überwacht und der Kontrole der Priester überlassen, damit diese die Kinderseele bereits mit dem Glauben vergiften, welcher zur Erhaltung der Religion absolut nöthig ist.

Der Grund dieser Religionspflege, dieser Sorge für den religiösen Sinn von Seiten der Regierungen ist eine mehr oder weniger bewußte Maßregel despotischer Gelüste und Tendenzen und das Vorgeben, daß der religiöse Sinn zum individuellen Wohl der Unterthanen mit solcher Strenge aufrecht erhalten werde, eine offenbare Heuchelei und handgreifliche Lüge.

Königin Christine von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs, war katholisch geworden und hielt sich viel in Rom auf. Als sie den alten Oxenstierna einlud dorthin zu kommen, entsetzte sich der orthodoxe Protestant bei dem Gedanken, daß der Papst es auf seine Seele abgesehen habe. Christine, die den Papst und seine Absichten besser kannte, antwortete lachend: „Glaubt mir, der Papst gibt nicht vier Thaler für Eure Seele.“ Ich glaube kaum, daß irgend eine Regierung aus bloßer väterlicher Theilnahme für das Schicksal einer *Seele*, nachdem deren Inhaber durch den Tod aus dem Unterthanenverband ausgeschieden ist, — vier Silbergroschen geben würde.

Ich habe nicht nöthig, über diesen Vorwand für den ausgeübten Religionszwang noch ein Wort zu sagen und darf dreist behaupten: je sorgfältiger eine Regierung die Religion durch

Zwangsmaßregeln unterstützt, je ängstlicher sie darauf bedacht ist, die Erziehung in der Hand der Priester zu lassen, desto despotischer sind ihre Neigungen.

Die Behauptung, daß der Religionszwang zur Erreichung des vernünftigen Staatszwecks noch immer nothwendig sei, daß ohne denselben die Gesetze nicht hinreichen würden, Verbrechen zu verhindern, ist eine falsche, welche durch die Erfahrung widerlegt wird. Diese lehrt, daß in denjenigen Ländern, in welchen durch die Reformation ein Theil des religiösen Glaubenswustes hinweggeräumt und der durch die Wissenschaft verbreiteten Aufklärung mehr Spielraum gewährt wurde, weit weniger Verbrechen begangen werden, als in den katholischen. Wilberforce beweist uns, daß bereits dreißig Jahr nach der Reformation die Zahl der in England hingerichteten Verbrecher sich von 2000 auf 200 jährlich verminderte.

Seit die Reformation der „Freiheit eine Gasse" bahnte, sind aber über drei Jahrhunderte vergangen, und wenn auch die reformirten Fürsten und Priester über die Nützlichkeit des Religionszwanges ganz dieselben Ansichten hatten wie die katholischen, so war die Organisation der reformirten Kirche doch nicht so geeignet wie die der katholischen, der Entwicklung der Wissenschaft hindernd in den Weg zu treten, obwohl es an dem aufrichtigen Willen hierzu besonders bei den Geistlichen wahrhaftig nicht fehlte. Die Wissenschaft hat der That nach den Aberglauben vollständig überwunden und trotz aller Bemühungen der Finsterlinge, trotz aller Hausmittel der Despoten, wie Censur, Lehrzwang u. s. w., gewinnt sie täglich mehr und mehr Einfluß im Volk und dasselbe sieht täglich klarer, daß es seit Jahrhunderten das Opfer des grandiosesten Schwindels war, den die Geschichte kennt; und daß der Eigennutz der Priester und Despoten an der Menschheit ein Verbrechen beging, welches an Schlechtigkeit und Gemeinschädlichkeit jedes andere übertrifft.

Wäre die Ansicht richtig, daß der kirchliche Glaube nöthig sei,

die Achtung vor dem Geſetz zu erhalten, dann müßte die größte Zahl der Verbrecher aus den gebildeten Ständen kommen, die, wenn ſie ſich aufrichtig prüfen, geſtehen müſſen, daß ſie von dem was im Katechismus gelehrt wird, ſehr wenig oder gar nichts ſo glauben, wie es die Kirche verlangt.

Der wirklich gebildete verletzt nicht das Geſetz, weil er ſich vor irgend welcher Strafe fürchtet, die ihn hier oder nach dem Tode treffen könne, ſondern einfach, weil das Gefühl für Recht und Unrecht in ihm Fleiſch und Blut geworden iſt. Je ausgebildeter der Verſtand eines Menſchen iſt, deſto weniger wird er ſelbſt der Verſuchung ausgeſetzt ſein, ein Verbrechen zu begehen; und durch ein Befördern der Mittel, welche die Bildung erzeugen, würde die Regierung am beſten dazu gelangen, in Bezug auf die zur Erreichung des vernünftigen Staatszweckes nöthigen Geſetze einen Zuſtand herzuſtellen, wie er bereits faktiſch in Bezug auf die Anſtandsgeſetze beſteht. Selbſt wenn die Polizei es geſtattete, würde es doch unter tauſend Menſchen kaum einem einfallen, entblößt durch die Straßen zu gehen, und wenn es Jemand thut, ſo bedarf es meiſtens nicht der geſetzlichen Gewalt ihn daran zu verhindern, oder dafür zu beſtrafen, denn es geſchieht durch die Geſellſchaft ſelbſt.

Mag die Religion auch in früheren Jahrhunderten einen guten Einfluß geübt und nicht allein zur Unterdrückung der Deſpotie, ſondern überhaupt der geſellſchaftlichen Ordnung gedient haben; im gegenwärtigen Jahrhundert iſt ſie für den Staatszweck nicht nur durchaus unnütz, ſondern geradezu ſchädlich, da ſie der Entwickelung der Wiſſenſchaft und der durch ſie erzeugten Bildung hinderlich iſt.

Die tägliche Erfahrung lehrt, daß heutzutage die Menſchen, ſelbſt der ungebildeten Klaſſen, nicht durch religiöſe Furcht von Verbrechen abgehalten werden. Man frage nur einen Polizei- oder Kriminalbeamten auf ſein Gewiſſen, und jeder wird geſtehen müſſen, daß — mit äußerſt ſeltenen Ausnahmen — ſelbſt der dümmſte Bauer, einen Gensdarmen, alſo das Geſetz und die durch daſſelbe

diktirte Strafe mehr fürchtet, als Gott oder den Teufel. Alles, was die Regierungen durch ihre Zwangsmaßregeln in Bezug auf Religion erzeugen, ist einerseits Gleichgültigkeit dagegen, wenn nicht Haß und Verachtung gegen die bornirte oder despotische Zwecke verfolgende Regierung, oder eine zur Gewohnheit gewordene, alle Schichten der Gesellschaft durchdringende und sie demoralisirende Heuchelei.

Was wir von unseren Regierungen verlangen, ist, daß sie als solche von der Religion gar keine Notiz nehmen und sie nicht, wie es jetzt fast noch überall der Fall ist, den Aberglauben aussäen und sein Wachsthum befördern zu können glauben. Wer das Bedürfniß der Religion fühlt, mag dieselbe ausüben und sich mit Andern zu diesem Zwecke vereinigen; das Gesetz wird ihn in dieser Ausübung beschützen und sich erst dann hindernd einmischen, wenn durch diese Ausübung die gesetzlichen Rechte Anderer beeinträchtigt werden. Ist die Religion durch sich selbst stark, so braucht sie keine Unterstützung und Begünstigung von Seiten der Regierung; hat sie aber Grund, die Wissenschaft zu fürchten, so beruht sie auf Aberglauben, und je eher sie dem Feinde desselben unterliegt, desto besser ist es für die Menschheit.

Wie wir allmälig die Regierungen gezwungen haben, den Despotismus aufzugeben, oder wenigstens seine Unberechtigung dadurch anzuerkennen, daß sie ihn unter konstitutionellen und andern Masken verstecken, so werden sie auch durch die Macht der öffentlichen Meinung gezwungen werden, ihre schützende Hand von dem Aberglauben abzuziehen und seine Ausrottung der Wissenschaft zu überlassen.

Wir wissen sehr wohl, daß die Trennung von Kirche und Staat nicht ohne Schwierigkeiten von Statten geht und können die Natur derselben nach denen beurtheilen, mit welchen in diesem Augenblick die österreichische Regierung nur deßhalb zu kämpfen hat, weil sie die zu anmaßend gewordene Dienstmagd in ihre

Schranken zurückzuweiſen gezwungen wurde. Der Widerſtand geht nicht allein von den Pfaffen aus, ſondern er wird durch das von ihnen im Aberglauben erzogene und erhaltene Volk theilweiſe unterſtützt. Nun rächt ſich „der Fluch der böſen That" an der Regierung, welche, als ſie es noch wagen durfte, deſpotiſch zu ſein, mit allem Eifer den Pfaffen die Waffen ſchmieden half, welche dieſelben nun gegen ſie anwenden.

Die Kampf gegen die Anmaßungen der in ihren Anſprüchen durchaus logiſchen römiſchen Kirche würde ohne beſondere Schwierigkeiten zu Ende geführt werden können, wenn die Regierungen ſich entſchließen könnten, ehrlich mit dem Aberglauben zu brechen; allein ſie wünſchen von demſelben zu behalten, was den deſpotiſchen Tendenzen ihrer Leiter nützt, welche freiere Inſtitutionen meiſtens nicht deßhalb bewilligen, weil ſie von der Berechtigung des Volkes zur Freiheit und Selbſtregierung überzeugt, ſondern einfach, weil ſie zu Konzeſſionen und Aufgabe eines Theils ihrer Macht gezwungen ſind, um nicht Alles zu verlieren. Sie fühlen, daß der religiöſe und politiſche Aberglaube Zweige deſſelben Stammes ſind, deßhalb hüten ſie ſorgfältig die Wurzel.

Die Erfahrung lehrt, daß das Wiſſen den Aberglauben jeder Art zerſtört und daß es unmöglich iſt, ſeiner Verbreitung gänzlich Einhalt zu thun, denn wie Luft und Licht dringt das Wiſſen durch kaum wahrnehmbare Poren in den geiſtigen Körper des Volks und entwickelt in ihm die latenten, natürlichen Kräfte, welche den Aberglauben zerſetzen und ausſcheiden.

Es hat Zeiten gegeben, wo der dem Eindringen des Wiſſens entgegengeſetzte Widerſtand bedeutend ſtärker war, als es jetzt der Fall iſt und wo die Männer, die ſich ſeine Verbreitung zur Lebensaufgabe ſtellten, ihr Streben mit Leben und Freiheit zu bezahlen hatten; dennoch ließen ſie nicht ab und das Wiſſen ſchritt fort. Es wäre thörichte Feigheit, den Kampf nicht kräftiger fortzuführen, da der endliche Sieg des Wiſſens über den Aberglauben, von keinem

mit gesundem Sinne begabten Menschen mehr bezweifelt werden kann.

Obwohl Jeder allgemein für die Verbreitung des Wissens wirken kann, so ist es doch zweckmäßig, wenn die Kämpfer ihre Wirksamkeit auf besondere Punkte in der feindlichen Schlachtlinie richten, welche andere Situationen beherrschen.

Einer der Schlüsselpunkte der feindlichen Stellung ist der persönliche Einfluß der römischen Priester auf das Volk, denn der Aberglaube desselben wurzelt ursprünglich in Autoritätenglauben. Das Volk glaubt, daß die Männer, welche ihm die Lehre der römischen Kirche erklären, achtungswerthe Männer sind, die nicht allein selbst glauben, was sie sagen, sondern auch einzig und allein das Wohl der Menschen im Auge haben, wenn sie von ihnen unbedingten Glauben, und ein Befolgen der von der römischen Kirche verlangten Handlungen fordern. Es wird daher ein verdienstliches Werk sein, dem Volke zu beweisen, so weit dies durch die Geschichte möglich ist, daß die ehrlichen Priester, das heißt diejenigen, die selbst glauben, von unehrlichen Priestern betrogen wurden; daß Aussagen und Fakta, die als wirklich geschehene berichtet werden, zu diesem oder jenem selbstsüchtigen Zwecke erfunden wurden, und daß das ganze Gebäude der Kirche auf einem Fundament von greifbaren Lügen erbaut wurde. Es wird daher verdienstlich sein, historisch nachzuweisen, daß die größte Zahl der Päpste und ihrer Priester bewußte Betrüger waren, welche nicht entfernt das Wohl des Menschen, sondern einzig und allein ihren eigenen Vortheil im Auge hatten und zur Erreichung dieses nichtswürdigen Zweckes die allernichtswürdigsten Mittel anwendeten.

Dies historisch nachzuweisen, ist der spezielle Zweck des nachfolgenden Buches. Mich treibt dazu kein eigennütziger Zweck, denn welcher persönliche Vortheil ließe sich dadurch erzielen? Mich treibt einzig die Liebe zur Wahrheit und der Wunsch vielleicht einige Menschen, die sich von den Fesseln des Aberglaubens bedrückt fühlen,

davon zu befreien, indem ich ihnen zeige, daß dieſe Feſſeln Einbildungen ſind; mit dieſer Erkenntniß wird der Geiſt frei.

Da ich nun keinen eigennützigen Zweck mit der Verbreitung der Wahrheit verbinden kann, ſo dürfte ich gewiß ebenſoviel Anſpruch auf Glaubwürdigkeit machen, wie irgend ein Prieſter, der, ſo ehrlich er auch ſein mag, doch immer zu derjenigen Klaſſe gehört, welche von dem, was ich als Lüge bloslege, Nutzen zieht; allein ich verlange gar keinen Glauben; es ſtehen ja Jedem dieſelben Quellen zu Gebot, aus denen ich diejenigen Thatſachen ſchöpfte, die mir als Beweiſe dienen und denen ich Glauben ſchenke, weil ich keinen vernünftigen Grund habe ihnen zu mißtrauen; wer meint, daß ich im Stande ſei, irgend welche Ausſagen einem Heiligen oder hochgeachteten katholiſchen Kirchenlehrer unterzuſchieben, kann ſich ja leicht davon überzeugen, indem er die von der Kirche ſelbſt anerkannten und veröffentlichten Werke dieſer Männer nachlieſt.

Katholiſche Prieſter, welche von Leuten befragt werden, die dieſes Buch leſen, werden höchſt wahrſcheinlich alle oder viele von mir gemachte Angaben als Lügen bezeichnen und Viele werden ihnen glauben, wie ſie ihnen andere Dinge glauben. Viele Prieſter werden meine Angaben wirklich für Lügen halten, weil ſie eben unwiſſend ſind. Wenn ſie im Stande ſind, ihre Faulheit zu überwinden und ihnen an der Wahrheit liegt, ſo mögen ſie ſich belehren. Dies Buch, welches unendliche Mühe und großen Fleiß erforderte, iſt ebenſowohl für ehrlich ſtrebende unwiſſende Prieſter, wie für diejenigen geſchrieben, welche von ihnen ebenſo betrogen werden, wie ſie ſelbſt es von Unwiſſenden oder von bewußten Lügnern wurden.

Das in Rom ſich vorbereitende Konzil könnte den Glauben erwecken, als ſei es die Abſicht des Papſtes, die römiſch-katholiſche Religion den Erforderniſſen der Gegenwart anzupaſſen. Es wird ſich dieſe Anſicht jedoch ſehr bald als eine irrthümliche herausſtellen. Die ganze Handlungsweiſe ſowohl des vorigen, wie des jetzigen

Papſtes liefert den klaren Beweis, daß beide im Gegentheil darnach ſtreben, die Glaubensherrlichkeit des Mittelalters wieder herzuſtellen und daß ſogar die Hoffnung gehegt wird, ſämmtliche Proteſtanten in den Schooß der „alleinſeligmachenden" Kirche zurückzuführen. Es liegt dieſer Zuverſicht eine wunderbare Verblendung, ein gänzliches Verkennen des Zeitgeiſtes zu Grunde, und wir hegen die wohlbegründete Erwartung, daß dieſe Kirchenverſammlung, welche die Aufmerkſamkeit ſelbſt der Gleichgültigen auf religiöſe Gegenſtände lenken muß, durch die von ihr zu Tag geförderte Glaubensdummheiten der römiſch-katholiſchen Kirche einen härtern Stoß verſetzen wird, als es in den letzten hundert Jahren ſelbſt durch die Wiſſenſchaft geſchehen iſt.

I.

Wie die Pfaffen entſtanden ſind.

Hüte dich vor dem Hintertheil des Maulthiers, vor dem Vordertheil des Weibes, vor den Seiten des Wagens und vor allen Seiten eines Pfaffen.

Altes Sprüchwort.

Zur Zeit als Augustus sich zum römischen Kaiser gemacht hatte, schmachtete die ganze damals bekannte Welt unter dem Joch der Römerherrschaft. Geldgierige und gewaltthätige Statthalter des Kaisers sogen die Länder des Orients aus und nahmen den Bewohnern noch das Wenige, was ihnen von ihren einheimischen Fürsten gelassen wurde, welche die Römer aus Gründen einer klugen Politik nicht überall abschafften. Freiheit, Leben und Eigenthum der Menschen waren der Willkür der Herrschenden preisgegeben; ihr Zustand war ein trostloser, und der unterdrückte Orient seufzte nach Erlösung von dem harten Joch.

Alle unterdrückten Völker hoffen auf einen Helden, welcher sie aus der Knechtschaft erlösen wird, und die Dichter schaffen eine Sage und werden Propheten. Die aus dem Gefühl und Bedürfniß des Volkes hervorgegangene Prophezeiung wird häufig Ursache ihrer Erfüllung.

Die geknechteten Völker des Orients hofften auf einen solchen Befreiungshelden, den Messias, unter welchem sie sich eine Art von Washington oder Garibaldi dachten, der sie von dem verhaßten Römerjoche befreien sollte.

An diese Messiashoffnung klammerten sich die Menschen jener Zeit um so fester und inbrünstiger, als sie sonst keine Hoffnung und keinen Trost nach irgend einer Richtung hin hatten, und von ihrer eigenen Ohnmacht sich selbst zu helfen vollständig überzeugt

waren. Sogar außerhalb der Erde fanden ihre troſtloſen Herzen keinen Stützpunkt. Die Götter hatten ihren Credit verloren, und der Glaube an ihre Hülfe und unparteiiſche Gerechtigkeit war niemals beſonders groß geweſen. Der Olymp verkehrte wenig mit dem Plebs, ſondern hielt ſich zur Ariſtokratie. Die von Homer und Heſiod erfundenen Götter, denen die Griechen und ihre Geiſtesvaſallen Tempel bauten, waren der gebildeteren Klaſſe ein Spott geworden. Der Glaube des Volkes an ihre Hülfe erſtreckte ſich vielleicht ungefähr ſo weit, als der norddeutſcher Katholiken an die der Heiligen.

Die Hoffnung auf den Meſſias war unter den Juden noch lebhafter und ungeduldiger, weil ihnen die Herrſchaft der Römer noch verhaßter war als andern Völkern. Sie hatten eine Vergangenheit, auf welche ſie mit Stolz zurückblickten; ſie glaubten das auserwählte Volk Jehovahs zu ſein, welcher als ihr unſichtbarer König galt, der ſtets ſeit Moſes durch die Propheten mit ihnen verkehrte. Die Knechtſchaft, in welche ſie verfielen, betrachteten ſie als eine für ihren Ungehorſam von Jehovah über ſie verhängte Strafe, und da dieſe ſchon lange dauerte und hart empfunden wurde, ſo war es natürlich, daß ihre Dichter, die Stimmen des Volksherzens, an Prophezeiungen reich waren. Die Römer waren den Juden als Heiden ein beſonderer Gräuel; ſie meinten, ihre Noth und Demüthigung könne keinen höhern Grad erreichen und die Zeit des Erſcheinens des Meſſias müſſe nahe ſein. David und ſein Sohn waren ihre größten Könige geweſen, und die Propheten hatten verkündet, daß der Meſſias aus dem Geſchlechte Davids entſtehen ſolle. Die Religion der Juden, die ſchon von Anbeginn hauptſächlich in der Beobachtung von beſtimmten Vorſchriften beſtand, die Moſes mit klugem Sinn für die Regenerirung des jüdiſchen Volkes gab und als unmittelbare Gebote Jehovahs darzuſtellen für zweckmäßig fand, war im Laufe der Jahrhunderte zu einem leeren Cermoniendienſt ausgeartet.

Die Zeit war reif für das Erſcheinen des Meſſias. Der Erlöſer erſchien; allein er erſchien in einer andern Geſtalt, als ihn das Volk träumte; das Volk erkannte ihn nicht an und die Ariſtokratie verachtete, verfolgte und kreuzigte ihn; denn kamen ſeine Grundſätze zur Geltung, ſo zerſtörten ſie nicht ſowohl die Herrſchaft der Römer, ſondern machten der ihrigen ein Ende. Jeſus war ein Revolutionär, der auch in unſerer Zeit, wenn nicht gekreuzigt, doch ſtandrechtlich erſchoſſen oder in ein Zuchthaus geſperrt werden würde.

Der als der von den Propheten verheißene Meſſias auftretende Jeſus, der Sohn eines kleinen Handwerkers aus einem Landflecken, lehrte: „Es gibt nur einen Gott; er iſt ein Gott der Liebe und kein zorniges, rachedurſtiges Weſen, ſondern ein gütiger Vater aller Menſchen. Das Leben auf dieſer Erde iſt nur eine Vorbereitung für ein ewiges Leben mit Gott, und es iſt in die Hand eines Jeden gegeben, daſſelbe zu einem freudenreichen zu machen. Könige und Sklaven ſind vor Gott gleich, und er richtet und belohnt die Menſchen nicht nach ihrem Anſehen auf Erden, ſondern nach ihren Handlungen und Abſichten. Die Letzten und Geringſten, die ihre Leiden und Entbehrungen am geduldigſten tragen und tugendhaft bleiben, werden im ewigen Leben die Erſten, die Glücklichſten ſein.“

Dieſe Lehre war Balſam für die verzweifelnden Herzen der Armen; wer an ſie glaubte, feſt und innig glaubte, dem gab ſie Kraft, alle und ſelbſt die herbſten Leiden nicht nur zu ertragen, ſondern ſelbſt mit Freuden zu tragen und dem Tod ohne Furcht entgegen zu gehen, denn derſelbe war eine Erlöſung, die Pforte zu einem ewigen Leben voll Glück. Der Glaube an dieſe Lehre raubte in der That „dem Tod den Stachel,“ er erlöste die Menſchheit.

So troſtreich dieſe Verheißung auch klang, ſo wenig ließ ſich ihre Wahrheit beweiſen; denn vor der prüfenden Vernunft beſteht ſie eben ſo wenig wie irgend eine andere, die über den Tod

hinausreicht. Jesus substituirte nur eine Behauptung durch eine andere; da aber der Glaube an seine Behauptung die Menschheit glücklicher machte, als jeder andere, da er sie von den Leiden der Erde und der Furcht vor dem Tode erlöste, so war es ein sehr verdienstliches Werk, dessen Glauben zu erzeugen. Der in der Lehre enthaltene Trost machte die Menschen diesem Glauben sehr geneigt; allein der alte Glaube der Juden beruhte auf der Autorität von Männern, die als Propheten galten, mit Gott in direktem Verkehr zu stehen vorgegeben und dieses Vorgeben durch wunderbare Handlungen unterstützt hatten.

Aller Glaube ist Autoritätenglaube; wollte der Sohn des Zimmermanns aus Nazareth, dessen Eltern und Geschwister man kannte, Glauben an seine Autorität gewinnen und als Prophet, als der Messias anerkannt werden, so mußte er Handlungen verrichten, wie sie die Propheten verrichtet hatten. Alle Propheten von Moses an hatten „Wunder" gethan; also mußte Jesus Wunder verrichten und verrichtete sie.

Selbst eine auf dem Wege vernünftiger Untersuchung gefundene Wahrheit kommt noch heutigen Tages nicht zur Geltung, wenn sie nicht durch äußere Umstände unterstützt wird und nicht in zeitgemäßem Gewande auftritt, besonders wenn sie viele Interessen verletzt, und selbst Aberglauben hat weit größere Aussicht auf augenblicklichen Erfolg, wenn er diesen Interessen schmeichelt.

Der Glaube, den Jesus erzeugen wollte, obwohl dem Armen und Unterdrückten Heil verheißend, verletzte die Interessen der herrschenden Klasse. Auf ihre Mithülfe konnte Jesus nicht rechnen, und durch Wunder waren sie nicht zum Glauben zu bringen; denn die Wissenden und Eingeweihten wußten, was sie von Wundern zu halten hatten. Die Heilsamkeit des Glaubens für das Volk, den Jesus predigte, konnte sie nicht bewegen, ihn zu unterstützen, selbst wenn sie ihn einsahen; ihr Egoismus veranlaßte sie vielmehr, diesen Glauben womöglich im Keim zu unterdrücken

und dessen Urheber zu vernichten. Die heutigen hohen Priester und Pharisäer handeln eben so wie die unter den Juden in jener Zeit.

Jesus mußte sich also gänzlich auf das Volk stützen. Er verfuhr dabei auf durchaus praktische, ich möchte sagen mathematische Weise, die zwar keinen augenblicklichen, aber einen sichern Erfolg haben mußte. Er wählte sich als „Jünger" zwölf schlichte, ungebildete Leute aus dem Volk, welchen er durch Beobachtung seines Handelns und seines reinen Wandelns persönliche Liebe und Anhänglichkeit und unbegrenztes Vertrauen einzuflößen verstand, woraus der feste Glaube an Alles, was er sagte und verhieß, in ihnen erzeugt wurde. Wenn jeder von diesen Jüngern auf ähnliche Weise verfuhr und dieses System fortgesetzt wurde, so mußte sich die Zahl der Gläubigen nach einer bestimmten Progression vermehren.

Diese Jünger sahen die Wunder Jesu; sie glaubten an ihn und deshalb an seine Verheißung und lebten nach seiner Vorschrift. Seine Lehre war so einfach, daß Jesus es nicht für nöthig hielt, sie niederzuschreiben; er vertraute dem lebendigen Worte der Jünger, in deren Herzen er diese Lehre niederlegte.

Derselbe Weg, den Jesus zur Ausbreitung seiner Lehre einschlug, hatte sich schon sechs Jahrhunderte vor dem Auftreten Jesu als praktisch bewährt. Buddha, der Reformator der indischen Religion, hatte ihn angewandt. Der Erfolg war derselbe und, wie wir jetzt beurtheilen können, sogar in seinen Ausartungen und deren Folgen. Europäer, welche zum ersten Mal in einen modernen buddhistischen Tempel in China treten, sind erstaunt über die Aehnlichkeit, die sie überall in den Gebräuchen mit denen der römischen Kirche finden. Die Buddhisten haben ihre Rosenkränze, Reliquien und Klöster so gut wie die römischen Katholiken.

Buddha war jedoch der Sohn eines Königs, Christus der Sohn eines Handwerkers, und diese Verschiedenheit bedingte schon eine

Verschiedenheit der Handlungsweise. Während dem Prinzen ein tugendhaftes Leben genügte, den Braminen gegenüber seiner revolutionären, den Kastenunterschied aufhebenden Lehre Erfolg zu sichern, mußte der unter den Juden als Prophet auftretende Handwerkssohn außerdem „Wunder" thun und, damit „die Prophezeiungen der Propheten erfüllt würden," für seine Lehre sterben.

Dieser Opfertod erschien Jesus als eine Nothwendigkeit; er war eine reiflicher Ueberlegung entsprungene Handlung. Daß dieses Opfer ein sehr schweres war und Jesus unter Herzensangst darüber nachdachte, ob sich nicht ein anderer Weg finden lasse, geht aus den Evangelien ganz klar hervor. Am Oelberg betete er „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe."

Wir sind es gewohnt, wenn wir an Jesus denken, ihn uns mit der Glorie vorzustellen, mit der ihn der Erfolg und neunzehn Jahrhunderte bekleideten; allein wenn er auch die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen, das heißt der Juden und der in ihrem Lande befindlichen Römer, erregte, so war er doch vom Volke sehr bald vergessen und sein Andenken lebte nur in dem sehr beschränkten Kreise seiner Jünger und deren Anhänger. Philo, der ungefähr zwanzig Jahre nach dem Tode Christi starb, erwähnt ihn gar nicht. Josephus, der einige Jahre später geboren wurde und sein Geschichtswerk in den letzten Jahren des ersten Jahrhunderts schrieb, erwähnt ganz beiläufig mit wenigen Worten seine Hinrichtung; allein die Zahl der Anhänger seiner Lehre war noch so gering und unbedeutend, daß dieser Geschichtsschreiber, der alle Sekten aufzählt, die zu seiner Zeit bestanden, die Christen gar nicht mitnennt. Erst in den Schriften späterer Jahrhunderte wird Jesus als der Stifter der christlichen Religion genannt.

Alles, was wir von Jesus wissen, wissen wir durch die Schriften seiner Jünger, die aus der Erinnerung aufzeichneten, was sich das Volk von der Jugend Jesu erzählte und was sie mit ihm erlebt

und er bei dieſer oder jener Gelegenheit geſagt hatte. Dieſe Jünger waren Leute aus dem Volk, ohne beſondere Bildung und Talent, die Jeſus liebten und an ihn glaubten, ihn aber nur ſehr unvollkommen verſtanden und von ſeiner Seelengröße keinen Begriff hatten. Die Evangelien wurden viele Jahre nach dem Tode Jeſu niedergeſchrieben, und ſelbſt das des Matthäus, welches das älteſte iſt, entſtand erſt etwa vierzehn Jahre danach. Es iſt daher ſehr begreiflich, daß die Reden Chriſti nicht ſo wiederholt werden konnten, wie er ſie ſprach, ſondern meiſt in der Weiſe wiedergegeben wurden, wie ſie von den Jüngern verſtanden wurden. Die natürliche Folge davon iſt, daß die verſchiedenen Erzählungen nicht nur von einander abweichen, ſondern auch Irrthümer und Widerſinnigkeiten enthalten, welche ſpäterhin zu den wahnwitzigſten Auslegungen und Folgerungen Veranlaſſung gaben, wovon wir im Verlaufe dieſes Werkes zahlreiche Beiſpiele finden werden.

Hier wollen wir nur zwei Hauptmomente in Betracht ziehen, auf welche die römiſche Kirche den allergrößten Werth legt, indem ſie weit mehr auf dieſe als auf die Lehre Chriſti ſelbſt baſirt iſt. Es ſind dies die Wunder und die Göttlichkeit Chriſti.

In der Einleitung haben wir uns über die Wunder ausgeſprochen. Sind die dort ausgeführten Folgerungen richtig, ſo konnte Chriſtus keine Wunder verrichten und die ihm zugeſchriebenen wunderbaren Handlungen geſchahen auf eine natürliche Weiſe. Die Jünger, welche darüber als Augenzeugen berichten, ſprachen die Wahrheit, das heißt, ſie erzählten, was ſie ſahen, wie ſie es verſtanden. Sie kannten die Mittel nicht, durch welche dieſe Handlungen bewirkt wurden, denn wäre dies der Fall geweſen, ſo würden die Wunder ihnen nicht als ſolche erſchienen ſein und gerade die damit bezweckte Abſicht, Glauben an Jeſus zu erwecken, verfehlt haben. Was nun die Art der Erzählung der Jünger von dem Geſchehenen ſelbſt anbetrifft, ſo wird man ſie leicht begreifen und beurtheilen können, wenn man die Erzählung eines ungebildeten

Mannes, zum Beiſpiel eines in ſein Dorf zurückgekehrten Bauern anhört, der in der Reſidenz den Vorſtellungen eines „Zauberers“ beiwohnte, welcher ſein Publikum durch geſchickte und ſinnreiche Anwendung von mehr oder weniger bekannten natürlichen Kräften in Erſtaunen verſetzt.

Die Hinweiſung auf ſogenannte Taſchenſpielerkünſte in Verbindung mit den von Chriſtus verrichteten Wundern hat für Chriſten etwas Widerwärtiges und Abſtoßendes; allein das liegt mehr in der beſondern Anſicht, die ſich in Bezug auf die Perſon Jeſu Geltung verſchafft hat, und in der verhältnißmäßig geringen Achtung, in welcher moderne Zauberer in einer Zeit ſtehen, in welcher die Wiſſenſchaft ſchon ſo weit vorgeſchritten iſt, daß ihre Reſultate zu Spielereien und zur bloßen Unterhaltung des Publikums benutzt werden können, ohne daſſelbe wirklich zu täuſchen.

Was den Enkeln kindiſch und trivial erſcheint, wurde aber oft von unſern Großeltern mit dem größten und furchtbarſten Ernſt behandelt, wovon zum Beiſpiel das Hexenweſen einen betrübenden Beweis liefert, da dieſem Aberglauben Hunderttauſende unſchuldiger Menſchen zum Opfer fielen.

Wenn wir als wahr annehmen, daß Jeſus wunderbare Handlungen verrichtete, und zu dem vernünftigen Schluß gekommen ſind, daß ſie keine Wunder waren, ſo müſſen wir auch erſtlich zugeben, daß ſie zu einem beſtimmten Zweck verrichtet wurden und andererſeits, daß ſie „mit natürlichen Dingen“ zugingen.

Der Zweck war offenbar der, die Jünger und Andere zu überzeugen, daß Jeſus mit höhern Kräften begabt ſei, als die gewöhnlichen Menſchen, was durchaus nöthig war, um ihn als Propheten, als den verheißenen Meſſias zu legitimiren und *Glauben* an ſeine göttliche Sendung zu erwecken, ohne welchen das große, die Menſchheit erlöſende Werk abſolut nicht zu vollbringen war und zu welchem erhabenen Zwecke Jeſus ſelbſt ſein Leben opferte.

Gingen die Wunder aber „mit natürlichen Dingen“ zu, so mußte Jesus eine Kenntniß dieser natürlichen Dinge und diese auf irgend eine natürliche Weise erworben haben, da es auf eine wunderbare, das heißt naturwidrige Weise, nicht geschehen sein konnte.

Diese Kenntnisse verborgener natürlicher Kräfte sind Resultate der forschenden Wissenschaft und es drängt sich uns natürlich die Frage auf: wo erwarb der Sohn eines Handwerkers diese Kenntnisse, welche selbst den Gebildetsten unter den Juden verborgen waren?

Ein römischer Schriftsteller, welcher beiläufig sagt, daß in Judäa ein Mann Namens Jesus hingerichtet worden sei, welcher wunderbare Handlungen verrichtete, die er in Egypten erlernte, gibt uns einen Anhaltepunkt, da die Evangelien über die Erziehungsperiode Jesu gänzlich schweigen und uns über sein Leben von seinem zwölften bis zu seinem dreißigsten Jahr gänzlich im Dunkeln lassen.

Schon in der Einleitung haben wir erwähnt, daß die egyptischen Priester in den Naturwissenschaften weit vorgeschritten waren und ihre Kenntnisse für sich behielten, da die Wissenschaft ihnen die Herrschaft über das Volk sicherte. Diese Wissenschaft gab ihnen natürlich auch andere Anschauungen über das Wesen Gottes und die Religion, und diejenige, welche sie selbst hatten, war sehr verschieden von derjenigen, welche sie für das Volk für zweckmäßig hielten und demselben lehrten.

Egyptische Künste waren in der damaligen Welt weit und breit berühmt und man belegte mit diesem Namen fast alle wunderbaren Handlungen, die man sich auf natürliche Weise nicht erklären konnte. Wenn daher der römische Schriftsteller sagt, daß Jesus die wunderbaren Handlungen, die er verrichtete, in Egypten erlernte, so ist das wohl noch nicht gerade als ein Beweis zu betrachten, daß Jesus in Egypten erzogen wurde; allein die Wahr-

ſcheinlichkeit dieſer Behauptung wird durch andere Umſtände bedeutend vermehrt, — und am Ende mußte doch Jeſus irgendwo zu dem Manne erzogen ſein, der er war, was in Nazareth, wo ſeine Eltern lebten, ganz ſicher nicht möglich war.

Die Aehnlichkeit der Wunder, welche Moſes und nach ihm die Propheten verrichteten, mit denen Chriſti, macht es wahrſcheinlich, daß ſie aus derſelben Quelle, Egypten, ſtammten.

Moſes war von der Tochter Pharaos gerettet, und durch ihre Vermittlung mit der Erlaubniß des Königs von den Prieſtern ſo gut erzogen worden, wie es nur der Sohn des Königs ſelbſt hätte wünſchen können. Wie uns der jüdiſche Schriftſteller Joſephus erzählt, offenbarte der Knabe einen ſehr kräftigen Sinn und es iſt wahrſcheinlich, daß man ihn mit großer Sorgfalt und Liebe in die Geheimniſſe egyptiſcher Wiſſenſchaft einweihte und daß er in den erlernten Künſten ſelbſt die egyptiſchen Prieſter übertraf, welche ihm der König entgegenſtellte, als er ſeine Wiſſenſchaft zur Befreiung der Juden aus der egyptiſchen Knechtſchaft anwandte.

Seit jener Zeit vererbte ſich die Wiſſenſchaft unter den Juden, allein nur an Einzelne, an Propheten, da ſie ſonſt ihren Zweck verfehlt haben würde. Als die Könige der Juden gegen das Volk tyranniſch wurden und ſahen, daß ihnen die Propheten widerſtrebten, verfolgte ſie dieſelben, rotteten ſie aus, wo ſie konnten, und zerſtörten ihre Schulen. Die geheimen Wiſſenſchaften kamen in Verfall durch dieſe Verfolgungen und die an Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit, ſie zu lehren. Waren doch ſogar die Geſetzbücher des Moſes gänzlich verloren gegangen und ſelbſt unter den Königen und Prieſtern hatten ſie ſich einzig auf dem Wege der Tradition nur unvollkommen erhalten. Der Prieſter Hilkia, unter der Regierung des Königs Joſias, fand endlich eine Abſchrift der Bücher Moſis durch Zufall im Tempel.

Die Geburt Jeſu erregte ein vorübergehendes Aufſehen durch die damit verknüpften Umſtände, welche den mißtrauiſchen und

tyrannischen Herodes veranlaßten, alle in Bethlehem innerhalb zwei Jahren geborene Kinder ermorden zu lassen. Joseph, der Vater Jesu, floh mit seiner Frau und dem Kinde nach Egypten, ein Land, welches seit den ältesten Zeiten von hebräischen Handelsleuten besucht wurde und in dem eine Menge Juden wohnten, von denen viele stets zum Osterfeste nach Jerusalem kamen.

Joseph blieb ungefähr zwei Jahre in Egypten, nämlich bis zum Tode des Herodes, und es ist natürlich, daß unter den Freunden, die ihm zur Flucht halfen und in Egypten unterstützten, der Grund dieser Flucht viel besprochen wurde und daß man für das Kind stets ein besonderes Interesse behielt.

Als Jesus zwölf Jahre alt war, finden wir den Knaben im Tempel, wo er durch seine klugen Fragen und Antworten die Priester und Schriftgelehrten in Erstaunen setzt. Der aufgeweckte Geist des Knaben mochte einige der vornehmen Leute interessiren und Nachfragen nach seiner Herkunft veranlassen, wobei die bei seiner Geburt stattgehabten Vorfälle gewiß wieder zur Sprache kamen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich irgend Jemand unter diesen Vornehmen veranlaßt fühlte, für die Erziehung Jesu Sorge zu tragen und daß dies in Folge der bei der Flucht nach Egypten angeknüpften Bekanntschaften in Egypten geschah.

Die Talente, die Jesus zeigte, mochten Veranlassung werden, daß er zu einer besondern Rolle ausersehen wurde, welche die Befreiung der Juden vom römischen Joche bezweckte, wie einst Moses dieselben vom Joche der Egypter befreit hatte.

Die eigenthümliche Weise, in welcher sich der Charakter Jesu entwickelte, mochte Andern, oder wahrscheinlich ihm selbst, den weit höheren Gedanken eingeben, diese Erlösung von der Knechtschaft geistiger aufzufassen und durch Schöpfung eines neuen Glaubens die Menschen von der Last des Lebens und der Furcht vor dem Tode zu befreien.

Um diesen Zweck zu erreichen, hielt er es für unumgänglich

nothwendig, sein Leben zu opfern und große Leiden zu erdulden. Er fand die Kraft dazu in seiner Liebe zu der Menschheit; allein begreiflich ist es, daß die Versuchung ihm nahe trat, die ihm innewohnende geistige Kraft und die erlangte Wissenschaft auf eine andere weniger aufopfernde Weise anzuwenden, indem er als Held und Befreier des Volks von der Römerherrschaft auftrat. Die Erzählung von der Versuchung durch den Teufel, der ihn auf einen hohen Berg führte und alle Reiche der Erde zeigte, kann schwerlich einen andern Sinn haben.

Die Wunder des Moses, der Propheten und Jesu aus den in der Bibel enthaltenen Erzählungen erklären zu wollen, wäre ein ganz nutzloses Unternehmen.

Die römische Kirche und andere Wundergläubige werden eine solche Erklärung auch ganz überflüssig finden; sie sagen Jesus war Gottessohn, Gott selbst, und Gott ist allmächtig. Darauf haben wir schon früher geantwortet; allein es wird nöthig sein, auf die Göttlichkeit Christi etwas näher einzugehen, ehe wir diese Abschweifung von dem eigentlichen, historischen Zweck dieses Kapitels schließen.

Als Jesus auftrat, war der Glaube an die Götter der Griechen unter den in der Nähe der Juden und unter ihnen vorhandenen Fremden noch nicht gänzlich erloschen und es war von jeher geglaubt, daß sich die Götter unter die Menschen mischten. Der Sohn eines Gottes war den Heiden keine so fremde Erscheinung. Große Könige und Helden wurden durch ihren Glauben zu Göttersöhnen gemacht.

Selbst unter den Juden war dieser Gedanke nicht so unerhört, denn wenn Moses auch für zweckmäßig gefunden hatte, dem Volke die Vorstellung von einem unsichtbaren Gott zu geben, so war der Jehovah der alten Juden doch eine sehr verschiedene Vorstellung von dem Gott der heutigen aufgeklärten Juden. Nach den Erzählungen der Bibel sah Adam Gott, und Moses erschien er

unter verschiedenen Gestalten; er war also ein persönliches, gewissermaßen körperliches Wesen. Da nun die Juden viel mit den Heiden in Berührung kamen und der Götzendienst selbst unter ihnen eine bedeutende Ausdehnung gehabt hatte, wie wir aus der Bibel sehen, so war es sehr begreiflich, daß Viele unter dem Volk einen Mann, der so wunderbare Handlungen wie Jesus verrichtete, für einen Sohn Gottes hielten.

Obwohl Jesus sich Sohn Gottes nannte, so bezeichnete er doch auch alle Menschen als Kinder Gottes und selbst das Gebet, welches er für Alle gab, nennt ihn Vater. Andererseits sagt er aber auch ausdrücklich zu dem römischen Hauptmann Cornelius, der vor ihm niederfiel: „Stehe auf, ich bin ja auch nur ein Mensch." — Die Mehrzahl der ersten Anhänger Jesu hielt ihn für einen bloßen Menschen und als einige Schwärmer unter ihnen die Ansicht aussprachen, daß er nur die Gestalt eines Menschen angenommen habe, wurden sie deshalb von seinem Freunde und Schüler Johannes getadelt.

Die Göttlichkeit Christi ist jedoch der Grundstein der römischen Kirche und die ganze theologische sogenannte Wissenschaft beruht auf dieser Abgeschmacktheit, die sich übrigens auch in vielen anderen Religionen, namentlich in der indischen, findet und weiter nichts ist, als eine Allegorie der Naturreligion.

Es würde mich zu weit von meinem Ziele führen, wenn ich mich auf einen Nachweis darüber einlassen wollte; das haben tiefere Forscher und Geschichtskundige zur Genüge gethan. Ich will nur mit wenigen Worten nachweisen, daß die Lehre von der Göttlichkeit Christi, die ihn in den Augen der Menschen erhöhen soll, abgesehen davon, daß sie eine Dummheit in sich selbst ist, das Verdienst des Erlösers zu nichte macht.

Die Kirchenlehrer sind bei der Erklärung dieser Lehre noch weit unklarer als gewöhnlich und hüllen sich in einen Schwall von Worten, die dem nichtdenkenden Volke imponiren, weil es sie nicht

versteht, was es in diesem Falle nicht nur mit den Denkern, sondern sogar mit den Erklärern selbst gemein hat, „denn eben wo Gedanken fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.“ So vornehm und entrüstet sich diese Erklärer auch geberden, wenn man sie über diesen Glaubensartikel befragt, so ist es mir doch noch nie gelungen, irgend einen klaren, rein vernünftigen Gedanken auf dem Grund ihrer Erklärungen zu finden. Die aufgeklärtesten protestantischen Geistlichen, die ich hörte, suchen den Frager damit abzufertigen, daß sie Jesus einen „Gottmenschen“ nennen; was aber keine besondere Menschenrasse oder Klasse, sondern nur ein Mensch ist, dessen Geist sich zu der höchsten Vollkommenheit ausgebildet hat, die eben ein Mensch erreichen kann.

Eine solche Erklärung ist aber eine Ketzerei in den Augen der Kirche, denn diese will, wir sollen glauben, daß Jesus ein nicht von einem *menschlichen* Geiste, sondern von Gott, der höchsten Potenz geistiger Vollkommenheit, belebter und regierter menschlicher Körper war.

Vor und nach Jesus gab es tugendhafte Menschen, die ebenso rein und tadellos lebten, wie es seine Schüler, die ihn drei Jahre lang täglich beobachteten, von ihm erzählen und andere, welche noch weit größere Leiden, als sie Jesus erduldete, noch standhafter als er für eine von ihnen für groß und gut gehaltene Sache ertrugen. Ihre Tugend und ihre Kraft waren ihr Verdienst, jedenfalls das Resultat der höhern Ausbildung ihres unvollkommenen menschlichen Geistes. Der Geist aber, der den Körper Jesu belebte, war nach der Kirchenlehre Gott, die höchste Potenz der geistigen Vollkommenheit, also keiner Vervollkommnung bedürftig oder fähig. Ein solcher Geist in einen menschlichen Körper gedacht, hat gar keinen Kampf zu bestehen, da er nicht einmal den Gedanken der Versuchung zuläßt. Tugend und Seelenkraft im Leiden und davon hergeleitetes Verdienst existiren nur für den *Menschen*, das heißt für einen ursprünglich unvollkommenen menschlichen Geist, der

einen menſchlichen Körper belebt. Der Gedanke an einen in Verſuchung führenden oder leidenden Gott ſetzt eine ſo niedrige Gottvorſtellung voraus, daß ſie jedem ſelbſt an einen perſönlichen Gott glaubenden Menſchen als eine Gotteslästerung erſcheinen muß. Ein Gott, der am Kreuze verzweifelt, iſt geradezu abgeſchmackt und lächerlich.

Wie anders dagegen erſcheint uns Jeſus, wenn wir ihn als einen Menſchen betrachten, deſſen zarter Körper von einem rein menſchlichen Geiſte belebt war! Das reine Leben eines ſolchen Jeſus können wir bewundern und mit der Hoffnung nachahmen, das hohe Muſter zu erreichen, da Jeſus ein Menſch war; für ſeine Leiden haben wir Mitgefühl und Thränen, da er ein Menſch war und für das Opfer, welches er mit ſeinem Leben der ganzen Menſchheit brachte, fühlen wir die innigſte Liebe, da es der höchſten, reinſten und uneigennützigſten Liebe entſprungen war.

Die Verſuchungen und die Zeichen der Schwäche, ſozuſagen die Kennzeichen ſeiner Menſchheit, die wir an ihm entdecken, machen ihn uns noch liebenswerther. Welcher fühlende Menſch kann ſich der Thränen enthalten, wenn er ſich im Geiſte in die Lage Jeſu am Oelberg verſetzt. Die Stunde der Erfüllung des großen Opfers naht heran und der rein menſchliche Trieb der Lebensluſt macht ſich mit aller Kraft und Verlockung geltend. Alle Schrecken des Todes, dem er entgegen geht, ſtehen vor ſeinem Geiſte und noch einmal ſucht er mit inbrünſtiger Hoffnung nach einem andern Wege, ſeinen großen Zweck zu erreichen. Er ringt mit dem Tode und „ein Engel ſteigt vom Himmel herab, ihn zu ſtärken;“ der Gedanke an die durch ſeinen Tod vollbrachte Erlöſung der Menſchen, an die Größe dieſes Zweckes iſt der ſtärkende Engel, der ihm den Tod beſiegen hilft.

Wie rührend menſchlich iſt die Handlung Chriſti bei der Einſetzung des Abendmahls! Wenn ſeine Jünger das Brod beim Eſſen zerbrechen und Wein trinken, ſollen ſie ſeiner und ſeines

großen Liebesopfers mit Liebe gedenken. Er weiß, daß seine Todesstunde herannaht, und er kennt den bösen Menschen, der als Werkzeug dienen wird, ihn den Henkern zu überliefern; der Gedanke macht ihn traurig.

Die Geschichte seines Leidens ergreift uns nur, weil wir ihn als einen Menschen betrachten, denn Gott ist über den Spott der Kriegsknechte so erhaben, daß er ihn nicht empfindet und was die körperlichen Mißhandlungen anbetrifft, so überwanden diese ja selbst die gemeinen, mit Jesus gekreuzigten Verbrecher so weit, daß sie ihn verspotten konnten; ein Gott mußte sicher so viel Seelenkraft haben, solche körperliche Schmerzen gar nicht zu empfinden. Er empfand sie aber sehr schmerzlich, und als ihn in seiner Todespein die Kraft verläßt und ihn vielleicht der verzweiflungsvolle Gedanke überfällt, daß sein großes Opfer für die Erlösung der Menschheit nutzlos gebracht sein möchte, ruft er aus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen! — Welches menschliche Herz erzittert hier nicht in seinen tiefsten Tiefen und wer ehrt und liebt nicht das Andenken an diesen erhabenen Menschen, der mit vollem Bewußtsein dessen, was ihm bevorstand, aus Liebe für die Menschen sich ein so schweres Opfer auferlegte!

Die Kirche verfehlt nicht unser Mitgefühl für diese Leiden in Anspruch zu nehmen und betrachtet dann Jesus ganz als Mensch. Den Pfaffen ist Christus bald Gott, bald Mensch, wie sie es eben für ihren Hokuspokus brauchen. —

Jesu trostreiche Lehre verbreitete sich mit großer Schnelligkeit. Die Apostel und deren Schüler verkündeten sie nicht allein in Judäa und den benachbarten Ländern, sondern machten zu diesem Zwecke weitere Reisen, und trugen die „frohe Botschaft“ (Evangelium) von dem Erlöser der Welt in ferne Länder. Die Zahl der Anhänger, die sie gewannen, war außerordentlich groß, besonders unter der ärmeren Volksklasse, aus der Christus und die Apostel selbst hervorgegangen waren.

Nachdem Jeruſalem, ſiebenzig Jahre nach Chriſti Geburt, von dem nachherigen römiſchen Kaiſer Titus zerſtört worden war, wurden die ſtets zum Aufruhr geneigten Juden über das ganze römiſche Reich zerſtreut und mit ihnen die Chriſtianer, — ſo nannte man die Anhänger Jeſu — welche als eine jüdiſche Sekte betrachtet wurden, wie es deren mehrere gab. Dies trug ſehr viel zur Ausbreitung des Chriſtenthums bei, und gewiß nicht wenig wirkten dafür die zahlreichen Chriſten unter den römiſchen Legionen, die der Krieg bald in dieſes, bald in jenes Land führte.

Zu der Zeit der Apoſtel und kurz nach derſelben führten die Chriſten ein Leben, wie es den Lehren ihres Meiſters würdig war; aber bald artete die Begeiſterung, die ſie beſeelte und ohne welche keine gute Sache gedeihen kann, in religiöſe Schwärmerei aus und nahm allmälig den Charakter einer Geiſteskrankheit an. Man wollte ſich gleichſam ſelbſt in Frömmigkeit überbieten und kam auf die wunderlichſte Auslegung der verſchiedenen, durch die Apoſtel aufbewahrten Ausſprüche Jeſu. Wo er weiſe Mäßigung empfahl, da glaubte man in ſeinem Sinne zu handeln, wenn man gänzlich entſagte, und ſo entſtand allmälig die verkehrte Anſicht, daß die Freuden des Lebens verwerflich und eines Chriſten unwürdig ſeien. Indem man alle Genüſſe mied und ſich freiwillig Leiden auferlegte und quälte, glaubte man die Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur zu überwinden und ſich größere Freuden im Leben nach dem Tode zu ſichern.

Mit dieſer Anſicht verband ſich bald eine Art von Hochmuth, der ſich unter äußerer Demuth verſteckte. Der roheſte Chriſt hielt den gebildetſten und tugendhafteſten Nichtbekenner Jeſu für einen Verworfenen; ja er glaubte ſich durch jede nähere Gemeinſchaft mit den Heiden zu verunreinigen. Aus dieſem Grunde ſonderten ſich die Chriſten bald ganz und gar von dieſen ab, zerriſſen die zwiſchen ihnen beſtehenden Verwandſchafts- und Freundſchaftsverhältniſſe und flohen alle Luſtbarkeiten und Feſte gleich Verbrechen.

Mit einem Wort, trotz aller Tugendhaftigkeit und Rechtſchaffenheit ihres Lebens, fingen ſie an, kopfhängeriſche, trübſelige Narren zu werden.

Die mit Schnelligkeit anwachſende Menge der Chriſten, ihr menſchenfeindliches, abgeſondertes Weſen, ihre geheimnißvollen Zuſammenkünfte, denen die Verleumdungen der jüdiſchen und heidniſchen Prieſter bald politiſche und verbrecheriſche Zwecke unterlegten, ihr feindſeliges Benehmen gegen die Heiden, — Alles dies erregte die Aufmerkſamkeit der römiſchen Regierung; allein ſie befolgte die ſehr vernünftige Politik, ſich nicht um die Religion ihrer Unterthanen zu bekümmern, wenn dieſe nicht die Veranlaſſung wurde zu Feindſeligkeiten gegen die Einrichtungen des Staats und ſeine Geſetze. Die Chriſten hätten alſo ungeſtört unter der römiſchen Herrſchaft leben und ſich entwickeln können, wenn ſie ſich von ſolchen Vergehungen fern gehalten hätten, die kein Staat ungeſtraft laſſen kann. Dies thaten ſie aber nicht, ſondern in ihrem fanatiſchen Eifer forderten ſie gleichſam die Regierung heraus. Sie verweigerten auf Grund ihrer Religion die allgemeinen Bürgerpflichten, wollten weder in den Krieg ziehen, noch öffentliche Aemter annehmen und bewieſen den Kaiſern Verachtung, anſtatt ihnen die herkömmlichen Ehren zu erzeigen. Es war daher ganz natürlich, daß dieſe die Sekte der Chriſten für ſtaatsgefährlich erkannten und beſchloſſen, ſie zu zwingen, ſich den Geſetzen des Staates zu unterwerfen und ſie für die Verletzung derſelben zu beſtrafen. Darin waren die Kaiſer in ihrem vollſten Recht und wir finden, daß gerade die beſten und weiſeſten unter ihnen gegen die widerſpenſtigen Chriſten am ſtrengſten verfuhren.

Sie erreichten indeſſen ihren Zweck nicht, ſondern bewirkten gerade das Gegentheil von dem was ſie bewirken wollten. Die Verachtung des Lebens und aller Leiden war bei den ſchwärmeriſchen Chriſten ſo hoch geſtiegen, daß ſie den Tod als höchſt wünſchenswerth betrachteten, ſich ſchaarenweiſe den Händen ihrer Verfolger

überlieferten und diese durch ihren herausfordernden Trotz zur größten Grausamkeit anregten. Je größere Leiden die Christen um Christi Willen erduldeten, desto größer fiel ihrer Meinung nach die Belohnung aus, die sie im verheißenen ewigen Leben erwartete.

Die Standhaftigkeit, mit welcher die Geopferten den qualvollsten Tod ertrugen und die religiösen Ehren, welche die Gemeinde dem Andenken der Märtyrer widmete, fachten die Schwärmerei der Christen zum Fanatismus an. Der Märtyrertod erschien als das höchste Glück, weil man glaubte, daß er alle Sünden tilge und sogleich zu Christus in das Paradies führe. Diese Märtyrerschwärmerei nahm so überhand, daß die Besonnenen unter den Christen, welche das Unmoralische einer solchen Lebensverachtung einsahen, vergeblich dagegen ankämpften.

Die Heiden, welche Zeugen von der Standhaftigkeit und Freudigkeit waren, mit welcher die Christen die ärgsten Qualen und den Tod erduldeten, wurden mit Bewunderung erfüllt für eine Religion, die solche Kraft gab, und bekannten sich in Menge zu derselben. Die Zahl der Christen nahm täglich zu, gewann immer mehr Eingang auch unter den höheren Ständen und selbst am Hofe der Kaiser. Endlich kam es dahin, daß Kaiser Konstantin, der 324 bis 337 regierte, es aus politischen Gründen für gut hielt, die christliche Religion zur Staatsreligion zu machen. —

Die Christen zur Zeit der Apostel hatten sich von der Gemeinschaft der Juden nicht getrennt, denn sie betrachteten sich vielmehr als die wahren Israeliten und Jesum als den längst erwarteten Messias. Endlich zwang sie aber die Feindseligkeit der Juden, eine eigene Gemeinde zu bilden.

Die Verfassung dieser ersten christlichen Gemeinde war wie die einer jeden Gesellschaft, die aus gleichstehenden Mitgliedern besteht, denn alle Christen nannten sich Brüder. Keiner hatte vor dem Andern einen Vorrang, und sowohl ihre Pflichten als ihre Rechte waren vollkommen gleich.

Zu ihren Vorſtehern wählte die Gemeinde einige in allgemeiner Achtung ſtehende Männer, welche Presbyteren (Aelteſte) oder auch Biſchöfe (episcopi, Aufſeher) genannt wurden. Ihr Amt war es, Ruhe, Eintracht und Ordnung in der Gemeinde zu erhalten, ohne daß ſie deshalb einen höhern Rang eingenommen hätten als den, welchen ihnen die Achtung der übrigen Brüder freiwillig einräumte. Den Presbyteren ſtanden Diakonen (Helfer) zur Seite, welche die reichlich beigeſteuerten Almoſen an die ärmeren Gemeindemitglieder austheilten und andere kleine Geſchäfte übernahmen, welche nicht ſchon von den Aelteſten verrichtet wurden.

Die Gemeinden der erſten Chriſten waren vollkommene Republiken, und ſelbſt die Apoſtel, welche mehrere derſelben ſtifteten und eine Art von Oberaufſicht über ſie führten, maßten es ſich nicht an, eigenmächtig über die Geſellſchaft betreffende Einrichtungen zu beſtimmen, ſondern begnügten ſich damit, den Gemeinden mit Rath und That an die Hand zu gehen. Der Apoſtel Petrus machte es den Aelteſten ausdrücklich zur Pflicht, daß ſie über die Gemeinde nicht herrſchen, ſondern ſie durch ihr muſterhaftes Beiſpiel leiten ſollten. Das thaten auch die Presbyteren der alten Zeit; ſie betrachteten ſich als die Diener der Gemeinde, welche ſie für ihre Dienſte durch freiwillige Geſchenke belohnte.

Einen äußerlichen Gottesdienſt kannte man nicht; die religiöſen Verſammlungen der apoſtoliſchen Chriſten fanden ſtatt ohne alle Ceremonien und auf die Sinne berechnete Gebräuche. Man kam zuſammen in irgend einem geräumigen Saale, ohne denſelben weder zu dieſem Zwecke auszuſchmücken, noch ihm eine beſondere Weihe und Heiligkeit beizumeſſen, denn dergleichen erſchien den Chriſten als heidniſche Thorheit.

Die Verſammlungen waren einzig und allein der Belehrung und Erbauung gewidmet. Man las in ihnen die Briefe der umherreiſenden Apoſtel vor, oder Stellen aus den heiligen Büchern der

Juden. Dann folgte ein belehrender Vortrag, den wohl meistens einer der Presbyteren hielt, oder auch irgend ein anderes Mitglied der Gemeinde, welches sich dazu geeignet und berufen fühlte. Das Gehörte wurde dann besprochen und den Unwissenden das erklärt, was sie etwa nicht verstanden hatten. So waren diese Versammlungen der Christen der apostolischen Zeit die ersten Volksschulen. Nach der Besprechung setzte man sich zu einem gemeinsamen Mahle nieder — welches Liebesmahl hieß — und am Schluß oder auch am Anfange wurden Brod und Wein herumgereicht und beim Genuß desselben mit Rührung und Dankbarkeit des für die Menschheit gestorbenen Jesus gedacht, wobei auch wohl die Worte wiederholt wurden, die er bei der Einführung dieses schönen Gebrauchs sprach. Den Schluß der Versammlung machte eine Beisteuer für die Armen.

Leider änderte sich aber dieser würdige und einfache Zustand der christlichen Gemeinden sehr bald und ging endlich in die Form der heutigen katholischen Kirche über. Es wird für unsern Zweck genügen, nur in leichten Umrissen anzugeben, wie eine so auffallende Veränderung, die dem christlichen Geiste so sehr widerspricht, bewerkstelligt werden konnte.

Wir haben oben gesagt, daß die Presbyteren mit der Leitung der Gemeindeangelegenheiten beauftragt waren. Bei ihren Berathungen führte Anfangs der Aelteste den Vorsitz, aber dieser war oft eben wegen seines Alters dazu nicht immer der tauglichste, und so zogen es denn die Presbyteren vor, den geeignetsten aus ihrer Mitte zum Vorsitzer zu wählen, welcher, da er über Alles die Aufsicht führte, zur Unterscheidung von seinen, ihm sonst übrigens durchaus gleichgestellten Collegen, vorzugsweise der Bischof genannt wurde.

Diese Bischöfe maßten sich bald einen höhern Rang an, und wir erblicken sie in den Versammlungen auf einem erhabenen Sessel, während die andern Presbyteren auf niedrigeren Stühlen um sie

her sitzen, hinter denen die Diakonen, gleich den dienenden Brüdern in den Synagogen, stehen. Die Gemeinden gewöhnten sich bald daran, in dem von ihren Vorstehern so ausgezeichneten Bischof ihren geistlichen Oberherrn zu sehen.

Besondere Umstände trugen dazu bei, das Ansehen dieser Bischöfe zu vermehren.

Die Christen auf dem Laude hatten sich Anfangs den Gemeinden in den Städten angeschlossen; als ihre Zahl sich aber vermehrte, wünschten sie eigene Gemeinden zu bilden, wenn sie auch die Gemeinschaft mit den Gemeinden in den Städten nicht aufgeben wollten, da ihnen dieselbe besonders zur Zeit der Verfolgung und überhaupt von Nutzen war. Sie baten daher die Stadtbischöfe, sie mit Lehrern und Vorstehern zu versehen, und ein solcher sandte ihnen gewöhnlich einen seiner Presbyteren.

Dieser Landbischof hatte nun zwar dieselbe Gewalt über seine Gemeinde, wie der Stadtbischof über die seinige; aber aus der ganzen Natur der Sache erklärt es sich, daß er in vielen Beziehungen von dem letzteren gewissermaßen abhängig wurde. Dadurch bekam der Stadtbischof einen Kirchensprengel, oder wie es damals hieß, Diöcese (Bezirk) oder Parochie.

So wurde also schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt der Grund zur kirchlichen Aristokratie gelegt.

Nachdem man nun einmal den Anfang damit gemacht hatte, jüdische Einrichtungen auf das Christenthum anzuwenden, so griff dieser Unfug um so schneller um sich, als er der Eitelkeit und Herrschsucht ehrgeiziger Bischöfe nützte, die sich bald der Leitung aller christlichen Gemeindeangelegenheiten zu bemächtigen wußten.

Am Anfange des dritten Jahrhunderts war es schon so weit gekommen, daß man die Gewalt der Bischöfe aus dem Priesterrechte des alten Testamentes herleitete und Alles, was Moses über Priesterverhältnisse festsetzte, ohne Weiteres auf Bischöfe und Pres-

byteren anwendete. Bis dahin waren sie noch immer als das, was sie auch in der That waren, als Diener der Gemeinde, betrachtet worden; aber ihr Stolz lehnte sich dagegen auf, und im Laufe des dritten Jahrhunderts hatten sie schon geschickt den Glauben verbreitet, daß sie nicht von der Gemeinde, sondern *von Gott selbst eingesetzt* wären zu Lehrern und Aufsehern derselben; daß sie also nicht Diener der Gemeinde, sondern Diener Gottes wären und daher sowohl das Lehreramt wie auch der Dienst der neuen Religion nur von ihnen allein versehen werden könne, weshalb sie einen von der Gemeinde *abgesonderten, vorzüglicheren* Stand bilden müßten.

Um die noch immer Zweifelnden vollends zu berücken, denen ein solches Verhältniß nicht den Lehren Christi gemäß erschien, griffen die Bischöfe zu einem andern Mittel, ihnen das, was sie durchsetzen wollten, begreiflicher und annehmbarer zu machen.

Wenn nämlich die Apostel einen Lehrer oder Presbyter bestellten, legten sie ihm die Hand auf das Haupt und riefen Gott an, daß er ihm zu seinem Amte auch den Verstand verleihen möge. Diese Sitte war dem jüdischen Ritus entnommen, ohne daß die Apostel daran dachten, welchen Mißbrauch ihre dereinstigen Nachfolger damit treiben würden. Die Bischöfe behaupteten nämlich, daß durch dieses Handauflegen der den Aposteln innewohnende heilige Geist auch auf die Geweihten übergegangen sei und daß diese auch die Kraft hätten, ihn auf dieselbe Weise an Andere zu übertragen. Es gelang ihnen vortrefflich, diese Ansicht unter den Christen populär zu machen, und am Ende des dritten Jahrhunderts glaubte man allgemein daran und sah in den Bischöfen, Presbyteren und Diakonen Wesen ganz anderer Art und fand es ganz natürlich und selbstverständlich, daß sie einen Stand für sich bildeten.

So bedeutend nun auch der Einfluß der Bischöfe auf die Gemeinden schon war, so hatte die demokratische Verfassung derselben

doch noch keineswegs aufgehört. Die Bischöfe konnten in den religiösen Angelegenheiten durchaus nicht nach Gefallen schalten und walten, sondern waren an die Einwilligung der Presbyteren und der ganzen Gemeinde gebunden. Dies war ihnen sehr unbequem, da sie nach unumschränkter Gewalt strebten, und zur Erlangung derselben benutzten sie die Provinzialsynoden.

Wir haben schon früher beiläufig bemerkt, wie falsch die Aussprüche und Lehren Jesu häufig von den Christen verstanden wurden. Es entspannen sich über deren Auslegung bald Streitigkeiten, und schon im zweiten Jahrhundert finden wir, daß sich mehrere Gemeinden vereinigten, um dieselben durch gemeinschaftliche Besprechungen auszugleichen. Als diese Streitigkeiten sich mit der Zeit vermehrten, fühlte man die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit solcher schiedsrichterlichen Versammlungen und ordnete sie für die Gemeinden eines bestimmten Bezirkes oder Landes regelmäßig und wenigstens einmal im Jahre an. So entstanden die Provinzial-Kirchenversammlungen. Die Gemeinden wurden auf denselben durch Abgeordnete vertreten, welche aus den Bischöfen, Presbyteren, Diakonen und einigen andern Gemeindemitgliedern bestanden.

So bedeutend nun auch der Einfluß der Bischöfe auf die Beschlüsse dieser Kirchenversammlungen war, so standen ihnen noch immer die große Anzahl der andern Abgeordneten der Gemeinde entgegen, und es wurde vorerst die Aufgabe der Bischöfe, diese von den Kirchenversammlungen zu entfernen. Zuerst gelang es ihnen mit den nicht priesterlichen Mitgliedern der Gemeinde, dann mit den Diakonen und endlich auch mit den Presbyteren, so daß die Gesammtheit der christlichen Gemeinden auf den Synoden einzig und allein durch die Bischöfe vertreten wurde.

Dies war zwar ein bedeutender Gewinn, denn nun konnten diese beschließen, was sie in ihrem Interesse für nöthig hielten; aber noch immer bedurften die gefaßten Beschlüsse der Zustimmung

der Gemeinde. Um diesen lästigen Zwang zu entfernen, erfand man ein eigenthümliches Mittel, welches wir einen plumpen und ungeschickten Betrug nennen würden, wenn er — nicht gelungen wäre.

Es war nämlich bei den Christen Gebrauch geworden, jede Versammlung mit der Bitte an Gott zu eröffnen, daß er die Anwesenden durch seinen Geist erleuchten und bei ihren Berathungen leiten möge. Diese Sitte wurde auch bei der Eröffnung von Kirchenversammlungen beobachtet, und nun erzeugten die Bischöfe bei den nur zu gläubigen Christen den Wahn, daß durch dieses Gebet der heilige Geist auch stets veranlaßt werde, bei der Synode gleichsam den Vorsitz zu führen, so daß alle ihre Beschlüsse als Aussprüche des heiligen Geistes, also Gottes selbst, zu betrachten wären, die der Bestätigung nicht bedürften! Durch diese List waren die christlichen Gemeinden um den letzten Rest ihrer Freiheit gebracht und der eigennützigen Willkür der Bischöfe preisgegeben.

Nachdem diese einmal so weit gekommen waren, gingen sie in ihren Anmaßungen immer weiter, und es kam bald eine Zeit, wo die vor Kurzem noch so ehrwürdigen Vorsteher der christlichen Gemeinden größtentheils die eigennützigsten, schamlosesten und verworfensten Menschen waren. „Aus den hölzernen Kirchengefäßen wurden goldene, aber aus den goldenen Bischöfen wurden hölzerne."

Als Kaiser Konstantin die christliche Religion zur Staatsreligion machte, erlitten alle Verhältnisse der christlichen Kirche eine bedeutende Veränderung. Die Kaiser betrachteten sich selbst als Oberhäupter derselben; sie beriefen nicht nur nach ihrem Gefallen Kirchenversammlungen, leiteten die Wahlen der Bischöfe oder ernannten diese geradezu, sondern entschieden auch theologische Streitigkeiten nach ihrem Gutdünken. Dadurch gingen freilich viele der angemaßten Rechte der Bischöfe für den Augenblick verloren; aber die Vortheile, welche sie auf der andern Seite gewannen, waren so groß, daß sie sich ganz außerordentlich demüthig und fügsam zeig-

ten, und ſo geſchah es, daß Alles in der Kirche nach dem Winke der Kaiſer ging.

Der Kaiſer war der Gnadenborn, aus dem auf ſeine Günſtlinge Ehren und Reichthümer ſtrömten, und die Biſchöfe und Geiſtlichen wetteiferten in niedriger Schmeichelei, um deren möglichſt viel zu erſchnappen. Die Armuth der Kirche und ihrer Diener hatte ein Ende. Schon Kaiſer Konſtantin beſtimmte einen Theil der Staatseinkünfte zum Unterhalte der Geiſtlichen und begnadigte ſie mit wichtigen Vorrechten. Das allereinträglichſte war aber das Geſetz, durch welches er ſie für berechtigt erklärte, Schenkungen anzunehmen, welche ihnen durch teſtamentariſche Verfügungen gemacht wurden, was nach dem Geſetze des Kaiſers Diokletian keinem Verein geſtattet war.

Nun war der Habgier der Geiſtlichkeit ein weites Feld geöffnet. Die niedrigſten und verächtlichſten Mittel wurden angewandt, um die bereits in Aberglauben aller Art verſunkenen Chriſten zu reichen Schenkungen zu bewegen, und bereits nach zehn Jahren wagte Niemand mehr zu ſterben, ohne der Geiſtlichkeit ein Legat zu vermachen. Dieſe betrieb ihr Geſchäft auf ſo ſchamloſe Weiſe, daß nicht ſehr lange darauf die Kaiſer Gratian und Valentinian ſich gezwungen ſahen, durch Geſetze der Erbſchleicherei der Geiſtlichen Einhalt zu thun.

Hieronymus, der Geheimſchreiber des römiſchen Biſchofs Damaſus, der Zeuge war von dem nichtswürdigen Treiben der Pfaffen, rief bei der Bekanntmachung des Geſetzes: „Ich bedaure nicht des Kaiſers Verbot, ſondern mehr das, daß meine Mitbrüder es nothwendig gemacht haben!“ Dieſe Mitbrüder ſchildert er auf wenig ſchmeichelhafte Weiſe, indem er ſagt: „Sie halten kinderloſen Greiſen und alten Matronen den Nachttopf hin, ſtets geſchäftig um ihr Lager; mit eigenen Händen fangen ſie ihren Auswurf auf, und Wittwen heirathen nicht mehr; ſie ſind weit freier, und Prieſter dienen ihnen um Geld.“ Selbſt der Biſchof

des Hieronymus, Damasus, hatte sich den Beinamen Ohrenkrabler der Damen erworben.

Als Julianus (361 n. Chr.) zur Regierung kam, gerieth der ganze Pfaffenschwarm in große Bestürzung, denn dem gebildeten mit der Philosophie seiner Zeit bekannten und darin aufgezogenen Kaiser erschien das bereits durch Aberglauben und Fabeln aller Art entstellte Christenthum abgeschmackt und lächerlich. Er „fiel daher vom Glauben ab," wie die Kirchenphrase heißt, und erwarb dafür von den christlichen Geschichtsschreibern den Beinamen Apostata (Abtrünniger).

Die reine und einfache Lehre Christi hatte in der That bereits eine traurige Veränderung erlitten und war durch Wundermärchen und läppische Fabeln verunstaltet worden. Vor der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (325 n. Chr.) gab es gegen fünfzig Evangelien, von denen nur die noch in der Bibel enthaltenen beibehalten wurden, weil die andern den Heiden doch gar zu viel zu spotten und zu lachen gaben. Sie enthielten die abgeschmacktesten Erzählungen und trivialsten Geschichten, und wenn auch ihre Verfasser mit der Mutter Jesu nicht so vertraut waren, wie jener Portugiese, der ein „Leben Jesu im Bauche der Maria" schrieb, so berichten sie uns doch unter Anderm, daß dem frechen Menschen, der Maria unzüchtig anzufassen wagte, augenblicklich die Hand verdorrte. Auch von Wundern erzählen sie, die Jesus als Kind verrichtete. Einst habe derselbe mit andern Kindern gespielt, und mit ihnen aus Thon Vögel geformt; die von ihm gemachten seien sogleich fortgeflogen. Als er größer geworden, habe er einst einen Tisch gefertigt, und als er von seinem Vater gescholten worden sei, weil er zu kurz war, habe er an dem Tisch gezogen und ihn so lang gemacht, wie Meister Joseph wollte.

Kaiser Julianus versuchte es, das Christenthum zu stürzen, obwohl er die Christen nicht verfolgte, und als er schon nach zwei-

jähriger Regierung im Kriege gegen die Perſer fiel, verurſachte ſein Tod große Freude.

Sein Liebling, der Philoſoph Libanius, fragte einſt ſpöttiſch einen chriſtlichen Lehrer zu Antiochien: „Was macht des Zimmermanns Sohn?“ Er erhielt zur Antwort: „Einen Sarg für deinen Schüler.“ Bald darauf ſtarb der Kaiſer, und Libanius vermuthete, eben vielleicht wegen dieſer Antwort, daß er durch irgend einen fanatiſchen Chriſten ſeinen Tod fand. Sterbend unterhielt ſich der Kaiſer über die Erhabenheit der menſchlichen Seele, aber die Chriſten erzählten, er habe eine Hand voll Blut gen Himmel geſpritzt und ausgerufen: „Du haſt geſiegt, Galiläer!“

Mit Julian ſtarb der letzte heidniſche Kaiſer; unter ſeinen Nachkommen breitete ſich die Macht der Pfaffen immer mehr aus, und dieſes Ungeziefer des Chriſtenthums verunſtaltete daſſelbe von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr und wurde immer unverſchämter und üppiger.

II.

Die lieben, guten Heiligen.

Zu alten Zeiten hieß heilig, wenn
Der Fliegen, der Heuſchrecken fraß,
Und Jener gar mit ſeinem heil'gen Hintern
In einem Ameiſ'nhaufen ſaß,
Um voller Andacht drin zu überwintern.

Es ist ein durch die Wissenschaft noch nicht vollständig gelöstes Problem, wodurch Epidemien entstehen, wie Pest, Cholera und dergleichen gräßliche Uebel, durch welche das Menschengeschlecht von Zeit zu Zeit heimgesucht wird. Noch unerklärlicher sind Epidemien des Geistes, deren Vorkommen so alltäglich ist, daß wir gar nicht mehr darauf achten und sie am allerwenigsten für eine geistige Störung halten.

Woher kommt es, daß irgend ein dummes Lied die Runde über den Erdball macht, daß man ihm nirgends entfliehen kann, selbst nicht, wenn man allein ist, da man es dann selbst summt? Dasselbe ist der Fall mit einem schlechten Witz oder einer abgeschmackten Redensart oder einer Mode, über deren Möglichkeit man später selbst erstaunt ist. Es ist nicht nöthig, daß wir Beispiele anführen, denn jeder Mensch wird irgend ein Lied, Redensart oder Mode anführen können, die epidemisch auftrat.

Das Merkwürdige bei solchen geistigen Epidemien ist, daß Absperrung dagegen kein unfehlbares Mittel ist, denn wir kennen Gewohnheiten, die sich zum Beispiel in Klöstern ganzer Länder verbreiteten, die doch unter sich in gar keiner Verbindung standen. In einem der folgenden Kapitel werden wir davon merkwürdige Beispiele anführen.

Die Keime der in ihren Folgen gräßlichsten geistigen Epidemien enthält die Religion und keine mehr als die mißverstandene christliche.

Sie hat Europa Jahrhunderte hindurch in ein trübseliges Narrenhaus verwandelt und Millionen von Schlachtopfern sind der durch sie erzeugten Tollheit gefallen.

Dieses Kapitel handelt von den Heiligen der römischen Kirche, denn die protestantische hat sie abgeschafft und nur die Scheinheiligen behalten. All diese Heiligen, einige Ausnahmen abgerechnet, waren durch die Religion wahnsinnig gemachte Menschen und würden, wenn sie heutzutage lebten, in Narrenhäuser gesperrt werden. Jeder Leser, der nicht von derselben Narrheit ergriffen ist, wird am Ende dieses Kapitels von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt sein.

Die Lehre Christi, daß dies Leben nur eine Vorbereitung für ein künftiges sei und daß Jeder, welcher die ihm hier auferlegten Leiden gottergeben trage, dafür im ewigen Leben belohnt werden würde, war darauf berechnet, die leidende und bedrückte Menschheit durch die Hoffnung zu trösten. Je größer die unverschuldeten Leiden waren, die einen Gläubigen trafen, desto größere Hoffnung hatte er, durch geduldiges Ertragen ein freudenreiches ewiges Leben zu gewinnen und es ist begreiflich, daß es Menschen gab, welche sie betreffende Unglücksfälle als ein Glück ansahen, da sie ihnen Gelegenheit gaben, den Himmel zu verdienen.

Der Uebergang zu dem Gedanken, daß Leiden überhaupt verdienstlich sei, war nicht besonders schwierig, besonders da er, durch mehrere von den Aposteln berichtete Aussprüche Christi unterstützt wurde, und so kam es, daß man sich endlich selbst Leiden und Qualen erschuf, nur um sie zu ertragen und weil man damit meinte, für sein Seelenheil zu sorgen. Das Egoistische und Unmoralische einer solchen Handlungsweise wurde gar nicht erkannt.

Die Idee von der Verdienstlichkeit, körperliche Martern mit Freudigkeit zu ertragen und sich selbst zu schaffen, kam erst recht zur Geltung, als die während der Verfolgungen unter den Kaisern Diokletian und Decius hingerichteten Christen durch ihre Stand-

haftigkeit so hohen Ruhm einernteten. Mögen sich auch die Kirchenschriftsteller nicht immer von Uebertreibungen fern gehalten haben, wenn sie die Leidensgeschichten der Märtyrer erzählen, so verdienen sie doch im Allgemeinen Glauben, denn es ist eine bekannte Erfahrung, daß Menschen in hoher geistiger Aufregung Schmerz oft gar nicht empfinden, wie manche alte Soldaten bezeugen, die es in der Hitze des Kampfes oft gar nicht bemerkten, daß sie verwundet wurden.

Diese Schwärmerei nahm besonders im vierten Jahrhundert überhand und was Zeno, Bischof von Verona (um d. J. 360) sagte, war ziemlich der allgemeine Glaube: „Der größte Ruhm der christlichen Tugend ist es, die Natur mit Füßen zu treten."

Diese düstere Ansicht verbreitete über die ganze christliche Welt eine Trübseligkeit, welche die Erde in der That zu einem Jammerthal machte. Die frommen Christen hielten sich nicht für werth, daß die Sonne sie bescheine; jeder Genuß erschien ihnen ein Schritt zur Hölle und jede Qual ein Schritt zum Himmel.

Später gestaltete sich freilich Alles weit lustiger in der christlichen Kirche, so lustig, daß es ein Skandal und Gräuel und die Reformation dadurch erzeugt wurde; aber Luther machte die Leute wieder mit der Bibel bekannt, die ihnen von der römischen Kirche entzogen war, und das Lesen derselben brachte ähnliche Wirkungen hervor, wie das Lesen der Evangelien unter den Christen der ersten Jahrhunderte.

Beweise dafür finden wir genug in der Geschichte, wie auch in den Predigten und andern geistlichen Schriften aus der Zeit nach der Reformation. Besonders reich daran sind die Gesangbücher, in denen sich hin und wieder noch jetzt nicht minder seltsame Verse finden wie der folgende, der wörtlich einem noch nicht sehr alten Breslauer Gesangbuch entnommen ist:

Ich bin ein altes Raben-Aas,
Ein rechter Sünden-Krüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie den Rost der Zwibbel.
O Jesus, nimm mich Hund am Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor,
Und schmeiß mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel.

Weil Jesus es für nöthig hielt, vierzig Tage in die Wüste zu gehen — zu welchem Zweck hat er Niemand gesagt — so meinten die Schwärmer, auch in die Wüste laufen und ihren Leib durch Fasten und allerlei Qualen kasteien zu müssen, denn Christus hatte gesagt: „Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir," und ferner: „Es sind etliche verschnitten aus Mutterleibe von Menschen, etliche aber die sich selbst verschnitten haben um des Himmels Willen. Willst du vollkommen sein, so gehe hin und verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben — komm und folge mir nach."

Mancher, der schon aus Mutterleibe — am Gehirn. — verschnitten und von Natur ein Narr war, mag durch Zufall mit unter die Heiligen gerathen sein; aber der größte Theil der Heiligen wurde erst durch solche ähnliche Stellen der Bibel zu Narren.

Die Wüsteneien Syriens und Egyptens bevölkerten sich mit frommen Christen, welche „Jesum nachfolgen" wollten, und weil dieser gelitten hatte, es für verdienstlich hielten, sich noch weit größere Qualen freiwillig aufzulegen. Jeder dieser Frommen strebte darnach, die Natur mit Füßen zu treten, und es gelang Manchem so vortrefflich, daß uns dabei die Haut schaudert. Diese Schwärmerei wurde epidemisch und die sonst einsamen Wüsten bevölkerten sich wie Städte.

Das anschaulichste Bild von dem Leben dieser „Väter der Wüste“ gibt uns folgende Schilderung eines Mannes, der ihr Leben und Treiben einen ganzen Monat lang als Augenzeuge beobachtet hat: „Einige flehen mit gen Himmel gerichteten Augen, mit Seufzen und Winseln, Barmherzigkeit; andere, mit auf den Rücken gebundenen Händen, halten sich in der Angst ihres Gewissens nicht für würdig, den Himmel anzuschauen; andere sitzen auf der Erde, auf Asche, verbergen ihr Gesicht zwischen die Kniee und schlagen ihren Kopf gegen den Boden; andere heulen laut wie beim Tode geliebter Personen; andere machen sich Vorwürfe, nicht Thränen genug vergießen zu können. Ihr Körper ist, wie David sagt, voll Geschwüre und Eiter; sie mischen ihr Wasser mit Thränen und ihr Brod mit Asche; ihre Haut hängt an den Knochen, vertrocknet wie Gras. Man hört nichts als Wehe! Wehe! Vergebung! Barmherzigkeit! Einige wagen kaum ihre brennende Zunge mit ein Paar Tropfen Wasser zu erfrischen, und kaum haben sie einige Bissen Brod genossen, so werfen sie das Uebrige von sich, im Gefühl ihrer Unwürdigkeit. Sie denken nichts als Tod, Ewigkeit und Gericht! Sie haben verhärtete Kniee, hohle Augen und Wangen, eine durch Schläge verwundete Brust und speien oft Blut; sie tragen schmutzige Lumpen voll Ungeziefer, gleich Verbrechern in Gefängnissen, oder wie Besessene. Einige beten, sie ja nicht zu beerdigen, sondern hinzuwerfen und verwesen zu lassen, wie das Vieh!“ —

Wer von diesen Wüsteneinsiedlern noch nicht verrückt war, mußte es bei der oben geschilderten Lebensweise nothwendig werden. Das Beispiel reizte die Eitelkeit auf und einer suchte den andern an Strenge und Selbstquälerei zu übertreffen.

Einer dieser armen Verirrten und Verwirrten — Heiligen! — lebte fünfzig Jahre lang in einer unterirdischen Höhle, ohne jemals das freundliche Licht der Sonne wieder zu sehen! Andere ließen sich bei der größten Hitze bis an den Hals in den glühenden

Sand graben; noch andere in Pelze einnähen, so daß nur ein Loch zum Athmen frei blieb; bei afrikanischer Sonnenhitze eine treffliche Sommerkleidung, allein doch noch erträglicher als der Paletot, den ein anderer sich aus einem Felsen aushieb und beständig mit sich herumschleppte, wie die Schnecke ihr Haus.

Sehr viele behängten sich mit schweren eisernen Ketten und Gewichten. Der heilige Eusebius trug beständig zweihundert und sechszig Pfund Eisen an seinem Körper. Einer dieser Narren, Namens Thaleläus, klemmte sich in den Reifen eines Wagenrades und brachte in dieser angenehmen Stellung zehn Jahre zu, worauf er sich, zur Belohnung für seine Ausdauer, in einen engen Käfig zurückzog. Wahrlich ein rarer Vogel!

Einige thaten das Gelübde — Frauen thaten das glaub' ich nicht — jahrelang kein Wort zu reden, Niemand anzusehen, oder auf einem Beine umherzuhinken, oder nur Gras zu fressen und was des Unsinns mehr ist.

St. Barnabas hatte sich einen scharfen Stein in den Fuß getreten; er litt die entsetzlichsten Schmerzen, aber er ließ sich den Stein nicht herausziehen. Wieder andere schliefen auf Dornen, ja manche versuchten gar nicht zu schlafen und hungern konnten sie wie deutsche Schullehrer und Dichter; nur hatten sie den Vortheil voraus, daß sie verrückte Heilige waren und es eine bekannte Erfahrung ist, daß Wahnsinnige sehr lange ohne Nahrung leben können. Simeon, der Sohn eines egyptischen Hirten, aß nur alle Sonntage und hatte seinen Leib mit einem Stricke so fest zusammengeschnürt, daß überall Geschwüre hervorbrachen, die so entsetzlich stanken, daß es Niemand in seiner Nähe aushalten konnte.

Dieser Simeon glaubte immer, daß er sich noch nicht genug quäle und erfand noch etwas ganz Neues, oder was wenigstens von den Christen noch nicht angewandt wurde, da Anbeter der großen Göttermutter, der Kybele, in Syrien Aehnliches gethan hatten.

Simeon ſtellte ſich nämlich auf die Spitze einer Säule und blieb hier jahrelang ſtehen. Die erſte Säule, die er zu dieſem Zwecke benützte, war nur vier Ellen hoch, aber je höher ſein Wahnſinn ſtieg, deſto höher wurden auch ſeine Säulen. Als ſeine Tollheit den Gipfelpunkt erreicht hatte, war ſeine Säule vierzig Ellen hoch; auf dieſer ſtand er dreißig Jahre!

Wie er es eigentlich anfing, nicht herunter zu fallen, wenn ihn der Schlaf überkam, iſt ſchwer zu begreifen; allein wahrſcheinlich gewöhnte er ſich ſtehend zu ſchlafen wie Pferde und Eſel. Eine ſeiner Lieblingsunterhaltungen war es, ſich beim Gebet bis auf die Füße zu bücken. Er muß noch einen geſchmeidigeren Rücken gehabt haben, als irgend welche Kammerherrn, denn ein Augenzeuge berichtet, daß er bis 1244 ſolcher Bücklinge gezählt habe, der Heilige aber noch unendlich lange in ſeiner frommen Turnübung fortgefahren ſei.

Simeon brachte es dahin, daß er vierzig Tage hungern konnte! Als ſeinem ausgemergelten Körper endlich die Kraft zum Stehen fehlte, ließ er auf ſeiner Säule einen Pfahl errichten und ſich an denſelben mit Ketten in aufrechtſtehender Stellung befeſtigen.

Dieſe Säulentollheit fand viele Nachahmer, beſonders im warmen Morgenlande. Im Abendlande iſt nur ein Säulenheiliger bekannt und die fromme Stadt Trier hat den Ruhm, daß er einer ihrer Söhne war. Der damalige Biſchof war aber noch nicht ſo tief in den Geiſt der römiſchen Kirche eingedrungen, wie Herr Biſchof Arnoldi, der vor etwa zwanzig Jahren den angeblichen ungenähten Rock Chriſti für Geld zeigte, denn ſonſt würde er nicht die Säule haben umſtürzen und den Narren — ich meine den Heiligen — zur Stadt hinausjagen laſſen.

Da es das höchſte Ziel all dieſer für ihre Seligkeit ſich quälenden Thoren war, „die Natur mit Füßen zu treten" und jede „vom Fleiſche" ſtammende Regung zu unterdrücken, ſo wurde denn natürlich auch der Geſchlechtstrieb als höchſt unchriſtlich ver-

dammt und bekämpft. Der Kampf mit diesem mächtigsten der Triebe kostete aber die allergrößte Mühe und hatte, wie wir noch in der Folge sehen werden, die allerverderblichsten Folgen für die sich Christen nennende Menschheit.

St. Hieronymus (geb. 330 und gest. 422) erzählt ganz kalt, daß dieser Kampf mit der Natur Jünglingen und Mädchen Gehirnentzündungen und oft Wahnsinn zugezogen habe. Die armen Narren, die ihren Leib kasteiten, um den Unzuchtsteufel in sich zu demüthigen, wußten ja nicht, daß sie dadurch das Uebel nur ärger machten, denn der Teufel — der bekanntlich überall seine Hand im Spiel hat — führte ihnen die üppigsten Bilder vor die Phantasie.

Einige bestrichen, um sich den Kampf zu erleichtern, ihre rebellischen Glieder mit Schierlingssaft und Andere machten der Sache völlig ein Ende, indem sie die Wurzel des Uebels ausrotteten. Dann hört freilich Alles auf, auch die Versuchung, und wenn ein Verdienst im Ueberwinden liegt, auch das Verdienst. Der sonst so vernünftige Kirchenvater Origenes that dies ebenfalls; aber seine That war keineswegs originell, da heidnische Priester der Kybele diese unangenehme Operation ziemlich häufig mit sich vornahmen. Leontius, ein Priester zu Antiochien, Jakobus, ein syrischer Mönch und noch viele andere unter den Priestern und Laien folgten diesem Beispiel, was daraus hervorgeht, daß ein Gesetz gegen diese Kapaunirwuth gegeben werden mußte. Nun, Gott sei Dank, vor der Rückkehr dieses Fanatismus sind wir sicher!

Andere, welche sich zu einer solchen Radikalkur nicht entschließen konnten, oder auch durch ihre Frömmigkeit davon abgehalten wurden, litten Höllenqualen. Den heiligen Pachomius trieb das innerliche Feuer in die Wüste, weil er es hier leichter zu ersticken meinte als in der Welt, wo so viel zweibeiniger Zündstoff umherläuft. Er kämpfte oft mit sich, ob er seinen

entsetzlichen Qualen nicht durch den Tod ein Ende machen solle. Einst legte er sich nackt in eine Höhle, welche von Hyänen bewohnt wurde. Diese Bestien beschnopperten ihn, ließen ihn aber ungefressen liegen, wahrscheinlich weil sie es ihm anrochen, daß er ein Heiliger war.

Einige Tage gesellte sich zu dem geplagten Manne ein schönes ethiopisches Mädchen, setzte sich auf seinen Schooß und reizte ihn so sehr, daß er wirklich glaubte zu thun, was jeder nicht so heilige Mann in seiner Lage unfehlbar gethan haben würde. Als das Entsetzliche geschehen war, ging es ihm wie manchem Andern nach ähnlichen Vorfällen; er erkannte jetzt, wer seine Hand dabei im Spiel hatte und gab dem schönen Mädchen als Dank eine ungeheure Maulschelle. Und seine Vermuthung war richtig; das Mädchen war der Teufel in eigener Person, denn Pachomius' Hand stank von der Berührung ein ganzes Jahr lang so entsetzlich, daß er fast ohnmächtig wurde, wenn er sie der Nase zu nahe brachte.

Aergerlich darüber, daß ihn der Teufel so erwischt hatte, rannte er in der Wüste umher. Er fand eine Aspis oder kleine Brillenschlange und setzte sie in seiner Wuth gleich einem Blutegel an das Glied, welches Origenes sich abschnitt. Aber die Schlange war eben so ekel, wie die Hyäne und wollte nicht anbeißen. Pachom hielt dies für ein Wunder, und eine innere Stimme sagte ihm, daß er nun Ruhe haben sollte, und somit scheint ihn das Teufelsmädel kurirt zu haben.

Mit Mystizismus vereinigte Dummheit und daraus entstehende Schwärmerei stecken an und verbreiten sich wie Pest und Cholera. Die ganze Christenheit wurde von dieser ascetischen Schwärmerei angesteckt. Ganze Schaaren rannten in die Wüste, so daß sich die Heiligen auf die Füße traten und genöthigt wurden, ungeheure Gemeinschaften — Klöster zu bilden.

St. Pachomius, der eigentliche Stifter derselben, hatte in

dem ſeinigen vierzehnhundert Mönche und führte noch über ſiebentauſend Andere die Aufſicht. Im vierten Jahrhundert gab es in Egypten wenigſtens hunderttauſend Mönche und Nonnen, denn daß die leicht erregbaren und verrückt zu machenden Weiber von dieſer Tollheit nicht frei blieben, kann man ſich denken. In den gut gelegenen Wüſten fing es an, an Platz zu fehlen und man ſchaffte ſich künſtliche Wüſteneien, das heißt Klöſter, in den Städten. Die Stadt Oxyrrhinchus hatte mehr Klöſter als Wohnhäuſer und in ihnen beteten, und arbeiteten nicht, dreißigtauſend Mönche und Nonnen.

Die Heiden mochten ſpotten ſo viel ſie wollten, um dieſes heilige Feuer auszulöſchen; es gelang ihnen nicht, denn die geachtetſten Kirchenlehrer prieſen das Mönchs- und Einſiedlerleben über Alles und nannten es den geraden Weg in das Paradies. Die heiligſten Bande der Natur wurden zerriſſen. Jünglinge verließen ihre Bräute, wie der heilige Alexius, der in der Brautnacht in die Wüſte rannte. Ammo las ſeiner Braut die Briefe des Paulus an die Korinther vor! Die Braut wurde dadurch ſo begeiſtert, daß ſie mit Ammo in die Wüſte lief und hier gemeinſchaftlich mit ihm eine elende Hütte bezog, wo ſie lebte — keuſch wie eine Henne, die mit einem Hunde zuſammenwohnt.

Johannes Colybita, der Sohn angeſehener Eltern, wurde ebenfalls in der Brautnacht von dem frommen Kanonenfieber gepackt; er floh die Verſuchung und ging in die Wüſte. Das unüberwindliche Heimweh trieb ihn in die Vaterſtadt zurück. Hier lebte er ſiebenzehn Jahre als elender Bettler in einer Hundehütte, die er neben die Wohnung ſeiner um ihn trauernden Eltern geſtellt hatte, denen er ſich erſt in ſeiner Todesſtunde zu erkennen gab.

Dies waren die Früchte der Lehren ſolcher Männer, wie St. Hieronymus, der ſagte: „Und wenn ſich deine jungen Geſchwiſter an deinen Hals werfen, deine Mutter mit Thränen und

zerstreuten Haaren und zerrissenen Kleidern den Busen zeigt, der dich ernährt hat, dein Vater sich auf die Thürschwelle legt, stoße sie mit Füßen von dir und eile mit trockenen Augen zur Fahne des Kreuzes."

Sehr viele trieben auch die Eitelkeit und der Ehrgeiz zum ascetischen Leben, denn die Einsiedler und Mönche standen im höchsten Ansehen. Kamen sie in eine Stadt, so wurden sie im Triumph empfangen, und zogen sie bei einer solchen vorbei, dann strömten Tausende zu ihnen heraus, um sich ihren Rath und ihren Segen zu erbitten.

Die ganze Gegend, in welcher ein besonders toller Einsiedler sein Wesen trieb, hielt sich für beglückt, und man hat Beispiele, daß diese Heiligen von den Bewohnern anderer Landschaften gleichsam wie die wilden Affen in Pechstiefeln eingefangen wurden.

Salamanius aus Kapersana, einem Dorfe am Euphrat, hatte sich in ein Haus sperren lassen, welches weder Fenster noch Thüren hatte. Einmal im Jahr öffnete er diesen Käfig, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen, welche ihm herbeigeschleppt wurden, wobei der heilige Mann aber mit Niemandem redete. Die Bewohner seines Geburtsortes glaubten ein Recht auf diese Blume der Heiligkeit zu haben und entführten den Narren; aber kaum hatten sie ihn einige Tage, als er ihnen wieder von den Bewohnern eines benachbarten Dorfes gestohlen wurde. Alle diese gewaltsamen Veränderungen waren nicht im Stande, dem Heiligen ein Wort zu entlocken.

Die Verehrung gegen diese Wüstennarren ging so weit, daß Kaiser Theodosius ihnen sogar seine Söhne Honorius und Arkadius zur Erziehung anvertraute. Es wurde freilich nichts Gescheidtes aus ihnen, denn Honorius war förmlich blödsinnig geworden und fand sein größtes Vergnügen daran, das Federvieh zu füttern. Eine recht unschuldige Liebhaberei für einen Kaiser, die auch moderne

Imperatoren haben, wenn das Federvieh nur aus der rechten Tonart kräht.

Theodosius war überhaupt ein großer Freund der Mönche, und sowohl er wie andere Kaiser nahmen zu ihnen wie zu Orakeln ihre Zuflucht. Er ahmte dem großen Alexander nach, indem er sagte: „Wenn ich nicht Theodosius wäre, so möchte ich ein Mönch sein.“ Sein Volk hatte Ursache genug zu bedauern, daß er Theodosius war.

Unter den „Vätern der Wüste“ haben Manche einen ganz besonderen Ruf der Heiligkeit erworben, theils durch die unerhörten Qualen, welche sie sich selbst auferlegten, theils durch die Wunder, welche ihnen zugeschrieben wurden. Unter den schrecklichen Operationen, die sie mit ihrem Körper vornahmen, litt auch der Geist, und so darf es uns nicht befremden, wenn diese Leute allerlei Erscheinungen und Visionen hatten, die sie für Wirklichkeit nahmen und die nur dazu dienten, ihren zerrütteten Verstand noch mehr zu verwirren. Die Kirchenschriftsteller, welche diese Wunder nacherzählen, waren ernsthafte Männer und thun dies im festen Glauben an die Wahrheit dessen, was sie berichten. Erst die spätern mag hin und wieder Eigennutz zum absichtlichen Betruge verleitet haben.

Ich würde alle diese Wunder als abgeschmackt übergehen, wenn man sie nur allein in jener finsteren Zeit geglaubt hätte, allein noch heute gelten sie Tausenden von römischen Katholiken als Wahrheit.

Der gemeine Katholik in den ächt katholischen Ländern weiß von Gott sehr wenig; er versteht die philosophische Dreieinigkeitsgeschichte nicht und zerbricht sich auch nicht den Kopf darüber; er kennt nur seine wunderthätigen Heiligen und den Teufel.

Lange wollen wir uns übrigens in dieser halb bemitleidenswerthen, halb lächerlich tollen, heiligen Gesellschaft nicht aufhalten. Wer den ganzen Unsinn der Wunder kennen lernen will, braucht

nur eines der Heiligenbücher zu lesen, welche von der Geistlichkeit in den römisch-katholischen Ländern empfohlen und verbreitet werden.

Den größten Ruf unter den Wüstenheiligen erlangten: St. Paulus, St. Pachomius, St. Antonius, St. Hilarion und St. Macarius Nr. 1 und Nr. 2. Die Schlachten, welche diese Himmelsstürmer mit dem Teufel lieferten, waren unzählig und die ungeheure Thätigkeit des „Erzfeindes" kann nicht in Erstaunen setzen, da diese religiösen Don Quichote in jedem Affen, in jedem andern Thier, und namentlich in jedem Weibe, welche ihnen unvermuthet begegneten, nicht nur hölliſche Windmühlen, sondern den hölliſchen Windmüller selber sahen.

Alle Uebel, welche ihr krankhafter Körper- und Seelenzustand mit sich brachte, wurden für Wirkungen des Teufels gehalten. Antonius schlief auf der bloßen Erde und in feuchten Gräbern und zog sich dadurch sehr begreiflicherweise die Gicht zu, wie das auch jedem Nichtheiligen begegnet wäre; er aber bildete sich ein, daß die Schmerzen, die er empfand, von einem Faustkampf mit dem Teufel herrührten, — weil er vielleicht wirklich häufig Kämpfe mit den starken Affen zu bestehen hatte, die sich im südlichen Egypten aufhielten und die wahrscheinlich die Erzväter der Waldteufel sind. Schöne Weiber, die ihm im Traum erschienen, hielt er erst recht für Teufel, da sie ihn am stärksten versuchten und eine derartige „Versuchung des heiligen Antonius" sieht man häufig gemalt, weil sie die Phantasie der Maler lebhaft anregte.

Manche der Einsiedler mag auch die Eitelkeit verführt haben, Erscheinungen vorzugeben, um ihr Verdienst in den Augen der Menschen zu erhöhen. Wer vermag es, hier die Grenze zwischen wirklichen Aeußerungen des Wahnsinns und Erdichtungen anzugeben? Wie lange ist es her, daß die Hexenprozesse aufgehört haben? Mag bei diesen Letzteren manche absichtliche Nichtswürdigkeit vorgegangen sein, so kann man doch für gewiß annehmen, daß

noch vor hundert Jahren viele der geachtetsten Theologen und Juristen an die Möglichkeit der Teufelserscheinungen und des fleischlichen Umganges mit dem Teufel und andern bösen Geistern glaubten; denn wäre dies nicht der Fall, so müßte man die Richter, welche hunderttausende von Hexen verbrennen ließen, für absichtliche Mörder halten. Hexenprozesse fanden noch im vorigen Jahrhundert statt und der gemeine Mann in vielen, nicht nur römisch-katholischen Ländern, glaubt noch heute steif und fest an Hexen.

Dem heiligen Antonius werden viele Wunder zugeschrieben. Die Kirchenschriftsteller erzählen, daß ihm die Thiere der Wüste gehorchen wie dressirte Pudel. Gar häufig umgaben sie zudringlich seine Höhle, warteten aber stets bis er sein Gebet vollendet hatte, dann empfingen sie seinen Segen und zogen mit den christlichsten Gedanken auf Raub aus. Als er den in seinem hundert und dreizehnten Jahr gestorbenen heiligen Paulus aus dem egyptischen Theben begrub, halfen ihm zwei fromme Löwen das Grab machen. Als sie fertig waren, empfingen sie seinen Segen und zogen, christlich mit dem Schwanze wedelnd, vergnügt und mit erleichtertem Gewissen tiefer in die Wüste.

St. Macarius, der sich zur Unterdrückung des ihm arg zusetzenden Wollusttcufels mit bloßem Hintern in einen Ameisenhaufen setzte, genoß ebenfalls das Vertrauen der wilden Bestien. Einst kam eine Hyäne an seine Thür und pochte bescheiden an. Als der Heilige öffnete, legte ihm die gläubige Mutter ein blindes Junges zu Füßen, zugleich aber ein Lammfell als Honorar für die Kur. „Du hast es geraubt, ich mag es nicht!“ schnob der Heilige die fromme Hyäne an, welche so bestürzt wurde, daß ihren Augen Thränen entrollten. Dies rührte den Heiligen und er sprach freundlicher zu der bußfertigen Bestie: „Willst du kein Lamm mehr rauben, so nehme ich das Fell und heile.“ Die Hyäne nickt zu, der Heilige heilt. Dieser geht in seine Zelle, jene trollt vergnügt in die Wüste un

raubte von nun an keine Lämmer mehr, [illegible] wahrscheinlich — Schafe.

Das erste Wunder, welches der heilige Hilarion that, klingt nicht so unglaublich. Eine junge Frau, die von ihrem Manne verachtet wurde, weil sie ihm keine Kinder gebar, holte sich Rath bei dem zwei und zwanzigjährigen Heiligen. Er betete allein mit ihr und nach neun Monaten kam sie wirklich mit einem durch thätiges Gebet bewirkten kleinen Heiligen nieder.

Doch wozu noch mehr dieser Wunder anführen? — Hier reitet ein Heiliger auf einem Krokodil durch den Nil, dort führt ein anderer einen grimmigen Drachen an einem Bindfaden; hier läßt ein anderer Schnee anbrennen, Eisen schwimmen und Früchte auf Weidenbäumen wachsen; dort benützt ein Heiliger einen lebendigen Adler als Regenschirm, oder hat den Teufel vor seinen Pflug gespannt; — kurz diese Heiligen machten nicht allein die Menschen, sondern auch die Natur konfuse. Und all dieser Unsinn wurde geglaubt, denn daran zweifelte kein Mensch, daß so heilige Leute die ewigen Naturgesetze ganz nach Willkür verändern und unterbrechen konnten!

Die im Orient entstandene Schwärmerei fand auch in Europa den lebhaftesten Anklang, und besonders wirkte dafür St. Ambrosius, Bischof von Mailand, dem wir den Ambrosianischen Lobgesang, das Te deum laudamus verdanken, und St. Hieronymus, von dem wir schon früher geredet haben. Beide wirkten sowohl durch eigenes Beispiel als durch Schriften. Hieronymus lebte selbst längere Zeit in der syrischen Wüste und schrieb ein Werk, betitelt „Lob des einsamen Lebens," welches für ein Meisterstück der Beredsamkeit gilt. Ich werde später noch manchmal Stellen aus seinen Schriften anführen müssen. Er war 331 zu Strydon in Dalmatien geboren, hielt sich lange Zeit in Rom auf und starb 422 in seinem Kloster in Bethlehem.

Der Hang zum ascetischen Leben nahm nun schnell in Europa

überhand und Heilige und Klöster schossen überall wie Pilze auf. Der heilige Martin war der erste, welcher Klöster in Frankreich anlegte. Er war 316 in Panonien geboren und hatte das Kriegshandwerk ergriffen. Als er einst einem Armen die Hälfte seines Mantels gab, bildete er sich ein, Christi Stimme zu hören, welche ihm zurief: „Was du andern gethan hast, hast du mir gethan.“ Dies bewog ihn, sein Regiment zu verlassen und unter die Heiligen zu gehen. Sein Ruf verbreitete sich bald; er wurde Erzbischof von Tours und ein sehr stolzer Heiliger. Als er vor Kaiser Valentinian erschien, wollte dieser sich nicht von seinem Throne erheben, um St. Martin zu begrüßen. Diesen verdroß solcher Hochmuth, er betete, und — so erzählt die „Geschichte“ — feurige Flammen schlugen aus dem Thronsessel empor, so daß seine kaiserliche Majestät schnell in die Höhe fahren mußte, wollte sie nicht ihren allerhöchsten allerdurchlauchtigsten Allerwerthesten verbrennen.

Die Zahl der europäischen Heiligen ist sehr groß, und ich möchte gern ihr ganzes heiliges Leben und alle ihre Wunder erzählen; allein leider habe ich weder Zeit noch Raum zu einem so umfassenden, interessanten Werk und will mich daher damit begnügen, nur von denjenigen zu reden, die für die Welt als Stifter von Mönchsorden oder als sogenannte Apostel wichtig wurden, und auch dann noch ist ihre Zahl so groß, daß ich eine Auswahl treffen muß.

Ehe ich aber dazu schreite, will ich die gläubigen Christen darüber belehren, was denn eigentlich solch ein Heiliger bedeutet und wozu er noch heute gut ist. Es versteht sich von selbst — so lehrt natürlich die römische Kirche — daß ein Heiliger nicht nur selig ist, sondern daß er auch im Himmel einen besonders hohen Platz einnimmt, gewissermaßen zu der Familie des lieben Gottes gehört und beständig mit Christus, der Jungfrau Maria, deren neuerdings unbefleckt empfangenen Frau Mutter, dem heiligen

Geiſt, den vornehmſten Engeln und den Apoſteln verkehrt. Man kann ſich alſo wohl denken, daß ſolch ein Heiliger direkten oder indirekten Einfluß bei dem lieben Gott hat und nicht leicht vergebens bittet. Die Heiligen haben ganz außerordentlich viel zu thun, denn ſie haben nicht allein alle diejenigen auf Erden lebenden Menſchen zu beſchützen und zu behüten, deren ſpezielle Schutzpatrone ſie ſind, ſondern auch noch ſpezielle Zweige der Heiligenwiſſenſchaft zu vertreten. Die angeſehenen Heiligen ſind außerdem Vorſteher ganzer Nationen oder beſonderer Stände und ſomit ſieht Jeder ein, daß ihr Amt im Himmel keine Sinecure iſt. Damit nun Jeder, den irgend eine religiöſe Blähung oder ein körperliches Gebrechen quält, welches er wohlfeiler kurirt haben will, als es von einem irdiſchen unheiligen Doktor geſchehen kann, weiß was er zu thun hat, ſo will ich einige Hauptheilige nebſt ihren Funktionen anführen.

Der Adel ſteht unter der beſonderen Protektion der drei großen Heiligen St. Georg, St. Moritz und St. Michael; der Patron der Theologen iſt höchſt ſeltſamer Weiſe der zweifelſüchtige „ungläubige" St. Thomas und der Schutzheilige der Schweine iſt St. Antonius. Die Jurisdiktion über die Juriſten hat St. Ivo, über die Aerzte St. Cosmus und St. Damian, über die Jäger St. Hubertus und die Trinker ſtehen unter dem Schutze St. Martins. So hat auch jedes Gewerbe ſeinen beſonderen Heiligen, denen die römiſch-katholiſchen Handwerker wahrſcheinlich ihr Geſchäft anvertrauen, wenn die vielen Feſttage, oder die Wallfahrten zur heiligen Garderobe ſie abhalten, ſelbſt dafür zu ſorgen.

Auch jede Nation hat ihren beſonderen Schutzheiligen. Die Portugieſen haben St. Antonius, der neben den Schweinen auch ſie behütet; die Spanier St. Jakob, welcher ſich kürzlich als der wahre Jakob erwieſen hat; die Franzoſen St. Denis, die Engländer St. Georg, die Venetianer St. Markus und die Deutſchen werden einen eigenen Schutzheiligen bekommen, wenn ſie eine Nation ſind; einſt-

weilen besorgen die Schutzheiligen anderer Nationen ihre diplomatischen Geschäfte im Himmel.

Auch haben einige Heilige, die mit der Leitung von Nationen und besondern Ständen nicht zu sehr beschäftigt sind, ihre Muße im Himmel benützt, einige Uebel der armen Erdenwürmer besonders gründlich zu studiren, und der liebe Gott, der doch nicht Alles selbst thun kann, hat ihnen nach dem Glauben vieler frommen Katholiken erlaubt, ihm hier und da auszuhelfen.

St. Aja hat die Rechtswissenschaft studirt und hilft in Prozessen; St. Cyprian beim Zipperlein, St. Florian bei Feuersgefahr, St. Nepomuk gegen Wasserfluth und in Verleumdung; St. Benedikt gegen Gift; St. Hubertus gegen die Hundswuth, St. Petronella im Fieber, St. Rochus gegen die Pest, St. Ulrich gegen die Ratten und Mäuse, St. Apollonia gegen Zahnweh, wenn es nicht von Schwangerschaft kommt, denn in diesem schmerzlichen Fall muß man sich an St. Margaretha wenden, welche auch bei schweren Geburten hilft. St. Blasius bläst das Halsweh weg und St. Valentin hilft gegen die fallende Sucht; St. Lucia gegen Augenübel, und Vieharzt im Himmel ist St. Leonhard.

St. Benedikt ist der Vater der zahlreichen Benediktinermönche. Er wurde 480 in Nursia in Umbrien geboren und starb 543. Die Legende erzählt von ihm merkwürdige Dinge. Schon im Mutterleibe sang er Psalmen, und wenn er als Kind weinte, dann brachten ihm die Engel Bischofsstäbe, Bischofsmützen und Breviere zum Spielen, und machten Musik auf Instrumenten, die erst viele Jahrhunderte später unter den Menschen erfunden wurden. Sein erstes Wunder war, daß er einen zerbrochenen Topf wieder ganz betete!

Im Beten besaßen diese Heiligen, wenn wir den Kirchenschriftstellern glauben wollen, eine ordentlich schauerliche Innigkeit und Ausdauer. Einige erhoben sich vor lauter Inbrunst einige Fuß über die Erde und blieben so in der Luft hängen. Ein

irländiſcher Heiliger, Namens Kewden, betete ſo hartnäckig und lange, daß eine Schwalbe in ſeine gefalteten Hände Eier legen und auch ausbrüten konnte!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß St. Benedikt vom Teufel heftig verfolgt wurde, der ihn, als der fromme Mann ſich in eine Einöde vergraben hatte, beſtändig in Geſtalt einer Amſel umſchwärmte. Als er, nämlich der Heilige und nicht der Teufel, Abt eines Kloſters wurde, verführte der Teufel einen Pfaffen, ſieben ſchöne Mädchen in der Naturuniform im Kloſtergarten laufen zu laſſen, ſo daß faſt alle Mönche des Teufels wurden. Nahe daran waren ſie, denn ſie machten Verſuche, ihren ſtrengen Abt zu vergiften, die natürlich alle mißlangen, denn bald betete er den Giftbecher entzwei, bald kam ein Rabe, der das vergiftete Brod fort in die Wüſte trug.

Benedikt ſtiftete eine große Menge von Klöſtern, darunter das berühmte von Monte Caſino, und gab ſeinen Mönchen eine Regel, die für einen Heiligen und ſein Zeitalter ſehr vernünftig iſt. Seine Mönche ſollten arbeiten; allein von Selbſtquälerei und dergleichen iſt darin nichts vorgeſchrieben. Seine Kloſterregel wurde bald die Grundlage aller andern, und die Benediktinerklöſter waren die Zufluchtsörter für Künſte und Wiſſenſchaften, welche ohne ſie vielleicht ganz und gar im rohen Mittelalter von dem Chriſtenthum verſchlungen ſein würden. Wir mögen daher immerhin St. Benedikt als einen der achtungswertheſten Heiligen verehren und ihm die dummen Wunder nicht zur Laſt legen, welche ihm ſpätere Verehrer andichteten.

Von ſeiner Kloſterregel weicht die des iriſchen Mönchs Columbanus merklich ab; in ſeinem Zuchtbuche regnet es für das geringſte Vergehen Dutzende von Hieben. Wer einem Bruder widerſprach, ohne hinzuzufügen: „Wenn du dich recht erinnerſt, Bruder,“ erhielt fünfzig Hiebe, und wer gar allein mit einem Frauenzimmer redete, — zweihundert, wohlgezählt.

Der englische Mönch Winfried, der nachher St. Bonifazius hieß, wird gewöhnlich der Apostel der Deutschen genannt. Er führte die Klöster in Deutschland ein und mit ihnen allen Segen Roms. Die Friesen erwarben sich das Verdienst, ihn nebst drei und fünfzig Pfaffen todt zu schlagen (am 5. Juni 759). Hätten sie es früher gethan, dann wüßten wir vielleicht nichts von Ehelosigkeit der Priester, Wallfahrten, Bilderdienst, Reliquien und dergleichen Dingen, die er in Deutschland heimisch machte.

St. Adalbert, der sogenannte Apostel der Preußen, war Bischof von Prag und ein ganz guter Mann, dem es nur an Verstand fehlte. Was er eigentlich für ein Landsmann war, weiß ich nicht; aber ich vermuthe ein Deutscher, denn er war so demüthig, daß er am Hofe seines Freundes Kaiser Otto's II. den Hofleuten heimlich die Stiefel putzte.

Ihn gelüstete sehr nach der Märtyrerkrone und er schlug allerdings, obwohl aus heiliger Einfalt, den allerkürzesten Weg dazu ein, sie auf das Schleunigste zu erlangen. Er zog mit zwei Gefährten Psalmen singend durch das Land der wilden, heidnischen Preußen. Dies wilde Volk hielt ihn anfangs gar nicht für einen Heiligen, sondern für einen Verrückten und wurde in diesem Glauben noch bestärkt, als Adalbert auf ihre Götterbilder schimpfte, ja sie wohl gar verunehrte und ihnen dafür Kreuz, Hostie, Marienbilder und andern römisch-christlichen Hausbedarf anbot. Als die Preußen ihn auslachten, schimpfte er auf die Verstockten und wurde zornig, und ehe er sich dessen versah, steckten ihm sieben heidnische Wurfspieße im heiligen Leibe, die ihn zum Märtyrer machten.

Bruno, einem Benediktiner aus Magdeburg, ging es einige Jahre später nicht besser; die Preußen schlugen ihn nebst achtzehn seiner Gefährten ebenfalls todt.

Eben so wichtig als Beförderer des Klosterwesens und als Heiliger, aber bei Weitem wichtiger und bedeutender als Mensch,

ist der heilige Bernhard. Luther sagt von ihm: „War je ein wahrer, gottesfürchtiger Mönch, so war es Bernhard; seines Gleichen ich niemals weder gehört noch gelesen habe, und den ich höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen des ganzen Erdbodens."

Bernhard stammte aus einer altadeligen burgundischen Familie und wurde 1091 zu Fontaines bei Dijon geboren. Er war ein Schwärmer, aber ein durchaus edler Mensch, dem es wahrer Ernst war, die verdorbenen Geistlichen und die Menschen überhaupt zu bessern. Er quälte seinen Körper auf grauenhafte Weise, indem er mit seinen Mönchen oft nur von Buchenblättern und dem elendesten Gerstenbrode lebte. Genoß er einmal zur Stärkung seines geschwächten Magens etwas Mehlbrei mit Oel und Honig, dann weinte er bitterlich über diese Schwachheit.

Seine Frömmigkeit und sein scharfer Verstand erwarben ihm bald einen bedeutenden Ruf. Als er einst in Mailand einzog, waren ihm Hände und Arme geschwollen von den Küssen, mit denen ihn die zudringlichen Gläubigen überdeckten. Er hätte Erzbischof, ja Papst werden können, er schlug alle Würden aus; aber als einfacher Bruder von Citeaux übte er den bedeutendsten Einfluß aus. Er schlichtete Streitigkeiten zwischen Päpsten und Königen, zwischen Fürsten und ihren trotzigen Vasallen, und der wildeste Kriegsmann zitterte vor dem gewaltigen Mönch. Weder Kaiser noch Papst wagten es, in Bernhards Kloster Citeaux einzureiten, sie gingen demüthig zu Fuß.

Er war die Seele des zweiten der Kreuzzüge, — dieser großartigen Narrheit, die sieben Millionen Menschen das Leben kostete, die aber aus religiösem Eifer von Bernhard befördert wurde. Selbst über die hartnäckigsten Widersacher siegte seine Beredtsamkeit, wie zum Beispiel über Kaiser Conrad III., der in Speier seinen Kaisermantel ablegte und den Heiligen auf seinen Schultern durch das Gedränge trug. Seine verführerische Zunge entvölkerte die

Städte von Männern, so daß in manchen kaum einer für sieben Weiber zurückblieb, denn „Alles, was die Wand bepißt," nahm das Kreuz.

Der heilige Bernhard verdiente ein eigenes Buch, und ich werde später noch hier und da Manches zu erwähnen haben, was seine Verdienste besser ins Licht setzt. Hier will ich nur noch einige Wunder anführen, welche ihm die Legende zuschreibt, und ohne welche er schwerlich in den Heiligenkalender gekommen wäre, trotz all seiner Verdienste.

Die Erzählungen von den Siegen über den Teufel, welche er durch die Kraft seines Gebetes errang, sind unzählbar. Sein Gebet war aber auch so innig, daß es Steine erbarmte. Einst machte sich ein steinerner Christus vom Kreuze los und stieg herab, um den frommen Beter zu umarmen. Ein steinernes Marienbild ging noch weiter. Es reichte dem Heiligen die Brust, und dieser trank aus dem Stein die süßeste Frauenmilch! Es ist diese Güte der heiligen Mutter Gottes um so mehr zu bewundern, als St. Bernhard sie eigentlich immer schlecht behandelte und nicht einmal an ihre Jungfrauschaft glauben wollte! Als er einst in den Dom zu Speier trat, grüßte er das dort befindliche Marienbild: „Sei gegrüßt, o Königin!" Wie erstaunten die Anwesenden, als die geschmeichelte und angenehm überraschte steinerne Mutter Gottes die steinernen Lippen öffnete und ausrief: „Wir danken dir schön, unser lieber Bernhard;" aber noch mehr verwunderte man sich, als der verdrießliche Heilige die Worte des Apostels zurückbrummte: „Weiber schweigen in der Versammlung."

Bernhard starb 1153. Er erschien seinen Mönchen mehrmals verklärt im Himmelsglanz, aber — und Spötter sollten sich das ad notam nehmen — in der Mitte seines Leibes war ein unangenehmer Makel, eben weil er an die makellose Jungfrauschaft der Mutter des Jesukindleins nicht hatte glauben wollen.

St. Bernhard selbst hatte 160 Klöster angelegt, die eine

zahlreiche Nachkommenschaft hatten, denn schon zehn Jahre nach des Heiligen Tode gab es 500, und hundert Jahre später gegen 2000 Bernhardiner- oder Cisterzienserklöster. Die Mönche dieses Ordens zeichneten sich lange Zeit vor allen andern durch Arbeitsamkeit und Sittenreinheit aus, so daß Könige und Fürsten in die Gemeinschaft desselben traten.

Den Segen, den diese Mönche und die Benediktiner dem rohen Mittelalter hätten bringen können, vernichteten die nun bald entstehenden Bettelorden, welche knechtische Unterwerfung der Vernunft unter den blindesten Glauben lehrten und damit die zügelloseste Sittenlosigkeit zu verbinden wußten. Sie verbreiteten eine dicke geistige Finsterniß über die Erde, welche die Päpste und ihre Verbündeten so sehr zu schätzen wußten, daß sie auf das Sorgfältigste bemüht waren, dieselbe bis auf den heutigen Tag zu erhalten.

Die Idee der Bettelorden entsprang in dem Gehirn Johannes Bernardoni, eines verdorbenen Kaufmannssohnes aus Assisi in Umbrien. Er ist bekannt unter dem Namen des heiligen Franz von Assisi, oder des seraphischen Vaters. — Da der junge Mann zum Kaufmann nichts taugte, so wurde er Soldat, gerieth in Gefangenschaft und verfiel in eine schwere Krankheit. Als er genas, war er — ein Heiliger! Das heißt vorläufig nur ein simpler Narr, der sich unter Bettlern und Aussätzigen umhertrieb, ihre Geschwüre küßte, sich mit ihren Lumpen bekleidete und seinen Vater bestahl, um das Gestohlene zum Ausbau einer verfallenen Kirche zu verwenden. Der Bischof von Assisi nahm den Dümmling in Schutz, und bald zog er im Lande umher, bettelnd für den Bau der eben erwähnten Kirche. Die Collekte fiel so reichlich aus, daß er auf den Gedanken gerieth, einen Bettelorden zu stiften. Papst Honorius sagte zwar von ihm: „Ihr seid ein Einfaltspinsel," aber Papst Innocenz III., dazu durch einen Traum veranlaßt, bestätigte die von Franz aufgesetzte Mönchsregel,

die er doch Anfangs eine Regel für Schweine, aber nicht für Menschen genannt hatte.

Anfangs wurde Franz verspottet und verhöhnt, aber in der Zeit von drei bis vier Jahren stieg der Ruf seiner Heiligkeit so sehr, daß ihm, wenn er einer Stadt nahte, Geistlichkeit und Volk feierlich entgegen kamen und mit allen Glocken geläutet wurde. (1211.)

Seine Regel verbot es strenge, ein Eigenthum zu haben, und die äußerste Demuth war den Mönchen Gesetz. „Die Almosen", sagte Franz, „sind unser Erbe, Almosen unsere Gerechtigkeit, das Betteln unser Zweck und unsere Königswürde! Die Schmach und Verachtung unsere Ehre, und unser Ruhm am Tage des Gerichtes."

Er ging selbst mit dem Beispiel voran, denn er war demüthig wie ein Hund. Je mehr ihn die Gassenjungen verhöhnten, desto lieber war es ihm, und ganz vergnügt war er, wenn sie ihn gar mit Schmutz warfen. Aus lauter Demuth ließ er sich oft mit Füßen treten. Wenn er in Assisi umherging und bettelte, so steckte er alles Eßbare, das er erhielt, in einen Topf, und wenn ihn hungerte, so langte er zu und aß von dem ekelhaften Gemisch. Einst wurde Franz von einem Cardinal zu Tische geladen; er ließ jedoch alle Gerichte unberührt und aß zum Ekel der delikaten Gäste den Schweinefraß, den er gesammelt hatte.

Die Thiere hatte er sehr lieb und nannte sie seine Brüder und Schwestern. Gar oft predigte er den Gänsen, Enten und Hühnern, und als ihn einst die Schwalben und Sperlinge durch ihr Gezwitscher störten, bat er die „lieben Schwestern" um Ruhe. Einen Bauer, der zwei Lämmer zu Markte trug, fragte er: „Weshalb quälst du so meine Brüder?" — Eine Laus, die sich auf seine Kutte verirrt hatte, nahm er sorgfältig zwischen die Finger, küßte sie und sagte: „Liebe Schwester Laus, lobe mit

mir den Herrn!“ Dann ſetzte er ſie auf ſeinen Kopf, woher ſie gekommen war.

Seinen Körper nannte er „Bruder Eſel,“ und wenn dieſen Eſel der Hafer ſtach, dann plagte er ihn wacker. Er wälzte ſich, wie es auch St. Benedikt that, nackt auf Dornen, ſtieg bis an den Hals in gefrorne Teiche oder legte ſich in den Schnee, bis jede wollüſtige, eſelhafte Regung verſchwunden war. Einſt machte er ſich in ſpaßhafter Laune Weib und Kinder von Schnee und umarmte ſie ſo lange inbrünſtig, bis ſie zerſchmolzen waren.

Sein Orden mehrte ſich außerordentlich ſchnell, denn ſchon im Jahre 1216, als er ein Generalkapitel deſſelben nach Aſſiſi ausſchrieb, kamen hier 5000 Franziskaner zuſammen, obgleich ein großer Theil davon nur Abgeordnete von Klöſtern waren. Ihre Zahl wuchs aber bald wie Sand am Meer. Der Franziskanergeneral bot einſt dem Papſt Pius III. 40,000 Franziskaner zum Türkenkriege an und verſicherte, daß die geiſtlichen Verrichtungen darunter nicht leiden ſollten. Während der Peſt 1348 ſtarben allein in Deutſchland 6000 Franziskaner, und man merkte die Verminderung nicht. Die Reformation zerſtörte unendlich viele ihrer Klöſter, allein noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts rechnete man die Zahl derſelben auf 7000 Mönchs- und 900 Nonnenklöſter!

Franz ſtarb 1226, und da er ein Heiliger war, ſo that er denn ſelbſtverſtändlich auch eine Menge von Wundern. Chriſti Wunder verſchwinden vor denen, welche ſeine Mönche von ihm berichten.

Einſt zog er ſich in die Appenninen zurück und hungerte hier vierzig Tage lang. Da erſchien ihm ein Seraph, der ihm die fünf Wundenmale Chriſti aufdrückte, ſo daß ſie bluteten. Von daher hieß Franz auch der ſeraphiſche Vater und ſein Orden der Seraphinenorden. Die Verehrer dieſes Heiligen gingen ſo weit,

ihn wirklich weit über Christus zu setzen und ihm die tollsten und verrücktesten Wunder zuzuschreiben.

Franzens Nachfolger als Ordensgeneral war der Bruder Elias, ein schlauer, durchtriebener Patron, der sich die Einfalt Franzens trefflich zu Nutze zu machen wußte. Er und seine Nachfolger verstanden es herrlich, Franzens Ordensregeln auszulegen, und dabei wurden ihre Klöster so reich wie keine anderen.

Die geschworenen Feinde und Widersacher der Franziskaner waren die ungefähr um dieselbe Zeit entstehenden Dominikaner, so benannt nach ihrem Stifter, dem heiligen Dominikus. Er hieß Dominikus Guzman und war 1170 in Altkastilien geboren. Er ward zur Bekehrung der Waldenser nach Frankreich geschickt und bekam hier den Gedanken, einen Mönchsorden zu stiften, dessen Wirksamkeit besonders auf das Volk berechnet sein und der sich mit Predigen und Unterrichtgeben, und zu seinem Unterhalt mit dem einträglichen Betteln abgeben sollte. Er erhielt vom Papste die Bestätigung, und dieser scheußliche Orden trat ins Leben, um die Welt mit der Inquisition und der Censur der Bücher zu beglücken. Dominikus selbst war der erste, welcher förmliche Ketzerjagden anstellte.

Er wollte seinen Orden mit dem des heiligen Franz vereinigen; aber dieser hatte keine Lust dazu. Beide Orden standen sich indessen Anfangs bei; aber bald geriethen sie aus Handwerksneid in die bitterste Feindschaft; auch wollten die gebildeteren Dominikaner stets etwas Besseres sein, als die Franziskaner, von denen durchaus keine Gelehrsamkeit gefordert wurde. Der Dominikanerorden wuchs ebenfalls schnell, und 1494 gab es 4143 Klöster desselben.

St. Dominikus verdankt die Klosterwelt eine große Erfindung, nämlich neunerlei Stellungen beim Gebet, mit denen man zur Unterhaltung abwechseln konnte, damit die Sache nicht zu langweilig wurde. Man konnte beten: stehend, knieend, auf dem

Rücken, dem Bauch, den Seiten liegend, die Arme ins Kreuz ausgestreckt, gekrümmt stehend, bald knieend, bald aufspringend. Er selbst betete so inbrünstig, daß er von der Erde verzückt wurde, das heißt einige Fuß hoch vom Boden in der Luft schwebte. Er starb 1221 zu Bologna. Von seinen überirdischen Thaten, nämlich seinen Wundern, wollen wir schweigen, wir haben genug an seinen irdischen. Fliehen wir aus der Gesellschaft dieses bleichen Henkersknechtes! und wessen Christenthum es erlaubt, der mag dem Vater der Inquisition aus vollem Herzen einen Fluch nachrufen, ich stimme von ganzer Seele ein!

Ich hoffe, die Leser werden bereits genug haben an dem Unsinn, den ich ihnen nach den Berichten der Kirchenschriftsteller von den achtungswerthesten der Heiligen erzählte, und ich will ihre Geduld jetzt nicht weiter auf die Probe stellen, da ich ohnehin später noch diesen oder jenen Heiligen erwähnen muß. Wäre ich nur darauf ausgegangen, die Heiligen und ihre Wunder lächerlich zu machen, dann hätte ich eine ganz andere Auswahl getroffen, dann hätte ich St. Antonius von Padua, welchen der heilige Franz selbst „ein Rindvieh" nannte, und Konsorten gewiß nicht ausgelassen.

Schließlich will ich nur noch einige heilige Frauen erwähnen; ihre Zahl ist nicht weniger groß als die der männlichen Heiligen, und ihre Schwärmereien und Wunder sind noch bei Weitem wunderbarer. Es ist hier nicht der Ort, die Ursachen auseinanderzusetzen, warum das weibliche Geschlecht weit mehr zur Schwärmerei geneigt ist als das männliche und der Verstand der Weiber leichter überschnappt. Die Erfahrung lehrt es uns täglich. Von somnambulen Männern habe ich noch nichts gehört, aber dergleichen Mädchen — nicht Frauen — gibt es in großer Menge. Eine große Zahl der heiligen Mädchen waren ganz sicher Somnambulen.

Eine der ältesten Heiligen ist St. Afra. Ihre Mutter hielt

ein Bordell in Augsburg, und sie war darin eine der fungirenden Priesterinnen. Der Zufall, natürlich, führte einst den spanischen Bischof Narzissus in dies Haus. Er bekehrte die Priesterinnen der Venus zum Christenthum, und Afra, mit der er sich am meisten beschäftigte, machte er zur Heiligen. Sie wurde später als Märtyrin verbrannt.

Die heilige Therese war eine Spanierin aus adeliger Familie, geboren 1515 und gestorben 1582. Ihre Verehrer gaben ihr die seltsamsten Titel: Arche der Weisheit, himmlische Amazone, Balsamgarten, Orgel und Kabinetssekretär des heiligen Geistes u. s. w. Schon als Kind wurde sie von der Schwärmerei ergriffen und wollte nach Afrika gehen, um dort den Märtyrertod zu finden. Endlich, als sie siebenzehn Jahre alt war, hielten es die Eltern nicht mehr mit ihr aus und brachten sie in das Karmeliterkloster zu Avila. Sie hatte nun bald Erscheinungen aller Art, und als ihr gar einst eine Hostie aus der Hand des Bischofs von selbst in den Mund flog, da war die Heilige fertig. Sie ward endlich Aebtissin eines eigenen Klosters zu Pastrana, und nun konnte sie ihrer Heiligkeit freien Lauf lassen.

Jesus war von ihrer Heiligkeit so entzückt, daß er ihr einst die Hand reichte und sie zu seiner Braut weihte, indem er sagte: „Von nun an bin ich ganz dein und du ganz mein.“ Einst erschien ihr ein Seraph, der sie mit einem „glühenden Pfeil“ einige Mal tupfte; aber der Schmerz war so süß, daß sie wünschte, ewig so getupft zu werden. Die Spanier feiern noch heute dies Fest der Bepfeilung am 27. August.

Die Nonnen der heiligen Therese mußten barfuß gehen und sich die strengste Zucht gefallen lassen. Der blindeste Gehorsam war ihnen Gesetz, und die geringste Abweichung davon wurde furchtbar bestraft. Eine Nonne, die über schlechtes Brod eine verdrießliche Miene machte, wurde nackend an die Eselskrippe gebunden und mußte hier zehn Tage lang Hafer und Heu fressen!

Solche barbariſche Strenge hatte denn auch zur Folge, daß jeder ihrer Befehle auf das Pünktlichſte befolgt wurde. Eine Nonne fragte ſie einſt, wer heute die Abendmette ſingen ſolle. Die Heilige war verdrießlich und antwortete: „Die Katze.“ Die Nonne nahm alſo die Katze, ging damit an den Altar und zwickte ſie in den Schwanz, ſo daß das arme Thier in den erbärmlichſten Liedern das Chriſtenthum anklagte.

Selbſtquälerei war in dieſem Kloſter an der Tagesordnung. Thereſens Nonnen verbrauchten eine Unmaſſe von Ruthen. Sie ſchliefen auf Dornen oder im Schnee, tranken aus Spucknäpfen, nahmen todte Mäuſe und anderes ekelhaftes Zeug in den Mund, tranken Blut, tauchten ihr Brod in faule Eier und durchſtachen ſich die Zunge mit Nadeln, wenn ſie das Schweigen gebrochen hatten.

Eine höchſt merkwürdige Antipathie hatte die heilige Thereſe gegen behoſ'te Männer, und hätte ſie die Macht gehabt, ſo hätte ſie allen die Hoſen abgezogen. So weit ſie Gewalt hatte, that ſie es auch. Die unter ihr ſtehenden Karmelitermönche mußten die Hoſen ablegen und dafür ein kleines Schürzchen von brauner Wolle tragen. Sie hielt indeſſen nur Männerhoſen für unchriſtlich, denn ihre Nonnen mußten Hoſen tragen; ob ſie es ſelbſt that, darüber haben uns die gelehrten Karmelitermönche keine Nachricht hinterlaſſen.

St. Thereſe war auch Schriftſtellerin und ſchrieb Bücher, die manchem armen Mädchen den Kopf verrückten. Nach ihrem Tode erſchien ſie einer vertrauten Nonne und geſtand ihr, daß ſie mehr aus Inbrunſt der Liebe, als an der Heftigkeit der Krankheit geſtorben ſei. Von der Liebe ſcheint dieſe heilige Hoſenfeindin überhaupt weit mehr verſtanden zu haben, als man einer Aebtiſſin ſonſt zutraut, denn irgendwo ſchreibt ſie: „Der Teufel iſt ein Unglücklicher, der nichts liebt, und die Hölle ein Ort, wo man auch nicht liebt“; ein Gedanke, der eines Dichters würdig iſt.

Ungefähr um dieſelbe Zeit wie Thereſe lebte die Italienerin Katharina von Cardone. Sie war aus Liebe verrückt, wohnte in einer Höhle und trug ein Kleid von Ginſter, mit Dornen und Eiſendraht durchflochten. Sie fraß Gras wie ein Thier, ohne ſich der Hände zu bedienen, und einmal faſtete ſie gar vierzig Tage lang. So lebte ſie drei Jahre!

Die heilige Katharina von Genua war in Liebe, zu Chriſtus natürlich, dermaßen entbrannt, daß ſie darüber toll wurde. Sie glühte wie ein Ofen, und oft wälzte ſie ſich an der Erde und ſchrie: „O Liebe! Liebe, ich halte es nicht mehr aus!“

Die heilige Paſſidea, eine Ciſterzienſernonne aus Siena, quälte ſich, noch ehe ſie ins Kloſter ging, ärger als die Väter der Wüſte. Sie geißelte ſich mit Dornen und wuſch dann die Wunden mit Eſſig, Salz und Pfeffer; ſie ſchlief auf Kirſchkernen und Erbſen, trug ein Panzerhemd von ſechszig Pfund Schwere nd ſtieg in gefrierende Teiche, um ſich mit einfrieren zu laſſen. Ja ſie trieb den Unſinn ſo weit, daß ſie ſich, mit dem Kopf nach unten, lange Zeit in den rauchenden Schornſtein hängte! Als ſie Nonne war, erſchien ihr einſt Chriſtus und drückte ihr ſeine fünf Wundenmale ein. Zwei Nonnen ſahen durch das Schlüſſelloch, wie Jeſus ſie drückte und verſchwand und wie die Wunden bluteten!

Die heilige Klara war aus Aſſiſi und ſchwärmte mit dem heiligen Franz. Sie lief zu ihm und bat, daß er ſie zur Nonne machen und Söhne und Töchter mit ihr zeugen möchte, — natürlich geiſtlicher Weiſe. Ihre Schweſter Agnes wurde bald darauf von derſelben Schwärmerei ergriffen, und die armen Eltern waren ganz unglücklich. Die Verwandten wollten die beiden Närrinnen mit Gewalt aus dem Kloſter holen, aber da wurde — ſo erzählt die Legende — Agnes plötzlich ſo ſchwer, daß zwölf Männer ſie nicht von der Stelle bringen konnten, und der Oheim, der

ſein Schwert gezogen hatte, blieb ſtehen, als höre er Hüons Zauberhorn.

Die heilige Klara lebte ſehr ſtrenge. Als Hemde trug ſie eine Schweinshaut, oder auch ein Gewebe von Roßhaaren, und aus Demuth küßte ſie der ſchmutzigſten Viehmagd die Füße, welche ſie dann erſt wuſch, als wären ſie durch ihren Kuß verunreinigt worden. Als ſie ſtarb, fanden ſich in ihrem Herzen im Kleinen alle Paſſionsinſtrumente, wie in einem Hechtskopf, und in ihrer Blaſe drei geheimnißvolle Steinchen, ſämmtlich von gleichem Gewicht, aber wovon eines ſo ſchwer als alle drei, zwei nicht ſchwerer als eins und das kleinſte davon ſo ſchwer als alle drei waren! — St. Klara war die Mutter der weiblichen Franziskaner, und ihr verdanken wohl 900 Klariſſenklöſter ihr Entſtehen.

Die heilige Katharina von Siena war auch mit Jeſus verlobt worden, der ihr einen koſtbaren Diamantring an den Finger ſteckte, welchen aber Niemand ſah, als ſie allein. Sie pflegte die ekelhafteſten Kranken, wofür ſie mit dem roſinfarbenen Blute aus ſeiner Seitenwunde getränkt wurde. Seitdem nahm ſie von Aſchermittwoch bis Himmelfahrt weiter keine Nahrung, ſondern lebte blos vom Abendmahl. Chriſtus drückte ihr auch ſeine fünf Wunden ein, was der Orden pour le mérite Religionsklaſſe der Heiligen geweſen zu ſein ſcheint. Ueber dieſe Auszeichnung kamen die Dominikaner mit den Franziskanern in einen Streit, der vierzig Jahre dauerte, und welchen Papſt Urban VIII. dahin entſchied, daß Katharina's Wundenmale nicht geblutet hätten, wie die des heiligen Franz. Auch wurde den Malern befohlen, die Heilige nur mit fünf Strahlen vorzuſtellen.

Die heilige Agnes ließ der Stadtrichter, weil ſie ſeinen Sohn nicht heirathen wollte, nackt in ein Bordell bringen; aber plötzlich bekam ſie ſo lange Haare, daß ſie ſich darin einwickeln konnte wie in einen Mantel, und das ganze lüderliche Haus verwandelte ſie in ein Bethaus.

Die heilige Paula, die einſt ein unheiliger Jüngling noth-züchtigen wollte, erhielt auf ihr Gebet einen garſtigen, langen Bart, vor dem ſich der Liebhaber entſetzte und floh.

Die heilige Brigitte befreite einſt ein neapolitaniſches Mädchen von einem in Geſtalt eines Jünglings auf ihr liegenden Teufel.

Wir wollen die Reihe der Heiligen ſchließen mit der heiligen Roſa von Lima, einer Dominikanerin, die auf knotigem Holz und auf Glasſcherben ſchlief und als Nachttrunk einen Schoppen Galle trank. Jeſus war von ihrer Heiligkeit ſo entzückt, daß er an einem Palmſonntag als Steinmetzgeſelle zu ihr kam und ſich mit ihr verlobte, indem er ſprach: „Roſa, Schatz meines Lebens, du ſollſt meine Braut ſein.“ Maria war mit dabei und gratulirte ihr, indem ſie ſagte: „Siehe, was für eine große Ehre dir mein Sohn anthut.“ Las die Heilige, ſo erſchien Jeſus auf dem Blatte und lächelte ſie an; nähte ſie, ſo ſetzte er ſich auf ihr Nähkiſſen und ſcherzte mit ihr. Beſuchte Jeſus eine andere Nonne — denn er hatte gar zu viele Bräute, — ſo war Roſa vor Eiferſucht außer ſich, bis er wieder kam.

Ihre heilige Schwiegermutter, die Jungfrau Maria, diente ihr einundzwanzig Jahre lang als Kammerjungfer, und wenn die Frühmette kam, rief ſie: „Stehe auf, liebe Tochter, es iſt Zeit.“ Das Kloſter wimmelte von Flöhen, aber keiner von dieſen freigeiſteriſchen Springern hatte die Dreiſtigkeit, die Braut Chriſti zu ſtechen. — So ſteht es in der päpſtlichen Bulle, welche ihre Heiligſprechung enthält!

Außer den in dieſem Kapitel genannten Heiligen und noch vielen hundert andern, die ich nicht nannte, beten die römiſchen Katholiken noch zu einigen, die niemals lebten und die einer lächerlichen Fabel ihren Urſprung verdanken, wie St. Chriſtophorus, St. Georgius, St. Mauritius mit 6600 Geſellen, die ſieben Schläfer, Urſula mit ihren 11,000 Jungfrauen und St. Guinefort, der ein vierbeiniger Hund war!

Jeder gute Katholik, der das Vergnügen haben will, nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt zu werden, konnte dies unter dem vorigen Papst noch haben — von dem jetzigen weiß ich es nicht — der den Todten für 100,000 Gulden kanonisirte. Wunder fanden sich, da eben Niemand ohne Wunder Heiliger werden kann.

Die Christen der ersten Jahrhunderte wußten von Heiligen nichts. Sie verehrten allerdings die Märtyrer oder Blutzeugen, welche ihres Glaubens wegen hingerichtet wurden, sie erwähnten dieselben in ihren Versammlungen und stellten sie der Gemeinde als Muster hin; und das war sehr natürlich und durchaus zu billigen. Erst als Konstantin zum Christenthum übertrat und viele der heidnischen Gebräuche in die christliche Kirche übergingen, kam auch der Heiligendienst in Aufnahme. Die Heiden waren es gewohnt, ihren Heroen zu opfern; die christlichen Priester trugen diesen Gebrauch auf ihre Glaubensheroen über.

So lange jeder Mensch Gott gleich nahe zu stehen glaubte, mußte der Heiligendienst als Unsinn betrachtet werden, als jedoch die Pfaffen sich als Mäkler zwischen Gott und den übrigen Menschen hinstellten, war der Schritt zu dem unsinnigen Glauben nicht weit, daß die Heiligen im Himmel gleichsam wie Minister und Kammerherren den Hofstaat Gottes bildeten und daß, wer bei Sr. himmlischen Majestät etwas durchsetzen wollte, nur diese durch Gebete und Opfer zu bestechen brauchte.

Aerger konnten die Pfaffen die christliche Religion nicht verhöhnen als durch diesen Heiligendienst, der dadurch noch unwürdiger wird, als es schon seiner innern Natur nach der Fall ist, daß viele dieser Heiligen, wie uns die Geschichte lehrt, die verworfensten, lasterhaftesten Menschen, ja geradezu Schufte waren. Selbst die besten waren nicht ganz richtig im Kopf und entweder Schwärmer oder Wahnsinnige. Es gibt noch heute eine Menge solcher Heiliger unter Protestanten und Katholiken, nur daß man sie nicht mehr anbetet, sondern in Narrenhäuser sperrt.

Carl Julius Weber, einer unſerer geiſtreichſten Schriftſteller, charakteriſirt dieſe Heiligen derb aber richtig. Er ſagt: „Bei weiblichen Myſtikern ſitzt der Jammer gewöhnlich auf dem Fleckchen, das man nicht gerne nennt, und bei männlichen hat den Fleck Hudibras getroffen —

So wie ein Wind in Darm gepreßt
Ein — wird, wenn er niederbläst,
Sobald er aber aufwärts ſteigt,
Neu Licht und Offenbarung zeugt."

Der Hyſterie und den blinden Hämorrhoiden verdankt die römiſche Kirche die meiſten ihrer Heiligen, und ſie darf ſich daher nicht wundern, wenn wir dieſelben — als Afterheilige betrachten.

III.

Die heilige Trödelbude.

Die Welt hat es erfahren,
Daß einſt der Glaub' in Prieſterhand
Mehr Böſes that in tauſend Jahren,
Als in ſechstauſend der Verſtand.

„Geld ist Macht." Das erkennt Niemand besser als die römische Kirche, die nach beiden und durch das eine zum andern strebte. In der römischen Kirche gibt es keine Einrichtung oder Satzung, welche nicht auf irgend eine Gelderpressung hinausliefe, und so lange die Welt steht, gab es keine Institution, die ein umfangreicheres, frecheres und einträglicheres Schwindelgeschäft betrieb, als die römische Kirche.

Als die einträglichsten Betrügereien derselben erwiesen sich der Handel mit Reliquien und mit „Ablaß," ein Handel, welcher Jahrhunderte durch mit großem Erfolge betrieben wurde und der noch heutzutage keineswegs aufgehört hat. Um ihn aufrecht zu erhalten, wurde der grassesteste Aberglaube geflissentlich auf die gewissenloseste Weise in die Herzen des Volkes gepflanzt und auf die unverschämteste Weise ausgebeutet.

Eine Geschichte des Handels zu schreiben, den die römische Kirche trieb und noch treibt, würde eine Riesenarbeit sein, welche die Grenzen, die ich mir nothwendig setzen muß, weit überschreiten würde; ich kann nur eine flüchtige Skizze desselben geben, die indessen vollkommen hinreichend sein wird, um den ungeheuren Umfang des Betruges und die Frechheit desselben erkennen zu lassen.

Auf menschliche Schwächen und Neigungen verstehen sich die Pfaffen vortrefflich, und dieser Kenntniß verdanken sie ihren Reichthum und ihre Macht. Ihnen konnte es nicht entgehen, daß alle

1108748

Menſchen mehr oder weniger Reliquiennarren ſind, und ſie machten dieſe Narrheit zu einer Goldgrube, die noch heute nicht erſchöpft iſt.

Ich bin überzeugt, daß jeder Menſch irgend eine Reliquie werth hält, ſei es die Locke einer Geliebten, eine geſtickte Brieftaſche oder eine trockene Blume oder ein Band, woran ſich angenehme und liebe Erinnerungen knüpfen. Ebenſo kann man ſich eines gewiſſen Intereſſes nicht erwehren, wenn man Gegenſtände ſieht, welche von bedeutenden hiſtoriſchen Perſonen einſt gebraucht wurden.

Sowohl die Griechen als die alten Römer hatten ihre werth gehaltenen Reliquien, und einige davon waren faſt römiſch-katholiſch, wie zum Beiſpiel das Ei der Leda! Das Palladion war ja auch eine Reliquie, und noch dazu eine wunderthätige, wie auch der vom Himmel gefallene heilige Schild und viele andere.

Die Indier führten um einen übermenſchlich großen Zahn von Buddha blutige Kriege, und die Muhamedaner bewahren Fahne, Waffen, Kleider, den Bart und zwei Zähne ihres Propheten, und ſo finden wir Reliquien bei jedem Cultus und bei jedem Volke.

Wir entdecken in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche keine Spur von Reliquienkultus, ehe Konſtantin Chriſt wurde. Von dieſem wird erzählt, daß er während der Schlacht an der milviſchen Brücke am Himmel ein glänzendes Kreuz ſah, mit der griechiſchen Ueberſchrift, welche in deutſcher Ueberſetzung „In dieſem ſiege“ heißt. Er ließ nun eine Kreuzfahne machen, der ſeine meiſtens chriſtlichen Soldaten mit Enthuſiasmus folgten.

Seitdem wurde das Kreuz Mode, und bald fand die Mutter des Kaiſers, Helena, das wahre Kreuz auf, an welchem Jeſus vor länger als dreihundert Jahren gekreuzigt worden war, wie auch das Grab, in welchem ſein Körper bis zur Auferſtehung gelegen

hatte. Die gleichzeitigen Schriftsteller melden zwar von dieser Entdeckung nichts; sogar der Fabelhans Eusebius, welcher die Reise der Kaiserin Helena nach Palästina beschreibt, sagt kein Wort von diesem merkwürdigen Funde; aber die Geschichte ist einmal als wahr angenommen, und die römische Kirche feiert ein eigenes „Kreuzerfindungsfest."

Der Segen, den Helena entdeckte, war aber zu groß; sie fand nicht allein das Kreuz Christi, sondern auch das der beiden „Schächer". Die Inschrift, die Pilatus zur Verhöhnung der Juden hatte anheften lassen, fand sich nicht mit vor; wie sollte man nun das heilige Kreuz von den beiden andern unterscheiden? Pfaffen sind aber erfinderisch, und so war man denn auch nicht um eine Auskunft verlegen. Man legte einen Kranken auf eins der Kreuze, und er wurde weit kränker. Man vermuthete daher, daß dies wohl das Kreuz des gottlosen Schächers sein müsse, der Jesus verspottete, und legte den Kranken auf ein anderes. Ihm ward um Vieles besser, und endlich als er von diesem Kreuz des frommen Schächers auf das dritte gelegt wurde, — stand er sogleich frisch und gesund auf. Das Kreuz Christi war gefunden!

Man fand nun auch bald die Gräber der Apostel, und ihre Körper sind, glaub' ich, sämmtlich vorhanden. Wußte man nicht, wo sie gestorben oder begraben waren, so hatte man göttliche Offenbarungen. Auf diese Weise gelangte man zu den Ueberresten von allen möglichen Märtyrern und Heiligen, die natürlich sämmtlich Wunder thaten. Solcher Offenbarungen wurden, wie sich von selbst versteht, nur Mönche und Geistliche gewürdigt; aber recht frommen Leuten gelang es mit Hülfe der Letzteren auch, mit den Heiligen in direkten Verkehr zu treten.

Eine fromme Frau zu St. Maurin hatte Johannes den Täufer zu ihrem Lieblingsheiligen ausersehen. Drei Jahre lang bat sie täglich den Heiligen nur um irgend welches Theilchen von seinem Leibe, den er ja doch nicht mehr brauchte, sei es auch was es

ſei; — der hartherzige Johannes wollte ſich nicht erbarmen! Nun wurde die Frau trotzig und ſchwur, nichts mehr zu eſſen, bis der Heilige ihre Bitte erhört habe. Sieben Tage hatte ſie ſchon gehungert, da endlich! fand ſich auf dem Altar — ein Daumen des Täufers. Drei Biſchöfe legten mit großer Andacht dieſe koſtbare Reliquie in Leinwand, und drei Blutstropfen fielen aus dem Daumen heraus, — ſo daß doch für jeden der drei Biſchöfe auch noch etwas abfiel.

Wie unendlich ſchwer iſt es uns geworden, die Ueberreſte Schillers und Webers aufzufinden! und Beide ſtarben doch als geachtete und hoch verehrte Männer, in ruhiger Zeit und in Staaten, wo jeder Neugeborene und jeder Geſtorbene in ein beſonders darüber geführtes Regiſter eingetragen wird; um ſo mehr iſt es zu bewundern, daß man in jener Zeit noch nach Jahrhunderten nicht allein die Gebeine, ſondern auch die Kleidungsſtücke von Heiligen vorfand, die als Verbrecher hingerichtet und deren Leichen irgendwo eingeſcharrt wurden. Ja was noch wunderbarer iſt, man fand von manchem Heiligen ſo viele Körpertheile, daß man daraus, wenn man ſie zuſammenſetzte, ſechs und mehr vollſtändige Skelette hätte machen können! Der heilige Dionyſius exiſtirt zum Beiſpiel in zwei vollſtändigen Exemplaren zu St. Denis und zu St. Emmeran, und außerdem werden noch in Prag und in Bamberg Köpfe von ihm gezeigt und in München eine Hand. Der Heilige hatte alſo zwei vollſtändige Leiber, fünf Hände und vier Köpfe!

Die Chriſten der erſten Jahrhunderte wußten nichts von einer Anbetung der Jungfrau Maria oder der Heiligen, ſondern verſpotteten vielmehr die Heiden wegen ihrer vielen Untergötter, die gleichſam Jupiters Hofſtaat bildeten, und wegen der göttlichen Verehrung der Kaiſer, mit der es übrigens gar nicht ſo arg war. Man gab ihnen den Beinamen „der Göttliche," ſetzte ihren Namen in den Kalender und errichtete ihnen Bildſäulen. Mit Lud-

wig XIV. und andern Fürsten haben Christen weit ärgern Götzendienst getrieben.

Die ersten Heiligen waren meistens unbekannte Menschen, und wunderbar ist es, daß man auf die Anbetung der Maria erst weit später verfiel, denn eine Jungfrau, die Gott sich unter den Millionen Mädchen der Erde vorzugsweise zum „Gefäß der Gnade" ersah, war doch auf jeden Fall mehr der Anbetung würdig, als ein hirnverbrannter schmieriger Einsiedler, der ein Sitzbad in einem Ameisenhaufen nimmt.

Noch im vierten Jahrhundert dachte man nicht daran, die Jungfrau Maria göttlich zu verehren, ja man war auf dem besten Wege, sie zu verketzern. Man sagte ihr Dinge nach, welche die Christen der damaligen Zeit sehr gottlos fanden. Der berühmte Kirchenvater Tertullian warf ihr vor, daß sie an Christum nicht geglaubt habe! Origenes und Basilius beschuldigen sie unheiliger Zweifel bei den Leiden ihres Sohnes, und Chrysostomus hält sie des Selbstmordes für fähig, indem er erzählt, daß der Engel ihr die Empfängniß Christi früher verkündet, als sie ihre Schwangerschaft bemerkte, weil sie sonst bei der plötzlichen Entdeckung leicht aus Scham ihrem Leben hätte ein Ende machen können.

Die Verehrung der Maria beginnt erst im fünften Jahrhundert, und bald hatte sie nicht allein alle Heiligen, sondern selbst Gott und Jesus überflügelt. „Wer Maria nicht verehrt, dem wird keine Vergebung," sagten die Priester.

Die Liebe verfällt schon auf wunderbare Beinamen, und mein Täubchen, mein Mäuschen, mein Hämmelchen, mein Puttchen u. s. w. u. s. w. sagt noch heute gar mancher Jüngling zu seiner Geliebten; aber die der Jungfrau Maria beigelegten zärtlichen Namen sind oft so seltsam und komisch, daß es nicht zu begreifen ist, wie Katholiken die marianische Litanei ohne Lachen herplappern können. Sie wird unter Anderm genannt: du geistliches Gefäß, ehrwürdiges

Gefäß, fürtreffliches Gefäß der Andacht, geiſtliche Roſe, Thurm Davids, elfenbeinerner Thurm, goldenes Haus, Arche des Bundes, Thron Salomons, brennender Dornbuſch, Honigfladen Simſons, Tempel der Dreieinigkeit, geweihete Erde, Seehafen, Sonnenuhr, Himmelsfenſter u. ſ. w.

Der Name „Mutter Gottes," der jetzt ganz gewöhnlich geworden iſt, erregte im fünften Jahrhundert großes Aergerniß; der fromme Kirchenvater Neſtorius fand ihn lächerlich und unſchicklich und den „Mutter Chriſti" vernünftiger. Die Kirchenverſammlung von Epheſus entſchied aber für Mutter Gottes.

Natürlich war es, daß man nun auch auf die Verehrung der „Großmutter Gottes" verfiel; aber Papſt Clemens XI. gebot Halt, und ohne ihn würden die Katholiken vielleicht heute zu allen Onkeln und Tanten Gottes beten.

Chriſtus iſt Gottes Sohn nach der Lehre der chriſtlichen Kirche, und doch iſt er wieder Menſch; aber er iſt eins mit Gott dem Vater und Gott dem heiligen Geiſt. Ueber dieſe Menſchwerdung Gottes und über das Weſen der Dreifaltigkeit iſt Mancher ſchon einfältig geworden. Die Menſchwerdung Gottes erklärt der heilige Bernhard eben ſo einfach als elegant, indem er ſagt: „Aus Gott und Menſch wurde eine Heilſalbe für Alle; dieſe beiden Species wurden im Leibe der Jungfrau Maria wie in einer Reibſchale gemiſcht, und der heilige Geiſt war die Mörſerkeule."

Minder geiſtreich, wenn auch eben ſo einfach iſt jenes Franziskaners Erklärung der Dreieinigkeit, die er vergleicht mit Hoſen, die zwar drei Oeffnungen hätten, aber doch nur ein Stück wären.

Maria wurde Veranlaſſung zu unendlich vielen Zänkereien zwiſchen den Gelehrten und Pfaffen. Beſonders heftig war der Streit über „die befleckte oder unbefleckte Empfängniß

der Jungfrau;" das heißt nicht darüber, ob Maria Jesus ohne Verlust ihrer physischen Jungfrauschaft empfangen habe — denn darüber war man ziemlich einig — sondern ob sie selbst von ihrer Mutter auch „ohne Erbsünde" empfangen sei oder nicht. Die Dominikaner sagten mit, die Franziskaner ohne Erbsünde, und stritten Jahrhunderte lang darüber mit Waffen aller Art. Noch im Jahre 1740 machten gelehrte Männer diese Dummheit zum Gegenstande ihrer ernsthaften Untersuchung, und der gegenwärtige Papst hat sie zu einem Dogma der Kirche erhoben!

Die heilige Jungfrau ist sehr empfindlich in dieser Hinsicht und rächte sich an denjenigen, welche an ihrer unnatürlichen Entstehung zweifelten. Ein Fall solcher Rache wird von den Franziskanern mit Triumph erzählt. Ein Dominikaner predigte mit größter Heftigkeit gegen die unbefleckte Empfängniß und forderte gleichsam die „Himmelskönigin" heraus, ein Zeichen zu geben, wenn es nicht wahr sei, was er geredet. Kaum hatte er diese Lästerung ausgesprochen, als der Boden der Kanzel brach und der dicke Pater bis zur Mitte des Leibes hindurchfiel. Der Oberkörper mit der Kutte blieb oben, so daß die hosenlose Vorder- und Hinterfront der untern Etage des geistlichen alten Hauses der Betrachtung und dem Gelächter seiner Gemeinde preisgegeben war.

Die Art und Weise, wie Maria Jesus empfangen habe, war auch ein Gegenstand großen Kopfzerbrechens. Einige meinten, es sei durch das Ohr geschehen, Andere meinten durch die Seite. Dann zankte man sich auch sehr darüber, ob Maria noch nach der Geburt Jesu Jungfrau geblieben sei. St. Ambrosius vertheidigt diese Meinung sehr hartnäckig und bringt für dieselbe höchst wunderbare Dinge vor. Er sagt unter Anderm: „Da er (nämlich Christus) gesagt hat: ich mache Alles neu, so ist er auch von einer Jungfrau auf unbefleckte Weise geboren worden, damit man ihn desto mehr für den ansehe, der da ist Gott mit uns. Sie sagen: als Jungfrau hat sie empfangen, aber nicht

als Jungfrau geboren. Ist das Eine möglich, so ist auch das Andere möglich. Denn die Empfängniß geht ja vorher und die Geburt folgt nach. Man sollte doch den Worten Christi, man sollte doch den Worten des Engels glauben, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei (Luc. 1, 37). Man sollte dem apostolischen Symbolum glauben. Sagt ja der Prophet, eine Jungfrau werde nicht nur empfangen, sondern auch gebären (Jes. 7, 14). Jene Pforte des Heiligthums, welche verschlossen bleibt, durch welche Niemand gehen wird, als allein der Gott Israels (Ezech. 44, 1. 2), was ist sie anders als Maria, durch welche der Erlöser in diese Welt eingegangen ist? Sind doch so viele Wunder gegen die Gesetze der Natur geschehen, was ists denn Wunder, wenn eine Jungfrau wider den Lauf der Natur einen Menschen geboren hat?" u. s. w.

Maria wurde von allen Kirchenlehrern, welche die Unterdrückung des Geschlechtstriebes predigten, als das höchste, unerreichbare Muster des jungfräulichen Lebens aufgestellt und bald von den Mädchen und Weibern weit mehr als Gott verehrt. Dieser Götzendienst war natürlich denen, welche die Lehre Christi rein bewahren wollen, ein Gräuel, und — daher die Opposition gegen Maria.

Helvidius schrieb (383) zur Vertheidigung des Christenthums ein Buch, in welchem er beiläufig behauptete, daß Maria nach Jesu Geburt noch mit Joseph einige Kinder hatte, wobei er sich sowohl auf Matth. 1, 25 berief, wo es heißt: „Joseph wohnte der Maria nicht bei, bis sie ihren ersten Sohn geboren," wie auch auf andere Bibelstellen, wo oftmals von Brüdern und Schwestern Jesu die Rede ist.

Der heilige Hieronymus gerieth außer sich über diese Frechheit. Er schrieb gegen Helvidius und ruft den heiligen Geist an, „daß er das Quartier des heiligen Leibes, in dem er zehn Monate gewohnt habe, gegen allen Argwohn

eines Beischlafes schützen", und Gott Vater, „daß er die Jungfräulichkeit der Mutter seines Sohnes kund thun möge."

Aehnliche Lehren wie Helvidius trug ein römischer Mönch, Jovinian, vor, und nun entspann sich um die Jungfrauschaft der Maria ein heftiger Kampf, der damit endete, daß Jovinian und seine Anhänger aus der Gemeinschaft der christlichen Kirche ausgeschlossen und seine Lehren als Ketzerei verdammt wurden!

Es ist nicht möglich ernsthaft zu bleiben, wenn man liest, über welche seltsamen Dummheiten die Geistlichen schrieben und disputirten! Pater Suarez handelt sehr gelehrt die Frage ab, „ob Maria mit oder ohne Nachgeburt geboren habe," und erzählt, daß Fromme verschiedene Speisen in Form der Nachgeburt genossen hätten! — Uebrigens ist er ein Antinachgeburtianer, da der Prophet Ezechiel prophezeit habe: „Diese Thür wird verschlossen sein und nicht aufgemacht werden."

Man glaube indessen nicht, daß dieser ekelhafte Unsinn der größte ist, über welchen Pfaffen stritten, und verhöhne nicht die jüdischen Rabbiner, welche ernstlich untersuchten, ob Adam schon mit Stahl und Stein Feuer geschlagen habe? Ob das Ei, welches eine Henne am Festtag gelegt habe, gegessen werden dürfe? Ich kann eine ganze Galerie solcher christlichen Streitfragen anführen, die den erwähnten an Abgeschmacktheit durchaus nichts nachgeben, die mit der größten Erbitterung abgehandelt wurden und wobei es gar häufig zu Schlägereien und selbst Blutvergießen kam.

Die Pfaffen stritten darüber: ob Adam einen Nabel gehabt habe? Zu welcher Klasse von Schwalben, die gehörte, welche Tobias ins Auge machte? Ob Pilatus sich mit Seife gewaschen, als er Jesum das Urtheil sprach? Ob ein Kind bei widernatürlicher Lage auf den Hintern getauft werden dürfte? Was das für ein Baum gewesen, auf den der kleine Zachäus stieg, als er Christus

Digitized by Google

ſehen wollte? Mit welcher Salbe Maria Magdalena den Herrn geſalbt? Ob der ungenähte Rock, über den die Kriegsknechte das Loos warfen, Chriſti ganze Garderobe geweſen ſei? Wie viel Wein auf der Hochzeit zu Cana getrunken worden ſei? Was wohl Jeſus geſchrieben, als er mit dem Finger in den Sand ſchrieb? Wie Jeſus das Erlöſungswerk habe vollbringen können, wenn er als Kürbis zur Welt gekommen wäre? Ob Gott wie ein Hund bellen könne? Ob nicht ſchon ein einziger Blutstropfen hingereicht habe für die Sünde der Welt? Ob Gott der Vater ſitze oder ſtehe? Ob er einen Berg ohne Thal, ein Kind ohne Vater hervorbringen und eine Entjungferte wieder zur Jungfrau machen könne? Ob die Engel Menuett oder Walzer tanzten? Ob ſie lauter Diskant- oder auch Baßſtimmen hätten? Was man wohl in der Hölle treibe, und zu welchem Thermometergrad die Hitze dort wohl ſteige? Eine Menge Fragen muß ich ihrer Unſläthigkeit wegen weglaſſen und will nur zwei als Probe in lateiniſcher Sprache anführen: An Christus cum genetalibus in coelum ascenderit, et S. Virgo semen emiserit in commercio cum Spiritu sancto?

Die Lehren vom Abendmahl, von der Taufe und wie die chriſtlichen Myſterien und Narrenspoſſen alle heißen, boten gleichfalls Gelegenheit genug zu Streitigkeiten. Man zankte ſich darüber, ob der Teufel rechtmäßig taufen könne? Ob man im Nothfall auch mit Wein, Bier, Sand u. ſ. w. taufen könne? oder ob auch bloßes Anſpucken genüge? Ob eine Maus, die vom Taufwaſſer geſoffen, für getauft zu halten ſei? Was zu thun, wenn ein Kind das Taufwaſſer verunreinige? Das that der nachherige Kaiſer Wenzel, und deßhalb wurde ihm auch alles mögliche Unheil prophezeit.

Doch die Unterſuchung der Jungfrauſchaft der Mutter Gottes hat mich auf Abwege geführt; kehren wir wieder zu ihr zurück.

Albertus Magnus (Albrecht von Lauingen), Biſchof von Regensburg, der 1280 zu Köln ſtarb, hat ſich ſehr gründlich mit

der Jungfrau Maria beſchäftigt und unterſucht, ob ſie blond oder brünett, ob ſie ſchwarzäugig oder blauäugig, ob ſie ſchlank oder dick, groß oder klein geweſen ſei. Was er eigentlich herausunterſucht hat, finde ich nirgends und habe keine Luſt, die einundzwanzig Foliobände deshalb durchzuleſen, die uns von ſeinen 800 Büchern erhalten worden ſind. Nach den Ueberreſten von ihrem Haar zu urtheilen, iſt es ſcheckig geweſen, denn man zeigt braune, blonde, ſchwarze und rothe. Diejenigen Haare, mit welchem ſie an einem Marientage höchſteigenhändig das Hemde des Erzbiſchofs St. Thomas flickte, waren übrigens malitiös blond.

Schön war Maria indeß auf jeden Fall, denn wenn ſich auch kein authentiſches Portrait von ihr vorgefunden hat, ſo ſtimmen doch alle heiligen Kirchenväter darin überein, und als Heilige erſchien ihnen natürlich die „Himmelskönigin“ häufig.

St. Damiani, der 1059 ſtarb, erzählt: „daß Gott ſelbſt durch die Schönheit der heiligen Jungfrau in heftiger Liebe zu ihr entbrannt ſei. In einem hierauf berufenen himmliſchen Convent habe er den verwunderten Engeln von der Erlöſung des Menſchengeſchlechtes und der Erneuerung aller Dinge erzählt und ihnen von Maria Kunde gegeben. Der Engel Gabriel erhielt ſogleich einen Brief, in dem ein Gruß an die Jungfrau, die Fleiſchwerdung des Erlöſers, die Art der Erlöſung, die Fülle der Gnade, die Größe der Herrlichkeit und die Größe der Freuden enthalten waren. Gabriel kam zu Maria, und ſobald er mit ihr geſprochen hatte, fühlte ſie den in ihre Eingeweide hineingefallenen Gott und deſſen in der Enge des jungfräulichen Bauches eingeſchloſſene Majeſtät.“

Im Koran iſt erzählt, daß Maria an einem Palmbaum ſtand, als der Engel zu ihr trat und ſagte: „Ich will dir einen reinen Knaben ſchenken.“

Die Zahl der Wunder, welche der heiligen Jungfrau zugeſchrieben worden, iſt ſehr groß und es fällt mir ſchwer, eine Aus-

wahl zu treffen. Später findet sich vielleicht eine Gelegenheit, eines oder das andere zu erzählen.

Die Legende erzählt, daß Engel das ganze Haus der Maria aus Bethlehem nach Italien getragen hätten. Anfangs ließen sie es bei Tersatto in der Nähe von Fiume stehen; aber im Jahr 1294 trugen sie es nach Loretto.

Als das heilige Haus vorbeigetragen wurde, bogen sich die Balken — damals noch in ihrer Jugend als Bäume — vor demselben! Höchst merkwürdig ist es aber, daß zwei Jahrhunderte lang kein Schriftsteller von diesem höchst wunderbaren Transporte erzählt! Die Inschrift des heiligen Hauses heißt: „Der Gottesgebärerin Haus, worin das Wort Fleisch geworden." Ueber dem unscheinbaren Hause, welches neuern Forschungen zufolge sich im Baumaterial und Form von den andern Bauernhütten — um Loretto gar nicht unterscheiden soll, erhebt sich eine prachtvolle Kirche, und Tausende von Wallfahrern strömten hierher, um ihre Rosenkränze in dem Breinäpfchen Christi umzurühren und, was für die Kirche die Hauptsache war, ein mehr oder minder beträchtliches Sümmchen zu opfern. So wurde denn durch einen, jedem vernünftigen Menschen offenbaren Betrug ein unermeßlicher Schatz zusammengestohlen!

Doch die guten Katholiken waren von ihren Pfaffen so gut gezogen, daß sie lieber ihren eigenen Augen, als einem Pater mißtrauten. Der Mönch Eiselin zog 1500 zu Aldingen in Württemberg umher mit einer Schwungfeder aus dem Flügel des Engels Gabriel. Wer diese küßte, sagte er, dem sollte die Pest nichts anhaben. Ein solcher Kuß wurde natürlich nicht umsonst gestattet. Diese kostbare Feder wurde dem Pfaffen gestohlen! Eiselin war indessen gar nicht verlegen. Im Beisein der Wirthin füllte er sein leeres Kästchen mit Heu, welches wahrscheinlich auf ihrer eigenen Wiese ge-

wachſen war, und gab es aus für Heu aus der Krippe, in welcher Jeſus in Bethlehem gelegen hatte; wer es küßte, ſollte peſtfrei ſein. Alles drängte ſich zum Kuß herzu, und ſelbſt die Wirthin küßte, ſo daß Eiſelin erſtaunt flüſterte: „Und auch du, Schatz?“

Die frommen Herrn Geiſtlichen und Mönche trieben mit den Reliquien den abſcheulichſten Betrug. Jeder chriſtliche Altar mußte ſeine Reliquie haben, und je heiliger dieſe war, deſto größer war der Nutzen, den ſie davon zogen; denn die Reliquien waren weder umſonſt zu ſehen, noch wurden ſie verſchenkt. Der Reliquienhandel wurde bald ſehr einträglich. Natürlich, alte Knochen, Lumpen und dergleichen fand man überall, man brauchte kein Anlagekapital, und der Preis, den man ſich bezahlen ließ, war hoch!

Als die Biſchöfe von Rom Päpſte wurden, da ſteuerten ſie etwas dieſem Handel, aber nur um ſelbſt davon größern Vortheil zu ziehen. Die Reliquien mußten in Rom geprüft werden, und wurden nur für echt befunden, — wenn die Beſitzer die echt römiſchen, klingenden Beweiſe beizubringen wußten. Eine gute Reliquie war ein wahrer Schatz für ein Kloſter, und nicht alle Aebtiſſinnen gingen damit ſo leichtſinnig um, wie die der Nonnen zu Macon.

Das dortige Kloſter beſaß die Haut des heiligen Dorotheus, der geſchunden wurde; Simon, der Gerber, hatte das heilige Fell gegerbt, und dieſe koſtbare Reliquie war durch mancherlei Hände endlich in den Beſitz der Nonnen zu Macon gekommen. Dieſe ſtopften die Haut mit Baumwolle aus und ſtellten den Heiligen her, als ob er lebe. Sie geriethen aber aus übergroßer Verehrung auf ganz kurioſe Spielereien und Abwege, ſo daß es die Aebtiſſin für rathſam hielt, die Reliquie, deren Werth ſie nicht kannte, den Jeſuiten zu ſchenken.

Dieſe entdeckten bald die Koſtbarkeit und ſtifteten eine Bruder-

ſchaft zum heiligen Leder, wodurch ſie ſehr viel Geld verdienten. Nun ging den Nonnen plötzlich ein Licht auf! Sie klagten beim Papſt, reklamirten von den Jeſuiten ihr Heiligthum, und es wurde ihnen auch zugeſprochen. Der Jubel der Nonnen war groß, aber, o Schrecken! die malitiöſen Jeſuiten hatten den frommen Jungfrauen die ganze Freude verdorben, indem ſie den lieben Heiligen verſtümmelt hatten, und zwar auf unverantwortliche Weiſe! Er ſah nun aus, wie der heilige Bernhard, als er ſeinen Mönchen verklärt erſchien. —

Die indignirten Jungfrauen wandten ſich abermals an den Papſt mit der Bitte, daß er den Jeſuiten befehlen möge, ihnen das Fehlende herauszugeben. Der Papſt hielt jedoch dieſen Mangel, beſonders für ein Nonnenkloſter, nicht für erheblich und ſandte den Bittenden als Erſatz — zwei geweihte Muscatnüſſe! — Man denke ſich die Beſchämung und den Zorn der guten Nönnchen!

Zur Zeit der Kreuzzüge wurde Europa erſt recht mit Reliquien überſchwemmt. Man brachte aus dem heiligen Lande Heiligthümer aller Art mit. Eroberte man eine Stadt, ſo ſuchte man vor allen Dingen erſt nach Reliquien, denn ſie waren weit koſtbarer, als Gold und Edelſteine.

Ludwig der Heilige, König von Frankreich, machte zwei unglückliche Kreuzzüge; aber er tröſtete ſich über ſein Unglück, denn es war ihm gelungen, einige Splitter vom Kreuze, einige Nägel, den Schwamm, den Purpurrock Chriſti und die Dornenkrone — um eine ungeheure Summe zu erkaufen. Als dieſe Heiligthümer ankamen, ging er mit ſeinem ganzen Hofe denſelben barfuß bis Vincennes entgegen!

Heinrich der Löwe brachte eine große Menge Reliquien mit nach Braunſchweig. Die Krone derſelben aber war ein Daumen des heiligen Markus, für welchen die Venetianer vergebens 100,000 Dukaten boten.

Der Glauben an dieſe Reliquien war ebenſo unerhört, wie der Preis, der dafür bezahlt wurde. Die Pfaffen hätten Engel ſein müſſen, wenn ſie die Dummheit der Menſchen nicht benützt hätten.

Die ganze Garderobe Chriſti, der Jungfrau Maria, des heiligen Joſeph und vieler anderer Heiligen kam zum Vorſchein. Man fand die heilige Lanze, mit welcher der römiſche Ritter Longinus Chriſtus in die Seite ſtach; das Schweißtuch, mit welchem die heilige Veronika Jeſus den Schweiß abtrocknete, als er nach Golgatha ging, und in welches er zum Andenken ſein Geſicht abdrückte! Von dieſem Tuche gab es ſo viele Stücke, daß ſie zuſammen wohl fünfzig Ellen lang ſein mochten. Ein ſehr reſpektables Taſchentuch!

Man fand auch die Schüſſel von Smaragd, welche Salomon der Königin von Saba ſchenkte, und aus der Chriſtus ſein Oſterlamm verſpeiſte. Die Weinkrüge von der Hochzeit von Cana entdeckte man auch, und in ihnen war noch Wein enthalten, der nie abnahm. Urſprünglich waren es nur ſechs, aber ſie vermehrten ſich, und man zeigte ſie zu Köln und zu Magdeburg. — Splitter vom Kreuz gab es ſo viel, daß man aus dem dazu verwendeten Holz hätte ein Kriegsſchiff bauen können und Nägel vom Kreuz viele Centner. Dornen aus der Dornenkrone fanden ſich (an jeder Hecke); einige bluteten an jedem Charfreitag.

Der Kelch, aus welchem Jeſus trank, als er das Abendmahl einſetzte, fand ſich auch vor, nebſt Brod, welches von dieſer Mahlzeit übrig geblieben war. Ferner die Würfel, mit welchen die Soldaten um Chriſti Rock ſpielten. Solcher ungenähter Röcke zeigte man eine ganze Menge, unter anderm zu Trier, Argenteuil, St. Jago, Rom und Friaul u. ſ. w. Die größte Wahrſcheinlichkeit der Echtheit hat ein zu Moskau aufbewahrter, der durch den Soldaten, der ihn gewann, einen Georgier, mit nach Hauſe gebracht worden ſein ſoll. Die Ausſtellung des alten Kleidungsſtückes

in Trier im Jahr 1845, welche die ganze gebildete Welt empörte, veranlaßte eine Menge Untersuchungen über diese heiligen Röcke, und es erschienen mehrere darauf bezügliche Broschüren, die noch im Buchhandel zu haben und zum Theil sehr interessant sind. Alle diese heiligen Röcke haben eine wohlbezahlte päpstliche Bulle für sich, in denen ihre Echtheit bezeugt ist. Da nur einer echt sein kann, so ist die Bestätigung der Echtheit mehrerer durch den Papst ein geflissentlicher Betrug.

Man fand Hemden der Maria, die so groß sind, daß sie einem dicken Mann als Paletot dienen könnten; einen sehr kostbaren Trauring der Maria, der zu Perusa gezeigt wurde; sehr niedliche Pantöffelchen und ein Paar ungeheuer großer rother, welche sie trug, als sie der heiligen Elisabeth ihren Besuch machte. Ja man fand Haare der heiligen Jungfrau von allen möglichen Farben nebst ihren Kämmen. Eine Zahnbürste ist aber nicht entdeckt worden. Dagegen fand sich so viel Milch von ihr vor, als schwerlich zwanzig Altenburger Ammen in einem ganzen Jahr produziren könnten. Blut Christi fand sich bald tropfenweis, bald auf Flaschen gezogen. Etwas davon, so erzählt die Legende, hatte Nikodemus, als er Christus vom Kreuze nahm, gesammelt und damit viele Wunder verrichtet. Aber die Juden verfolgten ihn und er sah sich genöthigt, das heilige Blut in einem Vogelschnabel (!) zu verbergen und nebst schriftlicher Nachricht ins Meer zu werfen. An der Küste der Normandie, man kann denken, nach welchen Irrfahrten, schwamm dieser Schnabel ans Land. Eine in der Nähe jagende Gesellschaft vermißte plötzlich Hunde und Hirsch. Man forschte nach und fand sie — sämmtlich knieend vor dem wundervollen Schnabel. Der Herzog von der Normandie ließ sogleich auf der Stelle ein Kloster bauen, welches Bec (Schnabel) genannt wurde, und welchem das heilige Blut Millionen eintrug.

Windeln Christi fanden sich in großer Menge; auch die

jammervoll kleinen Höschen des heiligen Joseph entdeckte man nebst seinem Zimmermanns-Handwerkszeug. Einer der dreißig Silberlinge fand sich vor, nebst dem ungeheuer dicken, zwölf Schuh langen Strick, an welchem sich der Verräther Judas erhängte; sein sehr kleiner, leerer Geldbeutel tauchte ebenfalls auf, nebst der Laterne, mit welcher er leuchtete, als er Jesus verrieth.

Sogar die Stange kam zum Vorschein, auf welcher der Hahn saß, als er Petri Gewissen wach krähte, nebst einigen Federn dieses Vogels; ferner der Stein, mit welchem der Teufel Jesus in der Wüste versuchte; das Waschbecken, in welchem sich Pilatus die Hände wusch; die Knochen des Esels, der Christus am Palmsonntag getragen, wie auch einige der an diesem Tage gebrauchten Palmzweige. Ferner fand man die Steine, mit denen St. Stephanus gesteinigt wurde, — herrliche Achate! — die fabelhaft große Gurgel des fabelhaften St. Georg; eine Unmasse von Knochen der zu Bethlehem umgebrachten Kinder; die Ketten des Petrus und auch einen eingetrockneten Arm des heiligen Antonius, der sich aber als — die Brunstruthe eines Hirsches auswies!

Sogar aus dem alten Testament fanden sich Reliquien vor! Manche hatten demnach wohlerhalten Jahrtausende auf die fromme Entdeckung gewartet. Man fand den Stab, mit welchem Moses das rothe Meer zertheilte, Manna aus der Wüste, Noah's Bart, die eherne Schlange, ein Stückchen von dem Felsen, aus welchem Moses Wasser schlug, mit vier erbsengroßen Löchern; Dornen von dem feurigen Busch; den Schemel, von dem Eli herunterfiel und den Hals brach; das Scheermesser, mit dem Delila den Simson schor; den Stimmhammer Davids, der zu Erfurt gezeigt wurde u. s. w.

Eine Reliquie von großem Rufe war das Gewand des heiligen Martin (capa oder capella), welches in den Feldzügen als Fahne vorgetragen wurde. Die Geistlichen, welche dieses Heiligthum trugen,

hießen Capellani, und die Kirche, in welcher es verwahrt wurde, Capella. Dieſer Name erhielt bald eine weitere Ausdehnung, und daher die Kapellen und die Kapellane.

Der Glaube des Volkes an dieſe Reliquien war ſo ſtark, daß die Pfaffen es wagen konnten, Dinge als ſolche zu zeigen, die unſinnig und unmöglich waren, und wenn ich einige derſelben anführe, ſo werden die Leſer glauben, ich ſcherze! Allein dies iſt nicht der Fall; man zeigte ſie einſt wirklich und zeigt ſie in echt katholiſchen Ländern wohl heute noch.

Da ſah man eine Feder aus dem Flügel des Engels Gabriel, den Dolch und den Schild des Erzengels Michael, deren er ſich bediente, als er mit dem Teufel kämpfte; etwas von Chriſti Hauch in einer Schachtel; eine Flaſche voll egyptiſcher Finſterniß; etwas von dem Schall der Glocken, die geläutet wurden, als Chriſtus in Jeruſalem einzog; einen Strahl von dem Sterne, welcher den Weiſen aus dem Morgenlande leuchtete; etwas von dem Fleiſch gewordenen Wort; einige Seufzer, die Joſeph ausſtieß, wenn er knotiges Holz zu hobeln hatte; den Pfahl im Fleiſche, der dem heiligen Paulus ſo viel zu ſchaffen machte, und noch unendlich viel andern Unſinn.

Die Unverſchämtheit der Pfaffen kannte keine Grenzen, denn die Dummheit der Menſchen war unbegrenzt. Oben habe ich ein Pröbchen ſowohl von der Unverſchämtheit als von der Dummheit in der Geſchichte mit dem Mönch Eiſelin gegeben; hier mag noch eine Probe folgen, welche Poggio Braciolini erzählt, der beinahe vierzig Jahre lang päpſtlicher Geheimſchreiber war, und 1459 als Kanzler der Republik Florenz ſtarb.

Ein Mönch hatte ſich in eine hübſche Frau verliebt und verſuchte es auf alle Weiſe, ſie zu verführen. Es gelang ihm auch. Sie ſtellte ſich ſehr krank und verlangte nun den Mönch als Beichtvater. Dieſer kam, blieb mit ihr der Sitte gemäß allein, um ihr die Beichte abzunehmen, und wurde erhört. Am andern

Tage kam er wieder und legte, um es sich bequemer zu machen, seine Hosen auf das Bette der Frau. Dem Manne schien die Beichte etwas lange zu dauern; er wurde neugierig und trat unvermuthet in das Zimmer. Der Mönch absolvirte so schnell als möglich und floh, aber — vergaß, seine Hosen mitzunehmen.

Diese fielen nun dem racheschnaubenden Ehemann in die Hände. Er stürzte damit auf die Gasse und zeigte diese Verräther seinen Nachbarn, entflammte sie zur Wuth und brach mit ihnen in das Kloster ein. Der Mönch sollte sterben! Ein alter besonnener Pater versuchte es vergebens, den Hitzkopf zu beruhigen, der übrigens jetzt die Sache gern vertuscht hätte, wenn es angegangen wäre. Das merkte der alte Pater und sagte ihm: er brauche wegen dieser Hosen nichts Uebles zu denken, denn dieses wären die Beinkleider des heiligen Franziskus, welche Krankheiten, wie die, woran seine Frau litte, gründlich heilten. Zu seiner Beruhigung wolle er die Hosen feierlich abholen.

Alsbald zogen Mönche mit Kreuz und Fahne nach dem Hause des ehrlichen Dummkopfes, legten die heilige Reliquie auf ein seidenes Kissen, stellten sie zur Verehrung aus und reichten die heiligen Hosen des lüderlichen Mönches den Gläubigen zum Kusse herum. Dann trug man sie in feierlichem Bittgange nach dem Kloster zurück und legte sie hier zu den übrigen heiligen Reliquien. *)

In dieses Kapitel von den Reliquien gehören auch die

*) Es ist dies keine erfundene Anekdote, oder ein Scherz des genannten Autors. Die Erzählung findet sich in einem ganz ernsten Werke, in welchem Poggio mit großer Entrüstung von der Verderbtheit der Geistlichkeit redet. Ueberhaupt verschmähe ich es durchaus, auf Kosten der historischen Wahrheit zu scherzen, und alle in diesem Werke gemachten Angaben kann ich historisch nachweisen, so seltsam sie auch manchmal klingen mögen.

wunderthätigen Heiligenbilder und ihre Verehrung. Die Pfaffen hatten mit den heiligen Knochen und Lumpen noch nicht genug. Bald fanden ſich Bilder von Chriſtus und der Jungfrau Maria, welche der Evangeliſt Lukas gemalt haben ſollte. Sie zeugten weder von der Kunſt des Malers, noch von der Schönheit der Perſonen, welche ſie vorſtellen ſollten, denn ſie waren ganz ſchauderhaft! Andere, nicht beſſere Bilder fielen vom Himmel, und endlich ließ man ſie ganz ungeſcheut von Malern malen.

Dieſe Bilder verehrte man wie die Reliquien, und die Verehrung ging bald in förmliche Anbetung über. Ueber den Bilderdienſt entſtanden die blutigſten Kämpfe, und endlich wurde er der Grund zur Trennung der Kirche in die griechiſche und lateiniſche. Dieſer Bilderſtreit dauerte zwei Jahrhunderte lang. Kaiſer Konſtantin V., welcher 741 ſtarb, erklärte alle Bilder für Götzenbilder und fegte das ganze Land von Bildern und Reliquien rein. Er verwandelte die Klöſter zu Konſtantinopel in Kaſernen und Mönche und Nonnen machte er lächerlich, indem er ſie zum Beiſpiel paarweiſe einen Umzug im Cirkus halten ließ.

Im Weſten fand dieſer Bilder- und Reliquiendienſt Anfangs auch viele Widerſacher. Der Biſchof Claudius von Turin meinte: „Wenn man das Kreuz anbetet, an dem Chriſtus geſtorben, ſo muß man auch den Eſel anbeten, auf dem er geritten iſt,“ was denn auch in der Folge wirklich geſchah! Andere hielten aber dieſen Bilderdienſt für ſehr wichtig. Ein Mönch hatte, um den Unzuchtsteufel zu beſänftigen, dieſem das Gelübde gethan, das tägliche Gebet vor den Bildern in ſeiner Zelle zu unterlaſſen. Im Zweifel darüber, ob er eine Sünde damit begangen, beichtete er dies dem Abt, und dieſer ſagte ihm: „Ehe du das Gebet vor den heiligen Bildern unterläſſeſt, gehe lieber in jedes Bordell der Stadt.“ — So behielten wir denn in Europa die Bilderanbetung, und die griechiſche Kirche erhielt ſie gar bald auch wieder. —

Sobald das heilige Grab aufgefunden war, strömten die frommen Christen dorthin; die Wallfahrten nach dem heiligen Lande kamen auf, und nach allen Stellen desselben, welche durch die Bibel eine besondere Bedeutung erlangt hatten. Man wallfahrtete sogar zu dem Misthaufen, auf welchem Hiob gesessen!

Den Pfaffen gefiel es indessen nicht im Allergeringsten, daß das schöne Geld so weit hinweggetragen wurde, und ihre Heiligenbilder und Reliquien thaten Wunder über Wunder, um die frommen Schaaren anzulocken. Schrecklich waren die Erzählungen von den Strafen, welche die Ungläubigen und Spötter getroffen. Die Heiligen wußten ihre Ehre zu schützen, wie zum Beispiel der heilige Gangulf. Dieser wurde von einem Priester, dem Liebhaber seiner Frau, todtgeschlagen und fing plötzlich an, im Grabe Wunder zu thun. Das liederliche Weib, welches am besten wußte, daß ihr Alter durchaus keine Wunder thun konnte, lachte, als sie es hörte, und rief: „Der thut eben so wenig Wunder, als mein Hintern singt" und — o Graus! — dieser fing an zu singen!

Die Wallfahrten kamen aber erst recht in Gang, als damit der Ablaß verbunden wurde. Der übergroße Mißbrauch dieses Mißbrauches wurde die Veranlassung zur Reformation, und wir müssen denselben etwas genauer betrachten. Der Ablaß ist ein Kind des Fegfeuers und der Ohrenbeichte.

In der ersten Zeit der christlichen Kirche mußten diejenigen, welche wegen grober Vergehungen aus der Gemeinde ausgestoßen waren, wenn sie in dieselbe wieder aufgenommen sein wollten, alle ihre Sünden und Verbrechen öffentlich vor der Gemeinde bekennen; diese Buße nannte man die Beichte. Als die Pfaffen mächtig wurden, verwandelten sie dieses öffentliche Bekenntniß gar bald in ein geheimes, um ihre Macht zu erhöhen. Papst Innocenz III. ordnete aber (1215) an, daß ein

Jeder jährlich wenigstens einmal einem Prieſter ſeine Sünden insgeheim bekennen und die ihm dafür auferlegte Buße tragen ſolle. Wer die Beichte unterließ, wurde von der Kirche ausgeſchloſſen und erhielt kein chriſtliches Begräbniß.

Jeder begreift, welche ungeheure Gewalt die Prieſter durch dieſe Einrichtung erlangten, denn abgeſehen davon, daß ſie von den Gläubigen die geheimſten Dinge erfuhren, die ſie zu ihren Zwecken benutzen konnten, lag es auch ganz in ihrer Hand, den Beichtenden freizuſprechen oder nicht, und ſie wußten dieſe Gewalt trefflich zu benutzen, indem ſie ihn freiſprachen — abſolvirten — je nachdem der Sünder zahlte.

Das Fegefeuer war eine Erfindung des römiſchen Biſchofs Gregor des Großen (590—604). Fegefeuer hieß der Ort, wo ſeiner Erklärung nach die menſchlichen Seelen geläutert wurden, damit ſie rein in den Himmel kamen; alſo eine Art himmliſcher Seelenwaſchanſtalt. Wer ſo halb zwiſchen Himmel und Hölle balancirte, der konnte darauf rechnen, daß er gehörig lange im Fegefeuer — denn Feuer war das Reinigungsmittel — ſchwitzen mußte, wenn nicht die Pfaffen, die ſich mit den Waſchteufeln auf du und du ſtanden, ihn für Geld durch gute Worte früher in den Himmel ſpedirten. Das Reglement im Fegefeuer war nur den Pfaffen bekannt, und daher konnten ſie allein beurtheilen, wie viel Meſſen dazu gehörten, um die Seele aus dem Fegefeuer loszubeten; — aber dieſe Meſſen wurden keineswegs umſonſt geleſen.

Friedrich der Große kam einſt in ein Kloſter im Kleviſchen, welches von den alten Herzögen geſtiftet war, damit darin Meſſen zu ihrer Befreiung aus dem Fegefeuer geleſen werden könnten. „Nun, wann werden denn endlich meine Herren Vettern aus dem Fegefeuer losgebetet ſein?“ fragte er ziemlich ernſthaft den Pater Guardian. Dieſer machte eine tiefe Verbeugung und antwortete: „daß man dies ſo eigentlich nicht wiſſen könne, er es

aber Sr. Majestät sogleich melden lassen wolle, sobald er die Nachricht aus dem Himmel bekäme."

Die Kreuzzüge waren Anfangs eigentlich weiter nichts, als bewaffnete Wallfahrten. Die Päpste begünstigten sie sehr, da sie hofften, dadurch auch ihre Macht auf Asien ausdehnen zu können, wo sie durch den Muhamedanismus verloren gegangen war. Sie wandten daher alle nur möglichen Mittel an, die Leute zu bewegen, „das Kreuz zu nehmen"; das hauptsächlichste und wirksamste war der Ablaß. Der Papst ließ nämlich predigen, daß alle Sünden, die ein Mensch begangen, sie möchten auch noch so groß sein, vergeben wären, sobald derselbe sich das Kreuz auf seinen Rock geheftet habe. Diese Erfindung des Ablasses wurde nun von den Päpsten auf alle Arten benutzt, und sie wurde für sie eine Goldgrube, unerschöpflich wie die Dummheit der Menschen.

Manche wollten nicht recht an die Macht des Papstes, die Sünden zu vergeben, glauben; aber Clemens VI. gab über sein Recht dazu und über das Wesen des Ablasses durch seine Bulle von 1342 die nöthige und genügendste Erklärung. „Das ganze Menschengeschlecht", sagt er in der Bulle, „hätte eigentlich schon durch einen einzigen Blutstropfen Christi erlöst werden können; er habe aber so viel vergossen, daß dieses Blut, welches doch gewiß nicht umsonst vergossen sei, einen unermeßlichen Kirchenschatz ausmache, vermehrt durch die gleichfalls nicht überflüssigen Verdienste der Märtyrer und Heiligen. Der Papst habe nun zu diesem Schatz den Schlüssel und könne zur Entsündigung der Menschen ablassen, so viel er wolle, ohne Furcht, solchen jemals zu erschöpfen."

Ich werde später auf diese Ablaßtheorie zurückkommen und zeigen, wie herrlich sich dieselbe entwickelte, jetzt aber zu den Wallfahrten zurückkehren. Als, wie gesagt, der Ablaß mit ihnen verbunden wurde, kamen sie erst recht in Aufnahme. Wer zu

dieſem oder jenem Gnadenorte wallfahrtete und — nota bene — das beſtimmte Geld auf dem Altar opferte, der erhielt Ablaß nicht allein für ſchon begangene Sünden, ſondern ſogar noch für einige Jahre im Voraus!

In Deutſchland gab es wohl hundert Marienbilder, zu denen gewallfahrtet wurde, und in andern Ländern noch mehr. Ein einziger Schriftſteller zählt 1200 wunderthätige Marienbilder auf! Das berühmteſte iſt aber wohl das zu Loretto, in dem Hauſe der Maria, welches von St. Lukas aus Cedernholz höchſt abſcheulich geſchnitzt worden ſein ſoll. Der Dampf der Millionen Wachskerzen hat das Bild allmälig ſchwarz geräuchert wie eine Kohle, aber das thut ſeiner Wunderkraft keinen Abbruch, die hauptſächlich darin beſteht, den Leuten das Geld aus der Taſche zu locken. Der Marmor rings um das Häuschen iſt von den Wallfahrern ſo verrutſcht, daß ſich darin eine förmliche Rinne gebildet hat. Sonſt kamen jährlich gegen 200,000 fromme Chriſten nach Loretto, allein in neuerer Zeit iſt dieſe Zahl auf weniger als ihr Zehntel zuſammengeſchrumpft.

Als die Franzoſen nach Loretto kamen, eigneten ſie ſich von dem Schatze zu, was die Pfaffen nicht beiſeit gebracht hatten. Ob ihnen die heilige Jungfrau den Schatz ſchenkte, das weiß ich nicht, aber unmöglich iſt ſo etwas nicht, wie folgende Geſchichte beweist.

Als Friedrich der Große in Schleſien war, verſchwanden von einem Muttergottesbilde nach und nach allerlei Koſtbarkeiten, und die Pfaffen entdeckten endlich den Dieb in einem Soldaten, der deshalb beim Könige verklagt wurde. Der Soldat entſchuldigte ſich und behauptete, er ſei kein Dieb, denn die Mutter Gottes habe ihm alle die Sachen geſchenkt, die man vermißte. Friedrich der Große fragte nun die geiſtlichen Herren, ob ſo etwas wohl möglich ſei? — „Allerdings, möglich iſt es," erwiderten die verwirrten Pfaffen, „aber durchaus nicht wahr-

ſcheinlich.“ Der Dieb kam ohne Strafe davon, aber nun verbot Friedrich ſeinen Soldaten bei Todesſtrafe, dergleichen Geſchenke von der heiligen Jungfrau anzunehmen.

Nach Loretto war wohl St. Jago de Compoſtella der berühmteſte Gnadenort, und an hohen Feſttagen ſah man hier noch in neuerer Zeit mehr als 30,000 Wallfahrer.

In der Schweiz iſt Einſiedeln ſehr berühmt. Das dortige Gnadenbild iſt ein eben ſo elendes hölzernes Machwerk, wie das zu Loretto, aber eben ſo wie dieſes iſt es geſchmückt mit den koſtbarſten Juwelen.

In Deutſchland gibt es unendlich viele Gnadenorte, aber ich will nur einige nennen. Waldthüren im badenſchen Main- und Tauberkreiſe iſt berühmt wegen des wunderthätigen Korporals. Es iſt dies aber kein altöſterreichiſcher Korporal mit ſeinem Wunderthäter an der Seite, den man im Oeſterreichiſchen als Haßling weniger verehrte als fürchtete; auch kein preußiſcher Korporal aus dem Wupperthal, ſondern ein Tuch, welches zum Daraufſtellen des Kelches und Hoſtientellers dient und Korporale genannt wird. Im Jahr 1330 vergoß ein Prieſter etwas von dem Wein auf dieſes Korporale. Der Wein verwandelte ſich ſogleich in Blut, und die einzelnen Tropfen auf dem Tuche in ſo viele mit Dornen gekrönte Chriſtusköpfe. Dieſes Korporale thut nach der Erzählung der Geiſtlichen entſetzlich viel Wunder, und vor und nach dem Fronleichnamfeſte wallfahrten die Schaaren der Gläubigen nach Waldthüren, um ſich hier am Korporale geſtrichene rothe Seidenfäden zu holen, welche die Peſt, vorzüglich aber den Rothlauf heilen, — wenn man nämlich ein reines Gewiſſen und vor allen Dingen den rechten Glauben hat. Die Zahl der Wallfahrer belief ſich jährlich auf circa 40,000.

Aehnliche Wallfahrtsorte wie Waldthüren gibt es in allen katholiſchen Diſtrikten Deutſchlands, und ich will mich nicht bei ihnen aufhalten.

Noch einträglicher für die Geiſtlichen ſind diejenigen Wallfahrten, welche zu ſolchen ſehr heiligen Reliquien ſtattfinden, die nur alle ſieben Jahre ausgeſtellt werden. Dieſe ökonomiſche Einrichtung hat nicht etwa ihren Grund darin, daß ſich die Reliquien von dem Wunderthun in der Ausſtellungszeit erholen müſſen, ſondern einzig und allein in der Schlauheit der Pfaffen. Wären die „Heiligthümer" beſtändig zu ſehen, ſo würde das Intereſſe an ihnen gar bald erkalten. Durch die Seltenheit ihrer Erſcheinung locken ſie an und den Leuten das Geld aus der Taſche, — das einzige Wunder, welches überhaupt irgend eine Reliquie jemals vollbracht hat.

Der allerkoſtbarſte Schatz dieſer Art wird zu Aachen aufbewahrt. Die höchſten Kleinodien deſſelben ſind der rieſenmäßige Rock der Maria, die Windeln Jeſu von braungelbem Filz, und das Tuch, auf welchem das abgeſchlagene Haupt Johannes des Täufers gelegen hat.

Im Jahr 1496 ſtrömten 142,000 Andächtige nach Aachen, um die heiligen Lumpen zu ſehen, und die Ernte war vortrefflich. 1818, als die Reliquien nach langer Pauſe wieder einmal vierzehn Tage lang gezeigt wurden, fanden ſich nur 40,000 Wallfahrer ein. Die Reformation, die Revolution und die verdammte Aufklärung hatten ein großes Loch in den Glauben geriſſen!

Seitdem iſt aber viel an dieſem Loch geflickt worden, und dieſer geflickte Glaube zeigte ſich faſt ſtärker, als ſelbſt im dunkelſten Mittelalter, Dank der von den Regierungen beliebten Maßregel, die Schulen unter der Kontrole der Pfaffen zu laſſen. Mit Erſtaunen erlebten wir es, daß noch im Jahre 1844 eine Million Wallfahrer nach Trier zogen, um hier einen alten Kittel zu küſſen, der für den Leibrock Chriſti ausgegeben wird, um welchen die Soldaten neben dem Kreuze würfelten.

Zu jener Zeit verurſachte dieſe heilige Rockfahrt nach Trier großes Aergerniß unter der ganzen gebildeten Welt, und ſehr gelehrte

und verständige Männer gaben sich die eigentlich überflüssige Mühe, nachzuweisen, daß dieser „heilige Rock" nichts vor den noch existirenden zwanzig andern voraus habe, sondern durchaus unecht und ein plumper Betrug sei. Die schlagendsten Beweise dafür brachten die Herren Professoren Gildemeister und von Sybel herbei, und ich halte es nicht für nöthig, darüber auch nur noch ein Wort zu verlieren.

Daß die Päpste die christlichen Schafe schoren, weiß Jedermann, aber nicht so bekannt möchte es sein, daß der heilige Vater — ganz ohne Allegorie — sich mit der Schafzucht beschäftigt und einen Preis für die gewonnene Wolle erlangt, wie er keinem veredelten Schafsjunker auf der Wollmesse jemals bezahlt wurde. — Der Papst unterhält nämlich eine kleine Anzahl Lämmer, die er über den Gräbern der Apostel geweiht hat und aus deren Wolle die Pallien gewebt werden.

Das Pallium ist ursprünglich ein römischer Mantel. Die Kaiser schenkten ein solches Kleidungsstück, welches von Purpur und köstlich mit Gold gestickt war, den Patriarchen und ausgezeichneten Bischöfen, um ihnen ihre Zufriedenheit und Gnade zu bezeugen, wie heut zu Tage die Geistlichen in manchen Staaten Orden erhalten, wenn sie in den Geist der Regierungen einzugehen verstehen.

Papst Gregor I. erlaubte sich zuerst, ohne Anfrage beim Kaiser, ein solches Pallium den Bischöfen zuzusenden, bald als Zeichen der Zufriedenheit, bald als Zeichen der Bestätigung. In dem Usurpiren von Rechten sind die Päpste groß, ja ihre ganze Macht ist darauf gegründet, und so kam es denn bald dahin, daß sie sich nicht nur ausschließlich das Recht anmaßten, dergleichen Pallien zu ertheilen, sondern gingen bald so weit, einen jeden Erzbischof, wie auch einige größere Bischöfe zu zwingen, sich das Pallium von Rom zu holen, — denn die Gnadensache hatte sich in eine Abgabe verwandelt. Ein solches Pallium kostete 30,000 Gulden,

und diese Einnahme behagte den Päpsten so wohl, daß Johann VIII. unverschämt genug war, bekannt zu machen, daß jeder Erzbischof als abgesetzt zu betrachten sei, der sein Pallium nicht innerhalb drei Monaten von Rom habe.

Die Päpste waren so geizig und so gewohnt, aus Nichts Geld zu machen, daß ihnen trotz des hohen Preises der Mantel zu kostbar war. Dieser schrumpfte gar bald zu einer Art von Hosenträger zusammen, zu vier Finger breiten wollenen, mit rothem Kreuz versehenen Bändern, die über Rücken und Brust herabhängen. Diese Bänder sind aus der geweihten Wolle von Nonnenhänden gearbeitet und mögen vielleicht sechs Loth wiegen. Die Päpste verkauften demnach den Stein ihrer Wolle für nicht weniger als viertehalb Millionen Gulden!

Diese Palliengelder brachten den Päpsten ungeheure Summen, denn die Erzbischöfe sind meistens alte Herren und lösen einander schnell ab, und jeder neue Erzbischof muß ein neues Pallium kaufen; er mußte dies sogar thun, wenn er versetzt wurde. Wie einige Geheimräthe die Excellenz haben, so hatten auch einige deutsche Bischöfe, wie die von Würzburg, Bamberg und Passau das kostbare Pallienrecht.

Salzburg zahlte innerhalb neun Jahren 97,000 Scudi Palliengelder! Der Erzbischof Markulf von Mainz mußte das linke Bein eines goldenen Christus verkaufen, um sein Pallium zu bezahlen. Er bekam also wahrscheinlich mehr für dieses Bein, als der Verräther Judas für den ganzen Christus! —

Der Erzbischof Arnold von Trier gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als ihm von zwei Gegenpäpsten zwei Pallien zugeschickt wurden, natürlich mit doppelter Rechnung. Wie er sich aus der Verlegenheit zog, weiß ich nicht, vielleicht durch den heiligen Rock. Sein Nachfolger, Bischof Arnoldi, der 1844 diesen alten Kittel ausstellte, wäre sicherlich nicht um lumpige 60,000 Gulden in Verlegenheit gewesen. Eine Million Wallfahrer, jeder taxirt zu fünf

Silberlingen, macht 166,666 Thaler preußisch Courant oder 300,000 Gulden.

Da nun die Erzbischöfe vom Papste so gebrandschatzt wurden, ist es ganz natürlich, daß sie wieder ihre Unterthanen oder Angehörigen ihres Sprengels brandschatzten, denn das Volk ist ja das Schaf mit dem goldenen Vließ, dem ein Stück nach dem andern von seinem Fell abgeschunden wird, um die Bedürfnisse der großen Herren zu befriedigen, heißen sie nun Erzbischöfe oder Fürsten.

Die Päpste hatten Geld wie Heu, aber die meisten von ihnen verstanden, es auch lustig durchzubringen. Sixtus VI. (1471—84) verschwendete schon als Kardinal in zwei Jahren 200,000 Dukaten, was nach dem jetzigen Geldwerth weit über das doppelte mehr ist. Eine seiner Mahlzeiten kostete manchmal 20,000 Florenen; aber was that das, er verspeiste ja nur die Sünden der Christenheit, und dann verstand er es auch, sich Extraeinnahmen zu schaffen. So erlaubte er zum Beispiel einigen Kardinälen für eine bedeutende Abgabe, während der Monate Juni, Juli und August — Sodomiterei! Auch legte er in Rom öffentliche Bordelle an, welche ihm jährlich an sogenanntem Milchzins 40,000 Dukaten einbrachten. — Nun wir werden später noch heiligere Päpste kennen lernen.

Eine wahrhaft goldene Idee hatte Papst Bonifaz VIII.; er erfand das Jubeljahr! — Die Römer feierten den Anfang eines neuen Jahrhunderts durch große Festlichkeiten und auch die Juden ihr Jubel- oder Versöhnungsjahr. Dies brachte den genannten Papst höchst wahrscheinlich auf den Gedanken, solche Jubeljahre in der Christenheit einzuführen. Wer in dem Jubeljahre nach Rom wallfahrtete und hier sein Scherflein auf den Altar niederlegte, der erhielt vollkommenen Ablaß für alle Sünden, die er in seinem ganzen Leben begangen hatte, und war wieder unschuldig, wie ein neugeborenes Kind, oder noch unschuldiger, denn in diesem steckt doch nach der Kirchen-

lehre noch der Teufel, welcher erst durch die Taufe ausgetrieben wird. —

Wer wäre nicht gern seiner Sünden ledig. Ein ganz kurzer Mord kann einem ehrlichen Menschen das ganze lange Leben verbittern; wer erhielte nicht gern die Versicherung, daß dieser fatalen Kleinigkeit am Tage des Gerichts nicht weiter gedacht werden soll? Kurz, von allen Seiten strömten die Sünder nach Rom. Im Jahre 1300 brachten 200,000 Fremde das Jahr in dieser Stadt zu und der Gewinn, den sowohl die Einwohner derselben, als auch der Schatz des Papstes davon hatten, war unermeßlich.

Was von den reichen Leuten an Gold und Silber geopfert wurde, hat die päpstliche Schatzkammer nicht für gut befunden, laut werden zu lassen; allein nur an Kupfergeld kamen in diesem goldenen Jahre 50,000 Goldgulden ein. Nach einer ungefähren Schätzung belief sich der ganze Ertrag des Jubeljahrs auf 15 Millionen. Für die damalige Zeit war das eine ganz außerordentliche, unerhörte Summe.

Die ganz unerwartet reiche Ernte machte den Päpsten natürlich Lust zu einer baldigen Wiederholung. Hundert Jahre sind gar zu lang und Papst Clemens VI. hatte die beispiellose Güte, zu bestimmen, daß das Jubeljahr alle 50 Jahre gefeiert werden solle, denn ihm war ein ehrwürdiger Greis mit zwei Schlüsseln — also wahrscheinlich St. Peter — erschienen, der ihm mit drohender Geberde zugerufen hatte: „Oeffne die Pforte!“ Da mußte er natürlich gehorchen.

Urban VI. verkürzte diese Zeit noch bis auf 33 Jahre, zum Andenken an die Lebensjahre Jesu! An einem anständigen Vorwande hat es den Päpsten nie gefehlt. Sixtus IV. war „wegen der Kürze des Menschenlebens“ noch gnädiger und setzte diese Zeit auf 25 Jahre herab.

Das zweite Jubeljahr unter Clemens VI. (1350) fiel noch reichlicher aus als das erste. In der Jubelbulle „befiehlt er den

Engeln des Paradieſes auch die vom Fegfeuer erlösten Seelen derjenigen, die auf der Reiſe nach Rom geſtorben ſind, in die Freuden des Paradieſes einzuführen."

Solche überſchwengliche Gnade war natürlich für die dummgläubige Menge höchſt anlockend. Rom wurde ſo mit Fremden überſchwemmt, daß die Gaſtwirthe, die ſich doch ſonſt auf das Geldnehmen vortrefflich verſtehen, damit nicht fertig werden konnten.

Am Altar St. Pauls lösten ſich Tag und Nacht zwei Prieſter mit Croupiersrechen in der Hand ab, die unaufhörlich das geopferte Geld einſtrichen und faſt unter der Laſt ihrer Arbeit erlagen. Das Gedränge in der Kirche war ſo groß, daß viele der Gläubigen erdrückt wurden. Zehntauſend der Wallfahrer erhielten gleich Gelegenheit, die Nützlichkeit des Ablaſſes zu erproben, denn ſie ſtarben an der Peſt; aber man merkte ihren Abgang gar nicht, denn ihre Zahl gibt man auf eine Million und einige Hunderttauſende an und den Ertrag dieſer Jubelernte auf mehr als zweiundzwanzig Millionen!

Es iſt ordentlich ſpaßhaft zu ſehen, wie nun jeder Papſt auf ein neues Mittel ſann, die Erfindung ſeines Vorgängers Bonifazius noch einträglicher zu machen, denn — preti, frati e polli non son mai satolli (Prieſter, Mönche und Hühner werden nie ſatt.)

Bonifazius IX. berechnete, daß viele Chriſten nicht nach Rom kämen, weil die Reiſe zu viel koſtete und weil ſie vielleicht auch wegen ihrer Geſchäfte nicht abkommen konnten. Dieſen ſchickte er die Gnade ins Haus, indem er Leute ausſandte, welchen er die Macht beilegte, für den dritten Theil der Reiſekoſten nach Rom vollgiltigen Ablaß zu ertheilen! — Trotz dieſer Erleichterung ſtrömten die Fremden doch noch nach Rom und in dem Jubeljahr

unter Nikolaus V. konnte die Tiberbrücke die Menge der Menschen nicht tragen; sie brach zusammen und zweihundert verloren dabei das Leben.

Papst Alexander VI. machte eine noch nützlichere Erfindung. Von ihm rührt nämlich die sogenannte goldene Pforte der Peterskirche her. Beim Beginn des Jubeljahrs that der Papst mit goldenem Hammer drei Schläge an diese Thür; dann wurde sie geöffnet und am Ende des Jahrs wieder vermauert. Wer durch diese Pforte einging, war seiner Sünden ledig; ja für eine bestimmte Summe konnte man auch im Auftrage eines Entfernten hindurchgehen und diesen von seinen Sünden befreien. Diese Maßregel brachte viel Geld ein.

Die Päpste wurden durch diese Erfolge immer geldgieriger gemacht. Sie konnten oft die 25 Jahre nicht abwarten, und bei besonderen Veranlassungen, um die man nie verlegen war, wurde ein Extra-Jubiläum angesetzt, oder Reisende, die in Ablaß „machten", wurden in der Welt umhergeschickt. Sie waren noch zudringlicher wie Weinhandlungsreisende, so daß sie von manchen Gemeinden, den Pfarrer an der Spitze, zum Dorfe hinausgeprügelt wurden.

Die Reformation machte diesem Jubiläumsschwindel so ziemlich ein Ende, denn mit der Einnahme der spätern Jubeljahre wollte es nicht mehr so recht „flecken." Sogar das Jahr 1825 wurde noch zu einem Jubeljahr erhoben; allein es kamen wenig mehr Fremde als gewöhnlich nach Rom, meistens nur italienisches Lumpengesindel, von dem nichts zu holen war. Auch trafen die Fürsten Anstalten, die Wallfahrten nach Rom zu erschweren, da sie das Geld ihrer Unterthanen im Lande selbst brauchten. Sogar die damalige österreichische Regierung verbot ihren italienischen Unterthanen, ohne in Wien ausgestellt Pässe nach Rom zu wallfahrten. Wer da nicht bei Zeiten um einen Paß einkam, konnte leicht das Jubeljahr verpassen.

Nach einer wahrscheinlich viel zu geringen Berechnung haben die Jubeljahre den Päpsten gegen 150 Millionen eingetragen.

Der Ablaßschwindel wurde von Leo X. auf die höchste Spitze getrieben. Die ungeheuren Einnahmen, die aus ganz Europa in den päpstlichen Schatz floßen, genügten diesem üppigen und prachtliebenden Papste noch immer nicht und doch waren sie fast unermeßlich! Mehrere der Goldquellen, welche sich die Päpste zu öffnen verstanden, habe ich bereits genannt; alle anzuführen, würde zu weitläufig sein, doch einige will ich noch angeben.

Eine nicht unbedeutende Einnahme für die Päpste sind die Annaten. So nennt man nämlich die erste Jahreseinnahme eines neuen Bischofs, welche an den Papst gezahlt werden muß. Man kann dieselbe durchschnittlich immer auf 12,000 Thaler annehmen, und wenn man gering rechnet, daß wenigstens 2000 Bischöfe ihre Annaten an den päpstlichen Stuhl zahlten, so macht dies schon 36 Millionen Thaler.

Die Dispensationsgelder der Priester wegen ermangelnden Alters zu sechs Dukaten; die Dispensation von Fasten und die Erlaubniß zu Ehen zwischen Blutsverwandten brachten große Summen. Die letztern mußten natürlich sehr häufig vorkommen, dafür hatten die Päpste gesorgt, indem sie die Ehen zwischen Blutsverwandten bis zum vierzehnten Grade verboten. Es hat sich Jemand die Mühe genommen, auszurechnen, wie viel jeder Mensch durchschnittlich solche Blutsverwandte als lebend annehmen kann, und — sechszehntausend gefunden. Werden alle Arten der Verwandtschaft berechnet, so steigt ihre Zahl auf wenigstens 1,048,576. Da konnte es natürlich an Dispensgeldern nicht fehlen. — Außerdem wurde noch für Kreuzzugs- und Türkensteuer und unter unzähligen andern Namen den Gläubigen Geld aus dem Beutel gelockt.

Ganz vortrefflich verstand sich auf dies Wunder Papst Johann XXII. Er ist der Erfinder der schändlichen Liste der für

Dispensationen und Absolutionen zu entrichtenden Taxen, von welchen ich später reden werde. Dieser Papst scharrte so viel zusammen, daß er, der arme Schuhflickerssohn, — sechszehn Millionen gemünztes Gold und siebenzehn Millionen in Barren hinterließ!

Doch, wie gesagt, alle diese reichen Einkünfte reichten nicht hin, die „Bedürfnisse" des Papstes Leo X. zu befriedigen. Seine Kinder, Verwandte, Possenreißer, Komödianten, Musiker, wie seine Liebhaberei für die Künste verschlangen unermeßliche Summen, und der üppige heilige Vater gerieth in große Verlegenheit.

Um sich derselben zu entziehen, beschloß er, den Ablaß systematisch zur Erpressung von Geld zu benützen. Eine Beisteuer zur Führung eines Krieges gegen die Türken und zur Fortsetzung des schon von seinem Vorgänger begonnenen Baues der Peterskirche gab den Vorwand. Die sehr verbrauchte Türkensteuer wollte nirgends mehr recht ziehen und Kardinal Ximenes, der weise spanische Minister, verbot sogar dafür zu sammeln, „weil er ganz sichere Nachrichten habe, daß jetzt von den Türken durchaus nichts zu befürchten sei." Der Papst erließ also eine Bulle, worin Allen, welche durch Geldbeiträge den Bau der Peterskirche befördern würden, Ablaß verkündigt wurde.

Die ganze christliche Erde wurde nun in verschiedene Bezirke eingetheilt und Reisende des großen römischen Handelshauses dorthin geschickt, unter dem Titel päpstlicher Legaten oder Commissarien. Die Ablaßbriefe, welche diese commis voyageurs des Statthalters Gottes verkauften, lauteten wie folgt:

„Im Namen unseres allerheiligsten Vaters, des Stellvertreters Jesu Christi, spreche ich dich zuerst von aller Kirchencensur los, die du verschuldet haben könntest, hiernächst auch von allen Missethaten und Verbrechen, die du bisher begangen, so groß

und ſchwer dieſelben auch ſein mögen; auch von denen, welche ſonſt allein der Papſt vergeben kann, ſoweit ſich die Schlüſſel der heiligen Mutterkirche erſtrecken. Ich erlaſſe dir vollkommen alle Strafen, die du um dieſer Sünden willen billig im Fegfeuer erleiden ſollteſt. Ich mache dich wieder der Kirchenſakramente und der Gemeinſchaft der Gläubigen theilhaftig und ſetze dich von Neuem in den reinen und unſchuldigen Zuſtand zurück, worin du gleich nach der Taufe warſt, ſo, daß wenn du ſtirbſt, die Pforten der Hölle, wodurch man zur Qual und Strafe einzieht, verſchloſſen ſein ſollen, damit du geraden Weges in das Paradies gelangen mögeſt. Sollteſt du aber jetzt noch nicht ſterben, ſo bleibt dir dieſe Gnade ungekränkt."

In der päpſtlichen Kanzleitaxe war der Preis feſtgeſetzt, für welchen die allerſcheußlichſten Sünden vergeben wurden. Eltern- und Geſchwiſtermord, Blutſchande, Kindermord, Fruchtabtreibung, Ehebruch aller Art, die unnatürlichſte Wolluſt, Meineid — kurz Alles, was man nur Sünde oder Verbrechen heißt, fand hier ſeinen Preis. Ich würde dies empörende Dokument für eine Erfindung der Feinde des Papſtes halten, wenn die Echtheit deſſelben nicht unzweifelhaft bewieſen wäre.

Die ſchamloſeſte und frechſte Nichtswürdigkeit enthält aber der Schluß dieſer Taxe; er lautet: „Dergleichen Gnaden können Arme nicht theilhaftig werden, denn ſie haben kein Geld, alſo müſſen ſie des Troſtes entbehren!"

Für die Bezahlung von zwölf Dukaten war es ſogar den Geiſtlichen erlaubt, ganz nach Gefallen Hurerei, Ehebruch, Blutſchande und Sodomiterei mit Thieren zu treiben!

Des Papſtes Spekulation glückte; unermeßliche Summen wanderten nach Rom; ſie laſſen ſich gar nicht berechnen. Ein päpſtlicher Legat zog allein aus dem kleinen Dänemark mehr als zwei Millionen durch Ablaßverkauf.

Leo X. fand es vortheilhaft, den Ablaß in einigen Bezirken an große Unternehmer für bestimmte Summen zu verpachten. Diese Generalpächter hatten wieder ihre Unterpächter, damit die Länder ja recht gründlich ausgesogen wurden.

Einer dieser Generalpächter war der Markgraf Albrecht von Brandenburg, Bischof von Halberstadt, Erzbischof von Magdeburg und endlich auch Erzbischof von Mainz und Kardinal! Er war dem Papst 30,000 Dukaten Pallien-gelder schuldig und übernahm den Ablaßkram in einigen Ländern, in der Hoffnung, diese Summe dabei zu gewinnen, welche ihm auch gegen Verpfändung des Ablaßerlöses von dem Grafen Fugger in Augsburg vorgeschossen wurde.

Der edle Kurfürst, Kardinal und Erzbischof betrieb diese Sache mit großem Eifer und kaufmännischem Geschick, und sehr interessant ist die von ihm den Ablaßkrämern gegebene Instruktion, weshalb ich ihren Inhalt hier mittheilen will.

„Zuerst sollen die Ablaßprediger dem Kurfürsten schwören, daß sie ihn nicht betrügen. Dann gibt er ihnen Gewalt, nach aufgerichtetem Kreuz und aufgehängtem Wappen des Papstes, in den Kirchen den Ablaß zu verkündigen und ihn denjenigen Personen zu ertheilen, welche von ihren ordentlichen Geistlichen in den Kirchenbann gethan, oder mit sonstigen Kirchenstrafen belegt sind.

Dann wird dem Ablaßprediger befohlen, in jeder Ablaßpredigt dem Volk drei bis vier Stücke aus der Ablaßbulle des Papstes nach Möglichkeit zu erklären und anzupreisen, damit die päpstliche Gnade nicht in Verachtung gerathe und die Leute nicht einen Ekel vor dem Ablaß bekommen mögen.

Ferner will der Kurfürst, daß dem Volk gesagt werden solle, es gelte außer dem seinigen in den nächsten acht Jahren kein anderer Ablaß, den man bereits erhalten habe oder noch erhielte;

aber durch dieſen erlange nicht nur Jeder völlige Vergebung der Sünden, ſondern er komme nach dem Tode auch gar nicht in das Fegefeuer.

Den Kranken, welche nicht in die Kirche kommen könnten, ſolle der Ablaß auch zu Hauſe, aber für eine größere Summe ertheilt werden. Wenn die Prediger die Größe des Ablaſſes Jemanden hinlänglich erklärt haben, und es dazu kommt, zu beſtimmen, was er wohl zu zahlen habe, ſo ſollen ſie ihn fragen, wie viel Geld er wohl für den völligen Ablaß um Vergebung ſeiner Sünden aufopfern werde? Dies ſollen ſie vorausſchicken, um die Leute deſto leichter zum Kaufen des Ablaſſes zu bewegen.

Wenn nun auch die Ablaßprediger ſtets den Nutzen der Peterskirche vor Augen haben und den Beichtenden vorreden müſſen, daß eine ſo hohe Gnade niemals zu theuer bezahlt ſei, um ſie zu einer möglichſt hohen Abgabe zu bewegen, ſo ſpricht ſich dennoch der Kurfürſt wie folgt aus: Weil die Beſchaffenheit der Menſchen zu ſehr verſchieden, und Wir demnach gewiſſe Taxen zu beſtimmen nicht vermögen, ſo vermeinen Wir doch, daß in der Regel die Taxen alſo könnten geſetzt werden: Große Fürſten geben 25 rheiniſche Goldgulden. Aebte, höhere Prälaten, Grafen, Freiherren und ihre Frauen zahlen für jede Perſon 10 rheiniſche Goldgulden. Andere Leute, die jährlich 500 Goldgulden einzunehmen haben, zahlen 6 Goldgulden; Frauen und Handwerker einen, noch Geringere einen halben Gulden.

Obwohl eine Frau von des Mannes Gütern nichts geben kann, ſo kann ſie doch von ihren Dotal- und Parapharnalgütern, in dieſem Falle auch wider des Mannes Willen, beitragen. Wenn arme Weiber und Töchter die Taxen von Andern erbetteln können, ſollen ſie ſolche ebenfalls in den Ablaßkaſten liefern.

Wenn Jemand für eine Seele im Fegfeuer ſo viel beiträgt, als er etwa für ſich zu bezahlen hätte, ſo iſt nicht nöthig, daß

er im Herzen bußfertig sei oder mit dem Munde beichte! Denn dieser Ablaß gründet sich auf die Liebe, mit welcher der, so im Fegefeuer sitzt, abgeschieden ist, und auf die Beiträge der Lebendigen.

Wer einen Beichtbrief von den Ablaßpredigern kauft, wird theilhaftig aller Almosen, Fasten, Wallfahrten nach dem heiligen Grabe, Messen, Reinigung und guten Werke, die in der ganzen christlichen Kirche verrichtet werden, ob er gleich weder bußfertig ist, noch gebeichtet hat.

Daß auf einen gewandten, guten Reisenden sehr viel ankommt, weiß jeder Kaufmann, und der Erzbischof war bemüht, einen solchen zur Verbreitung seiner Waare aufzufinden. Er fand ihn in dem Dominikanermönch Johann Tetzel aus Pirna. In der Jugend hatte sich derselbe etwas mit dem Studiren abgegeben, und sein Religionseifer erwarb ihm die Würde eines Doktors der Theologie. In Inspruck wurde er einst darüber erwischt, als er — wie die Chronik sagt — seinen geistlichen Samen in fremden Acker streute. Kaiser Maximilian I. hatte Befehl gegeben, die Brunst des verliebten Paters im Wasser zu kühlen, das heißt, ihn in einem Sacke zu ersäufen. Nur auf dringende Fürbitte des Kurfürsten Friedrich kam er mit dem Leben davon.

Dieser unverschämte, feiste Schlingel, dessen Portrait in einem sehr guten Kupferstiche vor mir liegt, ist das wahre Ideal eines Pfaffen. Der Spitzbube sieht so durchtrieben und humoristisch aus, daß ich beinahe glaube, ich ließe mir selbst von ihm einen Ablaßzettel anschwatzen. Welch ein Glück mußte er nun erst bei den Gläubigen machen!

Er führte einen eisernen, mit dem Wappen des Papstes verzierten Kasten mit sich herum und zog von Markt zu Markt, indem er sang: „So wie das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt!“ Ueberall versammelte

er eine große Menge um sich, und seine Anpreisungen des Ablasses waren wahrhaft sehr ergötzlich, wenn auch fromme Christen sie gotteslästerlich nannten.

Er rühmte von sich, daß er durch den Ablaß mehr Seelen aus der Hölle errettet habe, als von dem Apostel Petrus durch die Predigt des Evangeliums Heiden bekehrt worden wären. Er könne nicht allein begangene Sünden vergeben, sondern auch solche, die man erst begehen wolle, und die Kraft seines Ablasses sei so groß, daß es keine Sünde gebe, welche durch denselben nicht gesühnt werden könne; ja, wenn Jemand, was doch unmöglich sei, „die Mutter Gottes genothzüchtigt und geschwängert habe" — durch seinen Ablaß könne derselbe von der dadurch verwirkten Strafe befreit werden.

Dieser Tetzel trieb die Frechheit so weit, daß der damalige Bischof Johann von Meißen vorhersagte, dieser Mönch würde der letzte Ablaßkrämer sein.

Man erzählt von ihm eine Menge Stückchen, die Zeugniß ablegen von seiner grenzenlosen Unverschämtheit. In Annaberg, wo damals reiche Silberbergwerke waren, machte er den Leuten weiß, daß alle Berge rings umher gediegenes Silber werden würden, wenn sie nur brav zahlten. In dieser Stadt scheint es ihm gefallen zu haben, denn er blieb hier zwei Jahre. — In Freiberg sammelte er binnen zwei Tagen zweitausend Gulden; aber als er wieder dorthin kam, hatte Luther den Leuten den Staar gestochen, und die Bergleute waren so wüthend, daß Tetzel es für gerathen hielt, sich schleunigst davon zu machen.

In Zwickau wollte er sich einst bei dem dortigen Küster zu Gaste bitten; allein dieser entschuldigte sich mit seiner Armuth. Darauf befahl er diesem, im Kalender nachzusehen, ob auf den andern Tag der Name eines Heiligen zu finden wäre. Der Küster fand aber nur den heidnischen Namen Juvenal.

„Das thut nichts," ſagte Tetzel, „wir wollen dieſen Heiligen ſchon zu Ehren bringen; beruft nur morgen das Volk durch alle Glocken zur Kirche, wie ihr es ſonſt an den höchſten Feſttagen zu thun pflegt."

Der Küſter that, wie ihm befohlen, und die Einwohner der Stadt ſtrömten in Menge in die Kirche. Tetzel predigte. „Die alten Heiligen", ſagte er, „ſind alt und müde, uns zu helfen; aber dieſer heilige Juvenal, deſſen Gedächtniß wir heute feiern, iſt noch ziemlich unbekannt; wenn ihr ihn anfleht und ihm opfert, ſo wird er ſich gewiß beeilen, euch zu helfen." Darauf rieth er zur Freigiebigkeit und ermahnte beſonders die Vornehmen, mit gutem Beiſpiel voranzugehen.

Er blieb bei dem „Gotteskaſten" ſtehen und ſah zu, was Jeder hineinlegte, nnd die guten Zwickauer ſteuerten reichlich zu Ehren des heiligen Juvenal! Tetzel flüſterte dem Küſter ins Ohr: „Es iſt genug geopfert, nun wollen wir weidlich davon ſchmauſen."

In der Schweiz abſolvirte Tetzel einen reichen Bauern wegen eines Todtſchlages, und als dieſer ihm geſtand, daß er noch einen Feind habe, den er gern ermorden wolle, erlaubte es ihm der elende Pfaffe gegen eine kleine Summe!

Trotz aller Pfiffigkeit wurde Tetzel aber doch einmal angeführt. — In Magdeburg kam ein Herr von Schenk zu ihm und bot ihm eine nicht unbedeutende Summe, wenn er ihn für eine große Sünde abſolviren wolle, die er noch zu begehen gedenke. Schmunzelnd ſtrich der Pfaff das Geld ein und gab den verlangten Ablaßbrief.

Als nun einige Tage darauf Tetzel von Magdeburg nach Braunſchweig zog, beladen mit einigen tauſend Gulden, überfiel ihn in einem Walde bei Helmſtädt der Herr von Schenk und nahm ihm ſeine ganze Baarſchaft ab. Der Pfaff ſchrie Zetermordio und klagte über Gewalt; allein Schenk zeigte ſeinen Ablaßbrief

vor und ſagte: „Entweder hat mein Verfahren nichts zu bedeuten, oder deine Waare iſt Betrug.“ Schenk behielt das Geld und Tetzel hatte das Nachſehen.

Dieſer nichtswürdige Mönch hatte die rechte Art, den Leuten das Geld aus dem Beutel zu ſchwatzen, und er nahm mehr ein, als alle andern Ablaßkrämer, die ſich damit begnügten, folgende ſtehende Redensarten herzuplappern:

„Seht doch, der Himmel ſteht euch überall offen. Wollt ihr jetzt nicht hineingehen, wann werdet ihr denn hineinkommen? O ihr unſinnigen und verſtockten Menſchen, die ihr faſt den wilden Thieren gleich ſeid, und die große Verſchwendung und Ausgießung der päpſtlichen Gnade nicht zu würdigen verſtehet. Sehet! ſo viel Seelen könnt ihr aus dem Fegefeuer erlöſen! O ihr Hartnäckigen und Saumſeligen! Ihr könnt mit zwölf Groſchen euern Vater aus dem Fegefeuer reißen und ſeid doch ſo undankbar, daß ihr euern Eltern in ſo großer Noth nicht beiſtehet. Ich will am jüngſten Gerichte die Schuld davon nicht auf mich nehmen“ u. ſ. w.

Tetzel wußte die Sache den Leuten weit plauſibler zu machen, und da war keine Dirne, die ihm nicht einige Groſchen für irgend eine kleine Sünde, die ſie begehen wollte, gezahlt hätte. Wie ſchnell er Geld zuſammen zu bringen wußte, beweist Folgendes: In Görlitz war die Peterskirche gebaut worden, und es fehlte nur noch das kupferne Dach, wozu 1800 Centner Kupfer erforderlich waren, die damals 48,600 Thaler koſteten. Man wandte ſich an Tetzel, und in drei Wochen hatte er dieſe Summe geſammelt.

Luthers 95 Theſes gegen den Ablaß ruinirten dem Pater den ganzen Handel. Vielleicht war es der Aerger darüber, der ihn in Leipzig auf das Krankenlager warf, von dem er nicht wieder aufſtand. Er ſtarb und liegt in dieſer Stadt im Paulino begraben, wo ſein Monument wahrſcheinlich noch zu ſehen iſt. —

Die Ablaßrechnung ist eine ganz kuriose Rechnung, und es ist schwer, sich hinein zu finden. Manche Leute kauften Ablaß für mehrere hundert Jahre, während sie doch höchstens auf hundert zählen konnten. Aber die Jahre im Fegefeuer zählten mit, und das änderte die Rechnung! Für diese Sünde hatte man, nach Angabe der Pfaffen, zwanzig Jahre zu braten, für jene gar dreißig, und so kamen bei einem geübten Sünder leicht schon einige hundert Jährchen zusammen. Wollte er nun dennoch direkt in den Himmel spazieren, so mußte er schon für so viele Jahre Ablaß kaufen, als ihm kraft seiner Sünden im Fegefeuer zukamen.

Das war übrigens nicht so schwer, denn wer eine Reliquie küßte und besonders wer dafür bezahlte, erhielt auf drei oder mehr Jahre Ablaß, je nach der Heiligkeit der Reliquie. Erzbischof Albrecht besaß einen solchen Schatz von Reliquien, daß damit Ablaß zu gewinnen war auf „neunundbreißig Mal tausend, zweihundert Mal tausend, fünfundvierzigtausend, hundert und zwanzig Jahr, zweihundert und zwanzig Tage.“

Unter den Reliquien, die er von Halle nach Mainz schaffen ließ, befanden sich aber auch sehr rare und heilige Stücke! Achtmal vom Haare der Jungfrau Maria; fünfmal von ihrer Milch; dann das Hemd, in welchem sie Jesus geboren, ein halber Kinnbacken von St. Paulus nebst vier Zähnen u. s. w.

Man glaube ja nicht, daß diese Ablaßberechnungen der vergangenen Zeit angehören und mit dem Mittelalter abgethan sind; sie werden noch heutzutage von römischen Priestern angestellt und den Gläubigen vorgetragen. In den „geistlichen Neujahrsgeschenken“ der Diözese Mans in Frankreich, welche vor etwa zwanzig Jahren erschienen, wird folgende Berechnung über den Ablaß gegeben: „Wenn man einen geweihten Rosenkranz hat, sagt die heilige Brigitte, so erlangt man hundert Tage Ablaß, so oft man das

Credo, das Gloria Patri, das Paternoſter und das Ave betet. Wenn man alſo den gewöhnlichen Roſenkranz betet, der aus 53 Ave, 6 Paternoſter, 6 Gloria Patri und einem Credo beſteht, ſo erlangt man 6600 Tage Ablaß, den man den Seelen im Fegefeuer zuwenden kann. Sagt man den Roſenkranz von 150 Gebeten her, ſo erhält man 19,000 Tage Ablaß, und überdies 7 Jahre und 7 vierzigtägige Friſten! — Für „eine Viertelſtunde frommer Betrachtung“ erhält man 7 Jahre und 280 Tage Ablaß; für Begleitung des Sanktiſſimum, wenn es zu Kranken getragen wird, 5 Jahre und 200 Tage; wenn man es aber mit einer Kerze begleitet, erlangt man 2 Jahre und 83 Tage mehr.

Die Summen, welche die Geiſtlichkeit durch ihren Handel gewann, ſind unberechenbar und laſſen ſich aus einzelnen Angaben nur annäherungsweiſe ſchätzen. Lieſt man ſolche Angaben, ſo kann man gar nicht begreifen, wie es nur möglich war, bei dem früheren hohen Werthe des Geldes ſo viel zuſammen zu ſcharren.

Als in der franzöſiſchen Revolution die Klöſter aufgehoben und die geiſtlichen Güter eingezogen werden ſollten, bot die Geiſtlichkeit der Nationalverſammlung Vierhundert Millionen Francs baar Geld! — Die Venetianer ſchätzten das Vermögen ihrer Geiſtlichkeit auf 206 Millionen Dukaten.

Von der Einnahme der Geiſtlichkeit, die herrlich und in Freuden leben wollte und viel verbrauchte, ging nur ein kleiner Theil in die päpſtliche Schatzkammer; und deshalb wird die Angabe dieſer Summe den allerbeſten Maßſtab dafür abgeben, was dem ſchon ohnehin genug geplagten Volke von den Pfaffen abgeſchwindelt wurde.

Aus dem Gebiete von Venedig, welches nur zwei und eine halbe Million Einwohner zählte, gingen innerhalb zehn Jahren 2,760,164 Skudi nach Rom, und aus Oeſterreich unter Maria Thereſia binnen vierzig Jahren 110,414,560 Skudi! Sind dieſe Angaben richtig — und ſie ſind zuverläſſigen

Quellen entnommen —, so erscheint die Berechnung viel zu gering nach welcher innerhalb 600 Jahren aus der katholischen Christenheit nur 1,019,690,000 Gulden nach Rom gezahlt wurden.

Und wofür wurde dies Geld bezahlt? Für Dinge, welche zum Elend und zur Demoralisation des Volkes mehr beitrugen, als irgend etwas in der Welt, und an wen gingen die 1019 Millionen? — An einen italienischen Bischof, der uns so wenig angeht, wie der Mikado von Japan, und der sich mit demselben Recht Statthalter Christi nennt, wie ich es thun könnte, und der unter diesem Titel zu seiner Zeit behauptete, Herr der ganzen Erde zu sein, von welcher Derjenige, dessen Statthalter er zu sein vorgibt, nicht einmal so viel besaß, um sein Haupt darauf zu legen! — Was aber diese „Statthalter Christi in Rom" für Menschen waren und wie wenig sie die Verehrung verdienen, welche ihnen die Christen zollten, werden wir im nächsten Kapitel mit Abscheu und Ekel erfahren.

IV.

Die Statthalterei Gottes in Rom.

„Als die Leute ſchliefen und ſtockdumm waren, hat der böſe Feind, der Teufel das Papſtthum geſtiftet.“

Mit konsequenter Unverschämtheit kann in der Welt Alles durchgesetzt werden, es mag auf den ersten Anblick noch so abgeschmackt oder verrückt erscheinen. Beweise davon liefert die Geschichte in Menge; aber den schlagendsten und demüthigendsten die des Papstthums.

Eine Geschichte des Papstthums würde die Grenzen überschreiten, die ich mir nothwendig setzen muß; ich beabsichtige nur in der bisher befolgten skizzenhaften Weise zu zeigen, daß das Papstthum auf den gröbsten Betrug gegründet ist, welche nichtswürdigen Wege die Päpste einschlugen, welche verbrecherischen Mittel sie anwendeten, sich die Welt tributpflichtig zu machen, und welchen moralischen Werth die Menschen hatten, welche von der römischen Kirche als „Statthalter Gottes" an ihre Spitze gestellt wurden.

Ich schreibe mit der unverhüllt ausgesprochenen Absicht, den als Aberglauben früher charakterisirten religiösen Glauben zu vernichten, und da derselbe auf die Autorität der Päpste und der römischen Priester gestützt ist, so trachte ich zunächst danach, diese Autorität dadurch zu vernichten, daß ich auf geschichtlichem Wege die unreinen Quellen der Glaubenssätze nachweise und durch Erzählung der Handlungen der Päpste den Gläubigen beweise, daß sie auf die Aussagen von Menschen vertrauten, die ihres Vertrauens in jeder Beziehung unwürdig sind.

Dieſer offen ausgeſprochene Zweck macht mir die äußerſte Vorſicht in Angabe von Thatſachen zur Pflicht, und erlaubt mir nur ſolche zu berichten, welche hiſtoriſch ſo klar bewieſen ſind, daß eine Widerlegung unmöglich iſt. Aus dem Folgenden wird es dem Leſer klar werden, warum ich es für nöthig hielt, dieſe Bemerkung voranzuſchicken. —

Im erſten Kapitel habe ich in der Kürze nachgewieſen, wie die Pfaffen entſtanden ſind und wie die Biſchöfe eine geiſtliche Obergewalt über ihre Gemeinden uſurpirten.

Die Biſchöfe begnügten ſich mit der erlangten Macht nicht und je beſſer es ihnen glückte, ihre Brüder zu knechten, deſto ausſchweifender wurden ſie in ihren Anſprüchen. Die Macht der jüdiſchen Hoheprieſter, ihrer Vorbilder, war es, nach welcher ſie trachteten. Das Bild des Prieſters Samuel ſchwebte ihnen beſtändig vor Augen.

Ein Betrüger ſchmiedete falſche Schriften, welche er den Apoſteln zuſchrieb und welche unter dem Namen der apoſtoliſchen Conſtitutionen bekannt ſind. Ihr Zweck war es, das Anſehen und die Gewalt der Biſchöfe zu erhöhen und ſie enthielten das Verrückteſte, was man bisher zur Ehre der Biſchöfe geſagt hatte. Dieſe wurden darin irdiſche Götter, Väter der Gläubigen, Richter an Chriſti Statt und Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen genannt. In demſelben Sinn ſprachen von den Biſchöfen viele angeſehene Kirchenväter.

Als die römiſchen Kaiſer zum Chriſtenthum übertraten, behaupteten ſie zwar ſelbſt ihre Würde als Oberprieſter (Pontifices maximi), aber ſie beförderten das Anſehen der Biſchöfe ihren Gemeinden gegenüber. Ja manche Kaiſer waren ſo verblendet und unklug, ihre Kinder dieſen Biſchöfen zur Erziehung anzuvertrauen, was dann die ganz natürliche Folge hatte, daß dieſe „in der Furcht Gottes," das heißt in der Demuth gegen die Pfaffen erzogen wurden und als ſie ſelbſt Kaiſer wurden, ihre

Kniee vor denſelben beugten und ihnen die Hände küßten. Daß dieſe dadurch nur immer aufgeblaſener und anmaßender wurden, liegt in der menſchlichen Natur und wir dürfen uns nicht darüber wundern, wenn ſchon Biſchof Leontius von Tripolis verlangte, daß die Kaiſerin Euſebia, Gemahlin des Kaiſers Konſtans, vor ihm aufſtehen und ſich verneigen ſollte, um ſeinen Segen zu empfangen.

Die proteſtantiſchen Biſchöfe der neuern Zeit hätten es gern auch ſo weit gebracht. Als Friedrich Wilhelm III. von Preußen einſt in Magdeburg aus dem Wagen ſtieg und ſich dabei bückte, erhob ſchon der Biſchof Dräſeke ſeine Hände und ſeine Stimme, um ihm den Segen zu ertheilen. Zum großen Verdruß des Biſchofes ſchob ihn der ſonſt ſo fromme König bei Seite und ſagte ärgerlich in ſeiner kurzen Weiſe: „Dumm Zeug! — ſo was nicht leiden!“

Das Hauptſtreben der Biſchöfe war darauf gerichtet, die Einmiſchung der „weltlichen“ Macht in die Kirchenangelegenheiten zu beſeitigen, ja wo möglich die Kaiſer ſich unterzuordnen. Der Biſchof von Mailand, Ambroſius, machte damit gleich auf ſehr freche Weiſe den Anfang. Er nahm es ſich heraus, den Kaiſer Theodoſius zu excommuniziren, das heißt von der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen.

Manche Kaiſer, denen die Pfaffen mit der Hölle zuſetzten, waren ſchwach genug, zu den pfäffiſchen Anmaßungen zu ſchweigen und wenn nun das Volk ſah, wie ihre gefürchteten Oberherrn ſich ſo demüthig gegen die Biſchöfe betrugen, mußte es natürlich auf den Gedanken kommen, daß dieſe übermenſchliche Weſen ſeien. In einigen Orten wurden denn auch die Biſchöfe von den Chriſten mit dem evangeliſchen Hoſianna empfangen.

So ſtieg der Hochmuth der Pfaffen von Jahr zu Jahr. Schon 341 n. Chr., auf der Synode von Antiochien, wurde es den Geiſtlichen verboten, ſich in kirchlichen Angelegenheiten ohne Erlaubniß

der Biſchöfe an den Kaiſer zu wenden. Die niedere Geiſtlichkeit wurde überhaupt immer mehr unterdrückt, und die Landbiſchöfe, welche über ihre Gemeinden ganz daſſelbe Recht gehabt hatten, wie die Stadtbiſchöfe, wurden 360 durch Beſchluß der Synode von Laodicäa ganz abgeſchafft.

Das gewöhnliche Sprichwort ſagt: „Eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus;“ aber die Pfaffen machten es zu nichte, denn ſie hackten ſich nicht nur die Augen aus, ſondern die Köpfe ab, wenn ſie konnten und es ihnen paßte. Wegen der lächerlichſten theologiſchen Streitigkeiten lagen ſie ſich fortwährend in den Haaren und erfüllten deßhalb die Welt mit Unruhe und Mord.

Einen bedeutenden Antheil an den theologiſchen Streitigkeiten hatten die zahlloſen Mönche, welche ihre Anſichten nicht allein mit geiſtlichen Waffen, ſondern weit wirkſamer mit höchſt irdiſchen Knitteln verfochten. Sie bildeten förmliche Freikorps, welche von den fanatiſchen Biſchöfen benützt wurden und oft die gräulichſten Exceſſe begingen. Ein römiſcher Feldherr, Vitalianus, mußte 314 in Konſtantinopel einrücken, um die Stadt vor den wüthenden Mönchen zu ſchützen.

Die zweite Kirchenverſammlung zu Epheſus 449 n. Chr. erhielt den Namen Mörderverſammlung, weil hier die tollen Mönche mit dem Schwert in der Hand die Annahme der Glaubensſätze erzwangen, welche ſie für gut hielten.

Einer der größten Fanatiker war der Biſchof Cyrillus von Alexandrien. Sein Haß traf die in dieſer Stadt ſeit ſiebenhundert Jahren wohnenden Juden. Er hetzte die Mönche und den Pöbel gegen ſie auf, ließ ihre Synagogen niederreißen und jeden Juden niederhauen, der in ihre Hände fiel. So verlor Alexandrien vierzigtauſend ſeiner fleißigſten Bürger!

Der römiſche Präfekt Oreſtes wollte der Verfolgung Einhalt thun, allein er verlor darüber beinahe ſein Leben, indem er von

einem wüthenden Mönche mit einem Stein am Kopfe schwer verwundet wurde. Die römische Regierung schwieg, da sie die Schuldigen nicht zu strafen wagte. So hoch war die Macht der Pfaffen bereits gestiegen.

Die schändlichste Grausamkeit verübten diese christlichen Mönche aber gegen die Geliebte dieses Präfekten, die Tochter des Mathematikers Theon, die liebenswürdige Philosophin Hypatia. Zur Fastenzeit rissen die Mönche dies herrliche Weib aus ihrem Wagen, zogen sie nackend aus und schleppten sie wie ein Opferlamm in die Kirche. Hier ermordete man sie auf die grausamste Weise: Kannibalische Pfaffen kratzten ihr mit Muscheln das Fleisch von den Knochen und warfen die noch zuckenden Glieder ins Feuer.

Stolz, Herrschsucht und Geldgier hatten in den Herzen der christlichen Priester die Stelle der christlichen Liebe eingenommen und die demokratische, christliche Gleichheit war schon längst als unchristlich gebrandmarkt worden. Jeder Bischof trachtete nur danach, sich über die andern Bischöfe emporzuschwingen und so entstanden unter ihnen allerlei Rangabstufungen.

Die Bischöfe in den Hauptstädten und Provinzen der Länder erlangten bald eine Art von Oberhoheit über die der andern Städte und nannten sich Metropoliten. Auch unter diesen maßten sich einige wieder einen höhern Rang an und wußten die Bischöfe mehrerer Länder unter ihre Oberhoheit zu bringen. Sie nannten sich zuerst Exarchen, dann aber Patriarchen.

Zur Zeit des Kaisers Theodosius II. gab es fünf solcher Patriarchen, zu Konstantinopel, Antiochien, Jerusalem, Alexandrien und Rom. Sie waren von einander vollkommen unabhängig und in ihrem Range wie in ihren Vorrechten vollkommen gleich.

Rom war die Hauptstadt der damaligen Welt; von hier gingen alle Befehle aus, durch welche sie regiert wurde. Die

Pfarrer der römischen Gemeinde, welche sahen, wie trefflich es sich von Rom aus regieren ließ, wurden lüstern danach, die kirchliche Welt in ähnlicher Weise zu regieren, wie die Kaiser die politische.

Die übrigen Gemeindevorsteher, die Bischöfe, fanden das natürlich und mit Recht sehr anmaßend und empörten sich über die Lügen, durch welche ihre Kollegen in Rom ihre Prätensionen zu Rechten zu erheben trachteten. Wenn wir diese Lügen untersuchen, so wissen wir in der That nicht, ob wir mehr über die Dummheit und Unverschämtheit dieser Lügen, oder über die Dummheit der Menschen erstaunen sollen, die sich auf solche handgreifliche Weise übertölpeln ließen.

Die Bischöfe zu Rom sagten: „Jesus machte Petrus zum obersten der Apostel; diese waren ihm untergeordnet. Petrus war 24 Jahre, 5 Monate und 10 Tage Bischof in Rom; wir sind seine Nachfolger, folglich — stehen alle Bischöfe und Fürsten der Christenheit unter unserer Oberhoheit!“

Selbst wenn Jesus so unchristlich gehandelt und Petrus einen Vorrang vor den andern Jüngern gegeben hätte, selbst wenn Petrus Bischof in Rom gewesen wäre, so ist es doch noch immer eine sehr seltsame Behauptung, daß deshalb seine Nachfolger Statthalter Gottes auf Erden seien! Doch diese Behauptung und Anmaßung wird erst dadurch zur frechsten Unverschämtheit, daß es Jesu nie einfiel, Petrus einen Vorrang zu geben und endlich Petrus niemals in Rom und daher nicht Bischof dort war!

Das Erste bedarf kaum eines Beweises. Jesus spricht es oft genug gegen seine Jünger aus, daß Keiner vor dem Andern einen Vorrang habe, und es ist Petrus auch niemals eingefallen, sich einen solchen anzumaßen, wie aus seinen Briefen klar hervorgeht. In einem derselben sagt er: „Die Aeltesten, so unter

euch ſind, ermahne ich als Mitälteſter u. ſ. w. (1 Petr. 5, 1). Auch Paulus ſagt kein Wort von dem Avancement des Petrus, und hält ſich ſelbſt den andern Apoſteln gleich (2 Kor. 11—12, 5).

Außerdem verdiente es auch nächſt Judas Petrus von den Jüngern wohl am wenigſten, gleichſam als Oberhaupt an ihrer Spitze zu ſtehen. Er zeigte ſich ſchwächer wie jeder andere, indem er Jeſus drei Mal verleugnete und nicht einmal eine Stunde für Jeſus wachen konnte, nachdem er doch vorher ruhmredig verſichert hatte, daß er ſein Leben für ihn laſſen wolle.

Petrus war ein unüberlegter Hitzkopf, der mancherlei Uebereilungen beging, wozu der gegen Malchus geführte Streich — den ich ihm übrigens keineswegs übel nehme — und die Ermordung des Ananias und ſeines Weibes gehören. Nebenbei war er ein Duckmäuſer, den Paulus wegen ſeiner Heuchelei ſchilt (Gal. 2, 11—13), ja der ſogar einmal den ſanften Jeſus ſo in Eifer brachte, daß er ihn einen Satan nannte (Matth. 16, 23).

Daß Petrus die chriſtliche Gemeinde in Rom gegründet habe, ja, daß er hier nahe an 25 Jahre Biſchof geweſen ſei, iſt eine noch frechere Lüge, die ſich gewiſſermaßen mathematiſch aus der Bibel nachweiſen läßt, weshalb es die Päpſte auch nicht dulden wollen, daß dieſelbe von den Katholiken geleſen werde.

Die Apoſtelgeſchichte geht bis in das Jahr 61 nach Chriſti Geburt. Nach der Erzählung der päpſtlichen Geſchichtsſchreiber iſt Petrus ſchon über 20 Jahre früher nach Rom gekommen; aber die Apoſtelgeſchichte, die doch am Anfange ſo viel und weitläufig von Petrus ſpricht — ſagt von dieſer ſo wichtigen Reiſe kein Wort!

Ganz ſicher iſt bewieſen, daß Paulus in Rom war und hier unter dem Kaiſer Nero zwiſchen den Jahren 66—68 den Märtyrertod erlitt, zugleich mit Petrus lügen die päpſtlichen Geſchichtenſchreiber hinzu. Paulus war zwei Jahre in Rom und ſchrieb von dort Briefe an verſchiedene chriſtliche Gemeinden, in denen er

mehrere ſeiner Freunde und Anhänger nennt; aber von Petrus ſchreibt er kein Wort!

Wäre dieſer Biſchof in Rom geweſen, ſo hätte es Paulus gar nicht umgehen können, von ihm zu reden, ſei es auch nur, um ſich über ihn zu beſchweren, daß er ihn nicht in ſeinem Werk unterſtützte, denn er ſagt ausdrücklich, daß diejenigen, die er nennt, „ſind allein meine Gehilfen am Reiche Gottes, die mir ein Troſt geworden ſind.“ (Koloſſer 4, 7—14.) Alſo „Paulus ſchreibt davon nichts,“ daß Petrus jemals in Rom war.

Doch wenn dieſer auch, ganz gegen ſeinen Beruf als Apoſtel, 25 Jahre Pfarrer einer Anzahl armer, verfolgter Chriſten in Rom geweſen wäre, folgt denn daraus, daß die nachherigen Biſchöfe von Rom ein Recht hatten, mit Völkern, Kaiſern und Königen wie mit Lumpengeſindel umzuſpringen? — Möchten ſich die Päpſte immerhin Nachfolger Petri oder Pauli nennen, allein auch nicht mehr Anſprüche machen als dieſe!

Wo Petrus geſtorben iſt, weiß man zum Glück für die Päpſte nicht, und ſo konnten dieſe eine ſchöne, rührende Geſchichte erfinden, die gar keine hiſtoriſche Begründung hat. Nach ihrer Erzählung wurde Paulus als römiſcher Bürger nur enthauptet; allein der Jude Petrus wurde gegeißelt und dann gekreuzigt, — den Kopf nach unten, wie er es — nach der Legende — aus Demuth und zum Unterſchied mit Chriſtus verlangte. In dieſer Demuth ſind die Päpſte nicht ſeine Nachfolger!

Aller Wahrſcheinlichkeit nach war die Gemeinde der Chriſten zu Rom zur Zeit als Paulus dort war, noch nicht ſo groß, daß ſie eines eigenen Aufſehers bedurfte, und von einem Biſchofe im ſpätern Sinn kann vollends nicht die Rede ſein. Das Verdienſt, die chriſtliche Gemeinde zu Rom geſtiftet zu haben, gebührt alſo unbedingt dem Paulus; dem Petrus aber auf keinen Fall.

Alle Anſprüche alſo, welche die ſich Päpſte nennenden römiſchen

Bischöfe darauf gründeten, daß sie Nachfolger Petri wären, — zerfallen demnach in Nichts. — Ursprünglich waren diese Peterlügen von ihnen nur deshalb erfunden worden, weil sie dadurch bewirken wollten, daß ihre Stimme bei Kirchenstreitigkeiten als die entscheidende gelten sollte. Als sie dies erst durchgesetzt hatten, griffen sie weiter, denn l'appétit vient en mangeant.

Konsequenterweise beginnen die Päpste ihre Reihe mit Petrus. Nach ihm nennt man eine Menge zum Theil völlig erdichteter Namen, um nur die Lücken auszufüllen; denn die frühere Geschichte der römischen Bischöfe ist noch dunkler, wie die der römischen Könige. Es ist zwecklos, diese Herren Stadtpfarrer, denn anderes waren sie nichts, namentlich aufzuführen; ich will mich damit begnügen, nur diejenigen näher zu beleuchten, welche die größten Schritte thaten, dem Gipfelpunkt näher zu kommen, nach welchem Alle strebten.

Die Reihen der römischen Kaiser, die der asiatischen Despoten, kurz, keine Fürstenreihe der Welt, — ja nicht einmal die chamber of horrors der Madame Toussaint in London bietet solche moralische Ungeheuer dar, als die Reihe der Päpste, die sich die Statthalter Gottes nennen. — Aber sie mochten es noch so arg treiben, den verdummten Menschen gingen die blöden Augen nicht auf. Fürsten und Völker ließen sich von diesen ekelhaften Bösewichtern das Fell über die Ohren ziehen und küßten dafür den Tyrannen noch demüthig den Pantoffel.

Fuhr einmal ein vernünftiger Fürst dem hochmüthigen Priester zu Rom über die Glatze, dann schrie das dumme Volk Zetermordio, und war einmal das Volk vernünftig genug, den römischen Anmaßungen entgegenzutreten, — dann kam gewiß ein dummer Fürst mit geweihtem Schwert und Hut und wetterte hernieder auf die verfluchten Ketzer.

So kam es denn, daß die Päpste bis auf den heutigen Tag ein Recht ausüben, das ihnen Niemand gegeben. Durch eine uner-

hörte Dreistigkeit, durch die klügste Benützung der Dummheit der Menschen haben sie sich Schritt vor Schritt in den Besitz desselben gesetzt; denn die Christen der ersten Jahrhunderte waren weit entfernt, ihnen dasselbe einzuräumen. Ein Unrecht kann aber nie ein Recht werden, mag es auch Jahrtausende faktisch bestanden haben und selbst von dem Gesetz anerkannt sein; diejenigen, welche darunter leiden, haben vollkommen recht, sich von dem aufgezwungenen Joche loszumachen, sobald sie können. Dies kann aber ein Jeder, sobald er aufhört zu glauben; thut er das, so ist er schon frei ohne weitere Anstrengung.

Wie schon oben gesagt, hatte vor Ende des ersten Jahrhunderts die römische Gemeinde wahrscheinlich weder einen besondern Bischof noch eine besondere Kirche. Die armen Christen mußten sich herumdrücken, wie sie konnten und ihre Aeltesten waren gewiß Männer von unbescholtenen Sitten, denen es mit der Lehre Christi Ernst war. Das Märtyrerthum war ihnen unter den Verfolgungen so ziemlich gewiß, und daraus geht schon ganz sicher hervor, daß sie andere Leute waren, wie ihre Nachfolger, die keineswegs nach der Märtyrerkrone verlangten.

Der erste römische Bischof, von dem wir wissen, daß er schon mehr gelten wollte, als seine Kollegen, hieß Viktor (192—201). Er verlangte sehr ungestüm, daß alle übrigen Christen das Osterlamm zu der Zeit essen sollten, wenn es in Rom geschah, nämlich am Auferstehungstage Jesu, und nicht, wie es die andern Christen beibehalten hatten, am jüdischen Passahfest, zu welcher Zeit es auch Christus aß.

Die andern Bischöfe meinten, es rapple dem Herrn Kollegen in Rom unter der Mütze, und von seiner Berufung auf Petrus, der diesen Gebrauch in Rom eingeführt haben sollte, nahmen sie nur so viel Notiz, daß ihm der Bischof Polykrates von Ephesus antwortete: „daß nicht Petrus, sondern Johannes an der Brust Jesu gelegen wäre.“ Von einer Oberhoheit des

Petrus über die andern Apoſtel ſchien man damals, ſo nahe der Quelle, noch nichts zu wiſſen, aber tauſend Jahre ſpäter hatte ſich die beharrliche Lüge allgemeinen Glauben verſchafft.

Als die Chriſten in Rom einſt zur Biſchofswahl verſammelt waren, ſetzte ſich zufällig eine Taube auf den Kopf eines Mannes, Namens Fabianus, und mit echt heidniſchem altrömiſchem Wunderglauben riefen die Chriſten: „Der ſoll Biſchof ſein!“ Seitdem nahm man an, daß der heilige Geiſt bei jeder Biſchofswahl gegenwärtig ſei und ſie leite. Das war bequem, denn nun konnte jede dumme Wahl ihm zur Laſt gelegt werden.

Stephanus, welcher 253 Biſchof wurde, war der erſte, welcher behauptete: „er ſei mehr als die andern Biſchöfe, denn er ſei der Nachfolger des heiligen Apoſtels Petrus. Ja, dieſes Papſtwickelkind ging ſchon ſo weit, daß es den aſiatiſchen Biſchöfen die Kirchengemeinſchaft aufkündigte, weil ſie ſeinen Vorſchriften nicht gehorchen wollten.

Dieſe waren höchlich erſtaunt über die Frechheit ihres Herrn Bruders in Chriſto, und der Biſchof Firmilian von Kappadocien äußerte ſich in einem den Biſchöfen zugeſchickten Cirkular wie folgt: „Mit Recht muß ich mich in dieſem Punkt über eine ſo offenbare als unverkennbare Thorheit des Stephanus ärgern, welcher ſich ſeines Biſchofsſitzes rühmt und ſich für einen Nachfolger des Apoſtels Petrus ausgibt.“

Als Kaiſer Konſtantin die chriſtliche Religion zur Staatsreligion machte, da wurde dieſer Umſtand ſogleich von den römiſchen Biſchöfen zur Erhöhung ihrer Macht benützt. Durch niedrige Schmeichelei und Kriecherei gelang es ihnen, denen ſtets das Ohr des Kaiſers zu Gebote ſtand, dieſe zu bewegen, daß ihnen immer mehr Vorrechte eingeräumt wurden. Dabei waren ſie nicht blöde; ſie nahmen, wo ſie etwas bekommen konnten, wie ſchon im erſten Kapitel erzählt iſt. So wurden ſie reich und mit dem Reichthum von Jahr zu Jahr hochmüthiger.

Die Stelle des römiſchen Biſchofs wurde nun eine ſehr begehrte und beneidete. Der heidniſche Statthalter zu Rom, Prätextatus, ſagte: „Macht mich zum Biſchof von Rom, dann will ich ſogleich Chriſt werden.“ Die Bewerber um dieſe Stelle lieferten ſich die blutigſten Gefechte, in denen Hunderte von Menſchen ihr Leben einbüßten.

Mit der Frömmigkeit und Heiligkeit der römiſchen Biſchöfe war es längſt vorbei und wir ſehen auf dem Biſchofsſtuhl ſchon Mörder und Ehebrecher. Doch bei ſolchen Kleinigkeiten dürfen wir uns nicht aufhalten und ebenſowenig bei den ehrgeizigen Kämpfen zwiſchen den Biſchöfen von Rom und denen der andern Städte.

Obwohl es intereſſant iſt, zu beobachten, wie durch conſequente Anwendung der Lüge, Unverſchämtheit, Liſt und Gewalt die Macht der römiſchen Biſchöfe immer weiter um ſich griff, ſo würde mich doch eine ſolche Auseinanderſetzung hier zu weit führen, und ich will mich damit begnügen, die Stellung der römiſchen Biſchöfe in den verſchiedenen Jahrhunderten, ſowohl ihren Mitbiſchöfen als der weltlichen Macht gegenüber, zu charakteriſiren und nur einzelne dieſer Ehrenmänner als Beiſpiel anzuführen.

Schon im vierten Jahrhundert hatten die römiſchen Biſchöfe es verlangt, daß ihnen der erſte Rang unter den Patriarchen, alſo auch unter allen Biſchöfen, zuerkannt würde. Dies geſchah jedoch nicht, weil ſie ſich für Nachfolger Petri ausgaben, ſondern weil ſie ihren Sitz in der damaligen Hauptſtadt der Welt hatten. Aber man dachte noch nicht daran, ihnen eine höhere Würde als den andern Patriarchen einzuräumen.

Mehr erlangten ſie auch nicht im fünften, ſechsten und ſiebenten Jahrhundert, wenn ſie ſelbſt auch ſchon anfingen, ſich eine höhere Stellung anzumaßen und zu behaupten, daß ſie vermöge der ihnen von Petrus anvertrauten Gewalt mit der Vorſorge für die allgemeine Kirche beauftragt wären.

Dieſe Anmaßungen wurden indeſſen noch von Niemand anerkannt. In dieſen Jahrhunderten hielt man noch die allgemeinen Kirchenverſammlungen für die einzige rechtmäßige kirchliche Behörde, welche für die Erhaltung der Einheit der Kirche Sorge tragen mußte. Ueber die Beobachtung der allgemeinen Kirchengeſetze hatte jeder Biſchof in ſeiner Diözeſe, und vorzüglich jeder Patriarch in ſeinem Bezirk zu ſorgen.

Die von den Apoſteln geſtifteten Gemeinden waren allerdings und begreiflicherweiſe die Richtſchnur für die übrigen, und da Rom im Abendlande die einzige der Art war (da ſie von Paulus geſtiftet wurde), ſo war es denn ganz natürlich, daß ſich die abendländiſchen Biſchöfe hin und wieder in ſtreitigen Fällen kollegialiſch an die Biſchöfe von Rom wandten und um Rath baten.

In ſolchen Fällen waren dieſe ſtets darauf bedacht, ihren Rath in die Form eines Befehls zu kleiden und wohl gar hinzuzufügen: „So beliebt es dem apoſtoliſchen Stuhl.“ Wenn nun auch einzelne Biſchöfe zu ſolchen Anmaßungen ſchwiegen, worauf die römiſchen ſogleich ein Recht gründeten, ſo proteſtirte man doch von allen Seiten dagegen, und an ein Primat des römiſchen Stuhls dachte vollends noch Niemand, als höchſtens die römiſchen Biſchöfe ſelbſt. — Kaiſer Juſtinian erklärte ſogar durch ein eigenes Geſetz, die Kirche zu Konſtantinopel ſei das Haupt aller chriſtlichen Kirchen, und andere legten dem dortigen Patriarchen, zum größten Aerger des römiſchen, den Titel und Charakter eines allgemeinen Biſchofs bei.

Selbſt im Abendlande, wo doch der römiſche Biſchof noch im höchſten Anſehen ſtand, räumte man ihm zu dieſer Zeit nicht einmal einen beſondern Titel ein. Alle Biſchöfe nannten ſich Papſt (von papa, Vater), auch Oberprieſter, auch ſogar Stellvertreter Chriſti, und gaben ſich untereinander dieſe Titel, alſo auch dem Biſchof von Rom, der bald Papſt der Stadt Rom, bald ſchlechtweg Papſt genannt wurde.

Sogar der Titel Patriarch wurde im Abendlande nicht einmal allein dem Bischofe von Rom gegeben; es nannten sich die meisten Metropoliten so, und noch im Jahr 883 wurde der Bischof von Lyon, der auf der zweiten Synode zu Macon den Vorsitz führte, Patriarch genannt. Hierin liegt der Beweis, daß man selbst im Abendlande gar nicht daran dachte, dem Bischof von Rom einen höhern Rang einzuräumen.

Ueber das Verhältniß der römischen Bischöfe gegenüber den Kaisern habe ich bereits im ersten Kapitel gesprochen. Es blieb dasselbe im fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert. Zeigten sich einzelne Kaiser nachgiebiger gegen die Bischöfe, so lag das in ihrer Persönlichkeit. Der römische Bischof stand wie jeder andere Staatsbeamte unter dem Kaiser, und dieser und sein Statthalter waren seine Richter. Die Reichssynoden wurden von den Kaisern berufen, und diese präsidirten hier durch einen Kommissarius, und wenn auf der Synode zu Chalcedon der Legat des römischen Bischofs Leo den Vorsitz führte, so geschah es, weil dieser es sich vom Kaiser als eine besondere Gnade erbeten hatte. Die Beschlüsse dieser Synoden wurden nicht vom Bischof in Rom, sondern von den Kaisern bestätigt, und selbst wenn eine solche Kirchenversammlung gegen den Willen des römischen Bischofs gehalten wurde, so verlor sie dadurch nichts von ihrer allgemeinen Gültigkeit.

Bei streitigen Bischofswahlen entschied immer der Kaiser, und kein Bischof durfte seine Würde antreten, ohne die kaiserliche Bestätigung. Machte auch der Hochmuth hin und wieder einen der Bischöfe verrückt, so wagten sie es doch nicht, sich über den Kaiser zu erheben.

Selbst Gregor I. (590—604), in dem schon der Geist der spätern Päpste spukte, war demüthig wie ein Hund vor den Kaisern. In seinen Briefen an den Kaiser Mauritius gebraucht er die kriechendsten Ausdrücke und schreibt zum Beispiel: „Wer

bin ich, der ich zu meinem Herrn rede, als Staub und Wurm.“ Er nennt den Kaiser seinen „frommen Herrn, dem die Gewalt über alle Menschen vom Himmel herab ertheilt worden sei, und sich selbst nennt er seinen unwürdigen Diener. — Dies war er in der That, denn er war durch und durch ein lasterhafter, heuchlerischer Schurke. Sein Benehmen gegen den Tyrannen Phokas beweist das schon zur Genüge.

Der Kaiser Mauritius, einer der edelsten Menschen, die jemals auf einem Throne saßen, wurde durch diesen Phokas, einen seiner Hauptleute, entthront. Selbst Nero ist gegen dieses blutdürstige Ungeheuer ein guter, liebreicher Mensch. Phokas ließ fünf Kinder des Mauritius vor dessen Augen grausam hinrichten und dann ihn selbst. Er rottete die ganze kaiserliche Familie aus und mordete auf die scheußlichste Weise bis an das Ende seines Lebens.

Gregor hatte von Mauritius nur Gutes erfahren; er nannte ihn selbst seinen Wohlthäter, und dennoch verleumdete er aus Kriecherei gegen Phokas den edlen Kaiser. An den blutdürstigen Tyrannen schrieb er: „Bisher sind wir hart geprüft gewesen; der allmächtige Gott aber hat Eure Majestät erwählt und auf den kaiserlichen Thron gesetzt, um durch Eurer Majestät barmherzige Gesinnung und Einrichtung aller unserer Noth und Traurigkeit ein Ende zu machen. Der Himmel freue sich daher, und die Erde sei fröhlich, und das ganze Volk müsse wegen einer so glücklichen Veränderung Dank sagen.“

Und so warf sich Gregor weg, um Phokas und sein gleich nichtswürdiges Weib auf seine Seite zu ziehen, damit er ihn vor dem Bischof von Konstantinopel bevorzuge, welcher zum größten Mißvergnügen Gregors den Titel „allgemeiner Bischof“ angenommen hatte. Doch ich muß die Aeußerungen der Verachtung gegen diesen elenden Pfaffen unterdrücken, denn wo soll ich sonst

Worte finden, die noch nichtswürdigeren Handlungen seiner noch verruchteren Nachfolger zu bezeichnen?

Dieser Gregor I. steht in der römischen Kirche in ganz besonders hoher Achtung, denn ihm verdankt sie die Einführung einer Menge sinnloser oder vielmehr dummer Ceremonien, die noch bis zum heutigen Tage Geltung haben. Er war es, welcher aus der römischen Kirche die letzten Spuren wahren Christenthums, wie es Jesus und allenfalls seine Apostel verstanden, austilgte. Er ist der Erfinder des Fegefeuers, dieser päpstlichen Prellanstalt, die besser rentirte, wie irgend ein Schwindelgeschäft, welches je ein beschnittener oder unbeschnittener Jude machte. Gregor ist auch der eifrigste Beförderer des Mönchswesens. Er hinterließ einen Wust selbstverfaßter Schriften, die von dem wundervollsten Unsinn strotzen. In ihnen sind auch Regeln für Geistliche enthalten, aus denen ich eine Probe anführe, damit die der römischen Kirche angehörigen Leser untersuchen können, ob ihr Bischof derselben entspricht. Es handelt sich nämlich darum, wie die Nase eines Bischofs beschaffen sein müsse. „Ein Bischof darf keine kleine Nase haben, denn — er muß Gutes und Böses zu unterscheiden wissen, wie die Nase Gestank und Wohlgeruch, daher auch das hohe Lied sagt: „„Deine Nase ist gleich dem Thurm auf dem Libanon.““ Ein Bischof darf aber auch keine allzugroße oder gekrümmte Nase haben, um nicht spitzfindig, oder niedergedrückt von Sorgen zu sein; — er darf nicht triefäugig sein, denn er muß helle sehen; noch weniger krätzig, oder beherrscht vom Fleische."

Im siebenten Jahrhundert trug sich eine Veränderung zu, welche zwar dem Christenthum einen harten Stoß gab, aber für das Ansehen der römischen Bischöfe in der Folge höchst vortheilhaft wirkte. Muhamed trat als der Stifter einer neuen Religion auf.

Muhamed lehrte: „Es ist nur ein einziger Gott, welcher

die ganze Welt beherrscht; er will von den Menschen treu verehrt sein durch Tugend. Tugend besteht in Ergebung in den göttlichen Willen, andächtigem Gebete, Wohlthätigkeit gegen die Armen und Fremden, Redlichkeit, Keuschheit, Nüchternheit, Reinlichkeit, tapferer Vertheidigung der Sache Gottes bis in den Tod. Wer diese Pflichten erfüllt, ist ein Gläubiger und empfängt den Lohn des ewigen Lebens."

Diese Lehre mußte in der damaligen Zeit großen Anklang finden, denn sie war einfach und verständlich, während die der Christen sich von der Jesu so weit entfernt hatte, daß sie unverständlicher, unklarer, mystischer und unvernünftiger geworden war, als die der Heiden jemals gewesen. Dazu kam noch ein zwar auf sehr sinnliche Vorstellungen gegründeter, aber deshalb sehr praktisch und verlockend erfundener Himmel, während ein Mensch mit gesunden Sinnen dem von den Mönchen geschilderten Christenhimmel weder eine faßliche Vorstellung, noch den allergeringsten Geschmack abgewinnen kann.

Der praktische Werth des Islam in Vergleich mit der zu jener Zeit als Christenthum geltenden Religion war besonders bei den Völkern des Orients überwiegend, und die Lehre Muhameds verbreitete sich mit großer Schnelligkeit über ganz Asien und Nordafrika und vernichtete die christliche Kirche in diesen Ländern. Dadurch verschwanden die Patriarchen von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien, und mit ihnen die gefährlichsten Gegner der römischen Anmaßungen. Muhamed und die Chalifen arbeiteten für die römischen Päpste.

Diese waren aber bis zum Ende des siebenten Jahrhunderts noch gar weit von ihrem Ziele entfernt. Die Kaiser küßten ihnen noch nicht den Pantoffel, wie sie es später thaten, sondern gingen mit ihnen ebenso um, wie die preußische Regierung es mit den evangelischen Bischöfen thut, das heißt, sie betrachteten sie einfach als Staatsbeamte.

Der Bischof Liberius, welcher sich in Glaubenssachen nicht fügen wollte, wurde vom Kaiser Konstantin abgesetzt und verwiesen. Der stolze Bischof Leo „der Große" (452) mußte sich vom Kaiser Valentinian als Gesandter an den Hunnenkönig schicken lassen, und der Bischof Apapet wurde in derselben Eigenschaft von dem Ostgothenkönig Theodat an Kaiser Justinian abgesendet.

Wie demüthig Gregor war, haben wir gesehen, und das war wenigstens klug von ihm, denn die Kaiser ließen nicht immer mit sich scherzen, wie es Konstans dem Bischof Martin (649—655) bewies.

Martinus wagte es, den Befehlen des Kaisers entgegen zu handeln, ja er ließ sich in hochverrätherische Pläne ein. Dies bewog den Kaiser, den römischen Bischof durch seinen Statthalter in Rom gefangen nehmen und nach der Insel Naxos bringen zu lassen, die durch Ariadne bekannter geworden ist, als durch Martinus, der hier ein ganzes Jahr lang im Gefängniß saß.

Von hier brachte man den heiligen Vater nach Konstantinopel, sperrte ihn 39 Tage lang ein und stellte ihn dann vor ein Gericht, welchem der Großschatzmeister präsidirte. Der römische Papst hatte das päpstliche Uebel, das Podagra, in den Beinen — seine Nachfolger hatten es häufig im Kopf — und erschien sitzend in einem Sessel. Der Richter befahl ihm jedoch, das Verhör stehend abzuwarten, und da er dies nicht konnte, so wurde er von zwei Männern aufrecht gehalten.

Die Schuld war offenbar, und so ward ihm denn bald das Urtheil gesprochen. „Du hast gegen den Kaiser verrätherisch gehandelt," sagte der Großschatzmeister, „du hast Gott verlassen, und Gott hat dich wieder verlassen und in unsere Hände gegeben." Darauf übergab er den Bischof von Rom dem Gouverneur von Konstantinopel mit der Weisung, ihn ohne Bedenken in Stücke zerhauen zu lassen, wenn er wolle.

Dem hochverrätherischen römischen Papst wurde nun ein Halseisen umgelegt, und an Ketten wurde er durch die Stadt geschleppt. Vor ihm her ging der Scharfrichter mit entblößtem Schwert, zum Zeichen, daß der Verbrecher zum Tode verurtheilt war. Darauf wurde Martin ins Gefängniß gebracht, mit Ketten auf eine Bank geschlossen und unter freien Himmel gestellt, wie es mit allen Verbrechern den Tag vor ihrer Hinrichtung geschah.

Ueber den armen deutschen König Heinrich erbarmte sich Niemand, als er halbnackt im Schloßhof von Canossa im Schnee stand, aber Martin fand mitleidige Seelen. Die Gefängnißwärter legten ihn ins Bett, und der Kämmerling des Kaisers ließ ihm zu essen bringen. Ja der sterbende Patriarch Paulus von Konstantinopel, ein frommer Mann, den Martin feierlich als Ketzer verflucht hatte, bat auf seinem Sterbebette den Kaiser um seines Feindes Leben. Es wurde ihm bewilligt. Martin wurde aus dem Lande verwiesen. Wo bat jemals ein römischer Papst um das Leben seines Feindes? Ich konnte in der Geschichte keinen Fall auffinden, und würde Jedem dankbar sein, der mir einen solchen nachweisen könnte. —

Der Nachfolger des abgesetzten Martinus zeichnete sich durch nichts aus, als dadurch, — daß er diesen verhungern ließ.

Im achten Jahrhundert thaten die Päpste einen mächtigen Sprung vorwärts, wozu sie im Anfang desselben nicht die allergeringste Hoffnung hatten. Als die Longobarden Herren Italiens waren, beschränkte sich die Macht der römischen Bischöfe nur auf ihre Diözese, denn die barbarischen Könige derselben erkannten sie nicht einmal als Patriarchen von Italien an, und die andern Bischöfe dieses Landes behaupteten ihre Unabhängigkeit.

Das änderte sich aber bald, als das longobardische Reich unter die Herrschaft der Franken kam. Durch sie wurden die Bischöfe von Rom die größten Landbesitzer in Italien, und dies, wie

die Unterstützung der Frankenkönige, half ihnen zu dem Primat in Italien.

Sie verloren zwar in dieser Periode allen Einfluß auf Spanien, dafür traten sie aber wieder in nähere Berührung mit Gallien und legten den Grund zu ihrer Herrschaft in Deutschland. In England hatten sie schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts festen Fuß gefaßt, indem die dortigen christlichen Kirchen auf ihre Veranlassung gestiftet wurden.

Von 715 bis 735 saß Gregor II. auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom. Unter ihm brach der große Bilderstreit aus, von dem ich schon früher gesprochen habe, und der das ohnedies schon durch Thronstreitigkeiten zerrüttete oströmische Reich noch mehr schwächte.

Eigentlich hatte man sich schon seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums wegen der Verehrung der Bilder gezankt, und die angesehensten und frömmsten Kirchenlehrer hatten den Bilderdienst als abscheulichsten Götzendienst verdammt. Um von den vielen Beispielen nur eins anzuführen, setze ich den Ausspruch Tertullians her: „Ein jedes Bild ist nach dem Gesetz Gottes ein Götze, und ein jeder Dienst, der demselben erwiesen wird, eine Abgötterei."

So wie dieser verdammen Eusebius von Cäsarea, Clemens von Alexandrien, Origenes, Chrysostomus und viele andere der geachtetsten Kirchenväter die Verehrung der Bilder als eine der christlichen Lehre durchaus hohnsprechende Abgötterei. Aber die römischen Bischöfe und die Mönche, welche ihren Vortheil kannten, den ihre Kasse aus diesem Götzendienst ziehen mußte, vertheidigten die Bilder mit Leib und Leben.

Gregor II. war ein großer Bildernarr, und als der oströmische Kaiser Leo, der Isaurier, die Bilder mit Gewalt aus den Kirchen Italiens entfernen lassen wollte, da kam es zu den blutigsten Streitigkeiten, welche der Longobardenkönig Luitprand

dazu benutzte, seine Herrschaft in diesem Lande immer weiter auszudehnen.

Gregor hetzte Alles gegen einander und wiegelte das Volk gegen den Kaiser auf. An diesen schrieb er einen unverschämten Brief, in welchem er ihn einen „Ignoranten, einen Tölpel, einen dummen und verrückten Menschen, einen gottlosen Ketzer" nannte. Der rechtschaffene Kaiser, anstatt diesen hochmüthigen Pfaffen nach dem Gesetz strafen zu lassen, antwortete ihm mit großer Mäßigung, aber nun stieg erst recht die Frechheit Gregors, und in einem seiner Briefe schrieb er an seinen Kaiser und Herrn: „Jesus Christus schicke dir den Teufel in den Leib, damit dein Geist zum Heil gelange."

Leo griff nun den rebellischen Bischof am richtigen Flecke an; er entzog ihm sein ganzes Patrimonium in Sizilien und Kalabrien und unterwarf es dem Patriarchen von Konstantinopel. Dadurch verlor Gregor alljährlich 224,000 Livres Einkünfte. Dafür verehrt denn aber auch die römische Kirche diesen Gregor II. als einen Heiligen.

Sein Nachfolger Gregor III. fuhr ganz in demselben Geiste fort und wiegelte das Volk zu offener Empörung gegen den Kaiser auf. Als er aber auch den Longobardenkönig beleidigte, rückte dieser vor Rom. Der geängstigte Bischof, den nun alle heiligen Knochen nicht schützen konnten, und der für seine eigenen fürchtete, bat Karl Martell, den fränkischen Majordomus, um Hülfe und wand sich vor ihm wie ein Wurm. Endlich ließ sich der Franke bewegen, ihn zu schützen, als er versprach, sich vom Kaiser loszusagen und Rom ihm zu unterwerfen.

Nach Gregors und Martells Tode wurde der folgende Bischof von Rom, Zacharias, wieder arg von den Longobarden bedrängt und sah nirgends Trost und Hülfe, als bei den Franken. Hier führte der Sohn Karl Martells, Pipin, das Schwert des Reichs, und hatte große Lust, den schwachen König Childerich III.

zu entthronen. Zacharias wußte es nun so zu lenken, daß die fränkischen Stände an ihn die Frage richteten: „Ob nicht ein feiger und untüchtiger König des Thrones beraubt und ein würdigerer an seine Stelle gesetzt werden dürfe?“ Der römische Bischof antwortete: „Ja,“ und machte sich dadurch den nun zum Frankenkönig erwählten Pipin zum Freunde.

Zacharias erlebte aber die Früchte seiner Politik nicht. Von ihm verdient noch bemerkt zu werden, daß er einen Bischof, Namens Virgilius, in den Bann that und als Ketzer verdammte, weil derselbe behauptet hatte, „daß die Erde eine Kugel sei, und daß auf der andern Seite derselben Menschen wohnten, die uns die Fußsohlen zukehrten.“

Bischof Stephanus II. (752—757) erntete, was seine Vorgänger gesäet. Bedrängt von den Longobarden, begab er sich in Person zu Pipin. Dieser schickte ihm seinen Sohn Karl dreißig Meilen weit entgegen und ritt selbst eine Meile, ihn zu begrüßen. Er litt nicht, daß der Bischof vom Pferde stieg, sondern begleitete ihn selbst zu Fuß, gleich einem Stallknechte. So erzählen die päpstlichen Geschichtsschreiber.

Pipin ließ sich in Paris von Stephan salben, und dieser entband ihn feierlich des Eides, den er seinem Könige geleistet, und that die Franken, wenn sie Pipin und seine Nachkommen nicht als Könige anerkennen würden, in den Bann. Das tapfere Volk war bereits so sehr von päpstlichem Aberglauben umgarnt, daß die Dreistigkeit des Stephanus sie nicht empörte, sondern vielmehr die Macht Pipins befestigte. Dieser zeigte sich dankbar; er schenkte dem römischen Bischof das Exarchat, nämlich die heutige Romagna und Ankona, ein Land, welches Pipin gar nicht zu verschenken hatte, da es ihm nicht gehörte!

Als Stephan nach Rom zurückgekehrt war und die Franken zu lange zögerten, ihn von den Longobarden zu befreien, schrieb er

einen Brief nach dem andern an Pipin, und als derselbe immer noch nicht kam, griff er zu einem eben so dummen als schamlosen Betrug, der aber trotzdem gescheidt war, da er bei den abergläubischen Franken Erfolg hatte. Stephan schickte nämlich einen Brief des Apostels Petrus an Pipin, seinen Sohn und die fränkische Nation, in welchem der Apostel auf die Longobarden schimpft, dringend um Hülfe bittet, aber dem Frankenkönig mittheilt, „daß, wenn er nicht helfen wolle, er vom Reich Gottes ausgeschlossen sei."

Es mit dem „Himmelspförtner" zu verderben, war eine ernste Sache und die Franken entschlossen sich, in Italien einzurücken. Die Longobarden wurden gezwungen, das Exarchat zu räumen und Bischof Stephan in den Besitz eines Landes gesetzt, welches dem oströmischen Kaiser gehörte, dessen Unterthan Stephanus war!

Während die römischen Bischöfe selbst dafür besorgt waren, in Italien ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, arbeitete für sie in Deutschland Bonifazius, welcher seiner Beschützer ganz würdig war. Ich habe schon früher von diesem Unglücksapostel gesprochen, dem Deutschland all das Unheil verdankt, welches die römische Kirche über dasselbe gebracht hat. Dieser Bonifazius kam nach Rom und leistete Gregor II. über dem erlogenen Grabe der Apostel einen Huldigungseid, durch welchen er sich dem Papstthum, nicht dem Christenthum, mit Leib und Seele unterwarf.

Mit heiligen Knochen aller Art ausgerüstet, ging er nun nach Deutschland und wandte alle von seinem Meister in Rom erlernten Mittel an, die deutschen Bischöfe dem römischen Stuhl zu unterwerfen.

Das Christenthum hatte in Deutschland längst Wurzel gefaßt; allein Bonifazius rottete es als Ketzerei aus und gab ihm dafür das moderne Heidenthum, welches man schon damals in Rom

christliche Religion nannte. Er stiftete als Legat des römischen Bischofs eine Menge Kirchen in Deutschland, die er alle demselben unterwarf, und seinen Bemühungen gelang es, zu Stande zu bringen, daß im Jahr 744 sämmtliche deutsche Bischöfe dem römischen Stuhle beständigen Gehorsam gelobten.

Auch über die fränkischen Bischöfe erlangte der zu Rom eine Art von Oberhoheit; allein sowohl hier als in Deutschland hatte dieselbe noch ziemlich enge Grenzen, und man war weit davon entfernt, ihm die gesetzgebende Gewalt über die ganze Kirche einzuräumen. Aber es war schon genug, daß man ihm eine gewisse Autorität einräumte; mit Lug und Trug kamen, wie wir sehen werden, die Päpste bald weiter.

Wenn auch Pipin sich sehr demüthig zeigte, so fiel es doch seinem Sohn, Karl dem Großen, obwohl er sich in Rom vom Papste zum Kaiser krönen ließ, nicht im Allerentferntesten ein, sich diesem unterzuordnen; er betrachtete ihn als den ersten Reichsbischof, denn er selbst trat in alle Rechte, welche sonst der römische Kaiser ausgeübt hatte. Aber dieser sonst so vernünftige Mann, welcher die Geistlichkeit wegen ihrer Habsucht, Prachtliebe und Sittenlosigkeit sehr derb zurechtwies, beging den dummen Streich, den Pfaffen ein wichtiges Recht zu gewähren, welches nur dazu diente, die Macht zu stärken, von der Karls Nachfolger mißhandelt wurden; er bestätigte das Recht des Zehnten.

Als die christlichen Priester sich ganz nach dem Muster der jüdischen bildeten, verlangten sie auch, wie diese, den zehnten Theil der Ernte u. s. w. für sich. Bisher hatten sie die gläubigen Christen zur Zahlung dieser Abgabe zu überreden gewußt, und wenn auch schon am Ende des siebenten Jahrhunderts eine fränkische Synode den Zehnten für eine göttliche Satzung erklärte und Jeden mit dem Bann bedrohte, der ihn nicht bezahlen wollte, so war dies doch eben weiter nichts, als ein Beweis pfäffischer Unverschämtheit, wie wir deren so viele haben.

Karl der Große machte den Zehnten erst gesetzlich, und bald dehnten ihn die Pfaffen auf alles Mögliche aus. Sie verlangten nicht nur den Zehnten von den Feldfrüchten, Schafen, Ziegen, Kälbern, Hühnern und dem Erwerb, sondern sie wollten ihn sogar von Dingen erheben, die sich für Geistliche sehr schlecht schickten. Als ein Beweis mag folgender Fall dienen:

Zu Brescia belehrte der Pfarrer die Frauen im Beichtstuhl, daß sie ihm auch den Zehnten von — den ehelichen Umarmungen entrichten müßten. Eine der Frauen, welche sich von der Rechtmäßigkeit der geistlichen Ansprüche hatte überzeugen lassen, wurde von ihrem Manne wegen ihrer langen Abwesenheit zur Rede gestellt; von ihm gedrängt, beichtete sie das saubere Beichtstuhlgeheimniß. Der beleidigte Ehemann sann auf eine herbe Züchtigung. Er veranstaltete ein großes Gastmahl, zu welchem auch der zehntlustige Pfarrer geladen wurde. Als man in der besten Unterhaltung war, erzählte der Wirth der Gesellschaft die Nichtswürdigkeit des Pfaffen und wandte sich dann plötzlich an diesen, indem er ihm sagte: „Da du nun von meiner Frau den Zehnten von allen Dingen verlangst, so empfange nun auch den hier!“ Dabei überreichte er dem Pfaffen ein Glas voll Urin u. s. w. und zwang den halbtodten Pfarrer, dasselbe vor den Augen der ganzen Gesellschaft zu leeren. Seitdem wird ihm wohl der Appetit nach dem Zehnten etwas vergangen sein.

Karls des Großen unwürdige Nachfolger begingen die Thorheit, sich gleichfalls von den Päpsten krönen zu lassen, und so wurde in dem Volke bald die Idee erweckt, daß der Papst die Krone zu vergeben habe, da er den Kaiser erst durch die Krönung zum Kaiser mache. Die Einwilligung, welche aber die Päpste zu ihrer Wahl vom Kaiser bedurften, wurde stets in aller Stille und ohne Sang und Klang eingeholt, damit das Volk davon nichts merke.

Papst Eugenius entwarf selbst den Eid, welchen er „seinen

Herren, den Kaisern Ludwig und Lothar", leistete und den auch seine Nachfolger den Kaisern schwören mußten. Dieser Eid, den ich nicht ausführlich hersetzen will, steht auch in den Diplomen, die von den Kaisern Otto I. und Heinrich I. in der Engelsburg in Rom aufgefunden wurden. Es ist also ganz klar bewiesen, daß die Päpste selbst sich damals durchaus als Untergebene der Kaiser betrachteten.

Man erstarrt förmlich über die grenzenlose Unverschämtheit, mit welcher die Päpste dies abzuläugnen suchen! Wahrhaft groß darin war Nikolaus I. (858—868). Er behauptete: „daß die Kaiser, wenn sie Synoden für nöthig hielten, stets nach Rom geschrieben und nicht befohlen, sondern nur gebeten hätten, eine Synode zusammen zu rufen, und dann gut geheißen oder verdammt hätten, was man in Rom für nöthig fand."

Dieser Nikolaus war sogar dreist genug zu behaupten, „daß die Unterthanen den Königen, die den Willen Gottes (d. h. des Papstes) nicht thäten, keinen Gehorsam schuldig wären." Seinen Namen setzte er in allen Schriften vor den der Könige, ja er wagte es, Lothar zu excommuniziren, und dieser — bat wirklich demüthig um Absolution!

Die Erzbischöfe Teutgaud von Trier und Günther von Köln traten kühn dem frechen Nikel entgegen. Du bist ein Wolf unter Schafen," sagten sie zu ihm, „du handelst gegen deine Mitbischöfe nicht wie ein Vater, sondern wie ein Jupiter; du nennest dich einen Knecht der Knechte und spielst den Herrn der Herren, — du bist eine Wespe — aber glaubst du, daß du Alles thun dürftest, was dir gefällt? Wir kennen dich nicht und deine Stimme, und fürchten nicht deinen Donner, — die Stadt Gottes, von der wir Bürger sind, ist größer als Babylon, das sich rühmt ewig zu sein, und das sich brüstet, als ob es nie irren könne."

Doch was halfen solche vereinzelte Anstrengungen? Die starke

Digitized by Google

Kreuzspinne zu Rom spann ihr Lügengewebe über ganz Europa und bestrickte damit endlich Könige, Bischöfe und Volk! Es ging aber damit den Päpsten noch immer zu langsam und sie ersannen einen Betrug, der ihnen schneller zum Ziele helfen sollte und, Dank der Dummheit der Menschen, leider auch half!

Niemand wollte noch an die Rechtmäßigkeit all der Rechte glauben, welche die Päpste nach und nach usurpirt hatten. Dies war ihnen in vielen Fällen fatal und sie mußten sehr wünschen, nachweisen zu können, daß schon die ersten römischen Bischöfe solche Machtvollkommenheit gehabt hätten, wie sie dieselben in Anspruch nahmen.

Zu diesem Ende wurden zu Anfang des neunten Jahrhunderts die in der Geschichte unter dem Namen der Pseudo-Isidorischen Dekretalen bekannten falschen Urkunden von einem päpstlichen Betrüger zusammengestellt. Sie wurden unter dem Namen des höchst geachteten Bischofs Isidor von Sevilla, der 636 starb, verbreitet und begannen mit sechszig Briefen der allerersten Bischöfe Roms, denen eine Menge bischöflicher Dekretalen (Beschlüsse), echte und falsche durcheinander, folgten.

Der Hauptzweck dieser Fälschung war es, die ganze Kirchenzucht über den Haufen zu werfen, den römischen Bischof zum unumschränkten Kirchenmonarchen zu machen, ihm mit Vernichtung aller Metropolitan- und Synodalgewalt die Bischöfe unmittelbar zu unterwerfen; die Kirche von aller weltlichen Gerichtsbarkeit unabhängig zu machen und allen Einfluß des Staats auf kirchliche Angelegenheiten und Verhältnisse zu zerstören.

In diesem saubern Spitzbubenwerk ist auch eine Schenkungsurkunde enthalten, durch welche der Kaiser Konstantin dem Apostel Petrus das ganze abendländische Reich und dessen Hauptstadt Rom zusichert!

Das Betrügerische dieser Briefe und Urkunden liegt so klar

am Tage, daß man kaum begreift, wie selbst Bischöfe ihnen damals Glauben schenken konnten. Aber die meisten derselben waren ungelehrte Leute, welche nicht einmal die Geschichte ihrer Kirche kannten. Fragte ein Gescheidter einmal nach den Originalen dieser Dekretalen, die doch in Rom aufbewahrt sein mußten und von denen man die Abschriften gemacht hatte, dann wußte man sehr schlau und ausweichend zu antworten, und die meisten Bischöfe ließen fünf gerade sein, da sie lieber von dem entfernten Bischof von Rom, als von ihrem Metropolitan abhängig sein wollten, der ihnen zu nah auf die Finger sehen konnte.

In diesen Briefen, die angeblich von den römischen Bischöfen der ersten Jahrhunderte geschrieben sein sollten, kommen Bezeichnungen von Dingen vor, die man zu ihrer Zeit noch gar nicht kannte. Ja, der betrügerische, unwissende Fälscher, welcher dies Buch verfaßte, läßt diese Bischöfe Stellen aus der Bibel nach der Uebersetzung des viel später lebenden heiligen Hieronymus, selbst aus Büchern citiren, die erst im siebenten Jahrhundert geschrieben waren! Noch mehr, es sind sogar Stellen aus den Beschlüssen einer Synode zu Paris im Jahr 829 in diesem ungeschickten Machwerke aufgenommen!

Doch, wie lächerlich es auch klingen mag, diese Pseudo-Isidorischen Dekretalen, diese anerkannte Fälschung, sind die Grundlage des Papstthums. Durch sie wurden die Päpste unumschränkte Gesetzgeber in geistlichen und weltlichen Dingen, durch sie erhoben sie sich über Fürsten und Völker, ließen sich als Halbgötter anbeten, verfügten willkürlich über große Reiche, ja verschenkten ganze Welttheile.

Der Titel also, den ein meuchelmörderischer Schurke Phokas ertheilte; die Schenkung ihm nicht gehörigen Gutes, welches ein Usurpator, Pipin, machte, und eine ganz gemeine Fälschung, diese Pseudo-Isidorischen Dekretalen, — bilden die unheilige Dreieinigkeit, auf welcher die päpstliche Macht

gegründet ist. Mord, Diebstahl, Fälschung! Ein sauberes Fundament!

Das Gebäude, welches darauf erbaut wurde, hielt bis auf den heutigen Tag, denn es war gemörtelt mit der Dummheit der Menschen, und die Risse, welche die Vernunft zu manchen Zeiten darin machte, wurden zugeleimt mit dem Blute von Millionen!

Die Pseudo-Isidorischen Dekretalen äußerten schon ihre Kraft unter dem obengenannten Papst Nikolaus I. und noch mehr unter Johannes VIII., der 872 den römischen Stuhl bestieg. Er geberdete sich schon wie ein rechter Papst und sprach von dem Kaiser Karl dem Kahlen: „da er von Uns zum Kaiser gekrönt sein will, so muß er auch zuerst von uns gerufen und erwählt sein.“ Er war der Erste, welcher den Kronkandidaten eine förmliche Kapitulation vorlegte, ehe sie zur Krönung nach Rom kommen durften.

Karl dem Dicken, der einige Klostergüter verschenkt hatte, schrieb er: „Wenn du solche binnen sechszig Tagen nicht wieder schaffst, sollst du gebannt sein, und wenn auch dies nicht hilft, durch derbere Schläge klug werden.“

Er sprach in einem Schreiben an die deutschen Bischöfe mit dürren Worten aus, wohin das Streben aller Päpste zielte: „Was schaffen wir denn in der Kirche an Christi Statt, wenn wir nicht für Christus gegen der Fürsten Uebermuth kämpfen? Wir haben, sagt der Apostel, nicht mit Fleisch und Blut, sondern wider die Fürsten und Gewaltigen zu kämpfen.“ —

Stephan V. (885—891) war schon nicht mehr damit zufrieden, ein Mensch zu sein, denn er sagte: „Die Päpste werden, wie Christus, von ihren Müttern durch die Ueberschattung des heiligen Geistes empfangen; alle Päpste seien so eine gewisse Art von Gott-Menschen, um das Mittleramt zwischen Gott und den Menschen desto besser betreiben zu können;

ihnen sei auch alle Gewalt im Himmel und auf Erden verliehen worden."

Doch nicht nur die Päpste der alten Zeit beanspruchten solche Gottmenscherei; alle römischen Priester thun es bis in die neueste Zeit, und als Beweis dafür will ich eine Stelle aus einer Predigt anführen, welche am 16. August 1868 in der Pfarrkirche zu Ebersberg von dem Cooperator in Oberdorfen, Anton Häring, gehalten wurde. Dieser Gott-Häring sagt: „Mit der Absolutionsgewalt hat Christus dem Priesterthum eine Macht verliehen, die selbst der Hölle furchtbar ist, der selbst Lucifer nicht zu widerstehen vermag; eine Macht, die sogar hinüber reicht in die unermeßliche Ewigkeit, wo sonst jede irdische Macht ihre Grenze und ihre Ende findet; eine Macht, sage ich, die Fesseln zu brechen vermag, welche für eine Ewigkeit geschmiedet waren durch die begangene schwere Sünde. Ja, fürwahr! diese Macht der Sündenvergebung macht den Priester gewissermaßen zu einem zweiten Gotte, denn — Sünden vergeben kann naturgemäß eigentlich nur Gott. Und doch ist das noch nicht die höchste Spitze der priesterlichen Macht, seine Gewalt reicht noch höher; Gott selbst nämlich vermag er sich dienstbar zu machen! Wie so? Wenn der Priester zum Altare schreitet, um das heilige Meßopfer darzubringen, da erhebt sich gleichsam Christus Jesus, der da sitzt zur Rechten des Vaters, von seinem Throne, um bereit zu sein auf den Wink seines Priesters auf Erden. Und kaum beginnt der Priester die Consekration, da schwebt auch schon Christus, umgeben von himmlischen Schaaren, vom Himmel zur Erde und auf den Opferaltar nieder, und verwandelt auf die Worte des Priesters hier Brod und Wein in sein heiliges Fleisch und Blut und läßt sich dann von den Händen des Priesters heben und legen, und wenn er auch der sündhaftigste und unwürdigste Priester ist. Fürwahr, eine solche Macht übertrifft selbst die Macht der höchsten Himmelsfürsten, ja sogar die Macht der Himmelskönigin-

Digitized by Google

Darum pflegte der heilige Franziskus von Assisi mit Recht zu sagen: „„Wenn mir ein Priester und ein Engel zugleich begegnen würden, so würde ich zuerst den Priester begrüßen, dann erst den Engel, weil der Priester eine viel höhere Macht und Hoheit besitzt, als die Engel.““

Ich führe diese Stelle aus einer erst wenige Monate alten Predigt nur deshalb an, um zu beweisen, daß der dumme Glauben unter den römisch-katholischen Christen noch kein überwundener Standpunkt ist, wie viele Leute im Norden von Deutschland glauben. — Doch kehren wir zu den Päpsten zurück.

Der Strom der päpstlichen Nichtswürdigkeit und Unflätherei wird nun immer breiter und stinkender. Mit dem zehnten Jahrhundert beginnt die Zeit, welche in der Geschichte als das „römische Hurenregiment“ berüchtigt ist. Gemeine Huren regieren die Christenheit und schalten und walten nach Gefallen über den sogenannten apostolischen Stuhl.

Ich könnte leicht parteiisch erscheinen, wenn ich diese schmachvolle Periode der Wahrheit getreu charakterisirte, deshalb mag für mich ein durchaus päpstlicher Schriftsteller reden, nämlich Kardinal Baronius. Er sagt: „In diesem Jahrhundert war der Greuel der Verwüstung im Tempel und Heiligthum des Herrn zu sehen, und auf Petri Stuhl saßen die gottlosesten Menschen, nicht Päpste, sondern Ungeheuer. Wie häßlich sah die Gestalt der römischen Kirche aus, als geile und unverschämte Huren zu Rom Alles regierten, mit den bischöflichen Stühlen nach Willkür schalteten und ihre Galane und Beischläfer auf Petri Stuhl setzten.“

Doch man darf ja nicht glauben, daß nur die Päpste ein so unwürdiges Leben führten, nein, verdorben wie das Haupt, so waren auch die Glieder. König Edgard sagt in einer Rede von der englischen Geistlichkeit: „Man findet unter der Klerisei nichts Anderes als Ueppigkeiten, lüderliches Leben, Völlerei und Hurerei.

Digitized by Google

Ihre Häuser haben sie ganz infam gemacht und sie in Hurenherbergen verwandelt. Tag und Nacht wird darin gesoffen, getanzt und gespielt. Ihr Böswichte, müsset ihr die Vermächtnisse der Könige und die Almosen der Fürsten so anwenden?" — Ich werde später hinlängliche Beweise anführen, daß König Edgard die Wahrheit sprach, und daß seine Strafrede nicht allein die Geistlichkeit Englands, sondern aller Länder anging.

Nicht der heilige Geist, sondern die Mätresse des mächtigen Markgrafen Adalbert von Toskana, Marozia, erhob Sergius III. auf den päpstlichen Stuhl und zeugte mit ihm hier ein Söhnlein, welches später ebenfalls Papst wurde. Als Sergius starb, gaben ihm Marozia und ihre Schwester Theodora ihren Liebhaber Anastasius II. zum Nachfolger. Diesem folgte in kurzer Zeit, weil das Schwesternpaar viel Päpste konsumirte, Johannes X., der es aber mit Marozia verdarb, die ihn gefangen setzen und ersticken ließ. Leo VI, der ihm folgte, wurde ebenfalls nach einigen Monaten ermordet.

Endlich machte Marozia ihren mit Sergius III. erzeugten Sohn Johannes XI., der noch fast ein Kind war, zum Papst. Mord und Todtschlag erfüllte Rom. Einer der Feinde des Papstes bemächtigte sich desselben und ließ ihn im Gefängniß vergiften.

Die tolle Wirthschaft, die in Rom und überhaupt in Italien zu dieser Zeit herrschte, ist zu bunt und verwirrt, als daß ich mich auf Einzelheiten einlassen könnte.

Im Jahr 956 gelang es einem Enkel der Marozia, Namens Oktavian, den päpstlichen Stuhl zu erobern, obwohl er erst neunzehn Jahre alt und niemals Geistlicher gewesen war. Er nannte sich Johannes XII. und ist ein wahres Juwel von einem Papst, der es noch toller trieb, als sein gleichzeitiger Kollege, der griechische Patriarch Theophylaktus, — ein Junge von sechszehn Jahren!

Digitized by Google

Johannes verkaufte Bisthümer und Kirchenämter an den Meistbietenden, und verwandte ungeheure Summen auf Pferde und Hunde. Von den erstern hielt er nicht weniger als 2000 und diese fütterte er aus bloßer Verschwendungssucht mit Pistazien, Rosinen, Mandeln und Feigen, die vorher in guten Wein eingeweicht waren. Guter Hafer und Heu wäre ihnen wahrscheinlich lieber gewesen.

Unter seiner Regierung ging es recht lustig zu, man lachte und tanzte in der Kirche und sang dazu lüderliche Lieder. Der päpstliche Palast wurde von Johannes XII. in einen Harem verwandelt. „Kein Weib war mehr so keck, sich sehen zu lassen, denn Johannes nothzüchtigte Alles, Mädchen, Frauen und Wittwen, selbst über den Gräbern der heiligen Apostel.“ So erzählt von ihm der Bischof von Cremona, Luitprand.

Diese Wirthschaft wurde endlich Kaiser Otto I. zu toll. Er berief ein Konzil und hier erfuhr er von dem „heiligen Vater“ höchst unheilige Dinge. Die achtungswerthesten Bischöfe traten gegen ihn als Ankläger auf. Einer sagte, daß er gesehen, wie der Papst Einen im Pferdstalle zum Bischofe ordinirte. Andere bewiesen, daß er Bischofsstellen für Geld verkaufte, und daß er einen zehnjährigen Knaben zum Bischof von Lodi machte. Die Unzucht will ich hier übergehen, da sie zu viel Platz wegnehmen würde. Man beschuldigte ihn ferner, daß er den Kardinal-Subdiakonus kastrirt, mehrere Häuser in Brand gesteckt, beim Wein des Teufels Gesundheit getrunken und beim Würfelspiel oftmals Venus und Jupiter angerufen habe.

Nachdem die Synode feierlichst die Wahrheit dieser Aussagen beschworen hatte, bat sie den Kaiser, den Papst trotz aller Beweise nicht ungehört zu verdammen. St. Johannes wurde daher citirt, aber statt seiner kam ein Brief, in welchem er schrieb: „Wir hören, daß ihr einen andern Papst wählen wollt. Ist das eure Absicht, so excommunizire ich euch Alle im Namen des

allmächtigen Gottes, damit ihr außer Stand gesetzt werdet, weder einen Papst zu verdammen, noch eine Messe zu halten."

Nun machte Otto I. nicht viel Umstände mit dem lüderlichen Hans, setzte ihn ab, und den von Volk, Adel und Geistlichkeit erwählten Leo VIII. an seine Stelle. Hänschen hatte sich mit den Schätzen der Peterskirche davon gemacht.

Als Kaiser Otto mit seinen schwerfälligen Deutschen abmarschirt war, da verlangten die römischen Damen nach ihrem Liebling Johannes und wußten es durch ihren Anhang dahin zu bringen, daß er wieder im Triumph in Rom eingeholt wurde. Leo gelang es zu entkommen, aber mehrere seiner Freunde fielen Johannes in die Hände, der sie schändlich verstümmeln ließ. Otgar, Bischof von Speier, einer dieser Freunde, der noch in Rom war, wurde so lange gepeitscht, bis er todt war!

Der heilige Vater Johannes XII. genoß aber die neue Herrlichkeit nicht lange. Er entführte eine schöne Frau, wurde von dem Manne derselben auf der That ertappt und auf der Bresche der erstürmten Citadelle todt geschlagen. Ein seltsames Sterbekissen für einen heiligen Papst!

Ich habe die Thaten dieses Johannes etwas ausführlicher erzählt, um die Leser vorzubereiten auf die späteren Päpste, die noch heiliger waren, als er. Die andern „Heiligkeiten" dieses Jahrhunderts will ich kürzer abhandeln.

Leo VIII. und Benedikt V. wurden bald abgethan, und es bestieg den päpstlichen Stuhl Johann XIII. (965—972), den die Römer wegjagten, weil er zu stolz und gewaltthätig war, und an dessen Stelle Benedikt VI. zum Papst gemacht wurde. Dieser wurde aber auch bald von einem Sohn der Marozia und des Papstes Johann X. ins Gefängniß geworfen und erdrosselt.

Johann XIV. ließ einen seiner Gegenpäpste ebenfalls einsperren und vergiften; aber dieser Giftmischer, Bonifazius VII., starb bald darauf, und seine Leiche wurde von den erbitterten

Römern durch alle Pfützen geschleift und dann auf offener Straße liegen gelassen, wie ein Aas. Einige Geistliche holten sie hinweg und begruben sie heimlich.

Johann XV. (985—996) maßte sich das ausschließliche Recht der Seligsprechung und Heiligsprechung an, welches bisher jeder Bischof nach Gefallen ausgeübt hatte.

Johann XVI. wurde von seinem Gegner Gregor V. (996—998) gefangen genommen und hatte ein klägliches Ende. Gregor ließ ihn an Augen, Ohren und Nase schrecklich verstümmeln, in einem beschmutzten priesterlichen Gewande rücklings auf einem Esel, den Schwanz in der Hand, durch die Straßen führen und dann in einem Kerker elend verhungern.

Ich darf nicht vergessen, hier eine Sage einzuschieben, welche von den Feinden des Papstthums immer mit großer Schadenfreude erwähnt wurde, wenn auch neuere Schriftsteller sie als eine Erdichtung behandeln. Es ist die berüchtigte Geschichte von der Päpstin Johanna.

Man erzählt nämlich, daß zwischen Leo III. und Benedikt IV. ein Frauenzimmer unter dem Namen Johann VIII. auf dem päpstlichen Stuhl gesessen habe. Bald macht man diese Päpstin zu einem englischen, bald zu einem deutschen Mädchen, und nennt sie Johanna, Guta, Dorothea, Gilberta, Margaretha oder Isabella. Sie soll mit ihrem Liebhaber, als Jüngling verkleidet, nach Paris gegangen sein, dort studirt und sich solche Gelehrsamkeit erworben haben, daß man sie, als sie später nach Rom kam, zum Papste wählte.

Dieser Papst war aber, so erzählt die Sage weiter, vertrauter mit dem Kämmerer, als mit dem heiligen Geist, und der heilige Vater fühlte, daß er eine heilige Mutter werden wollte. Es erschien ihr ein Engel — die Engel flogen damals noch wie die Sperlinge herum — der ihr die Wahl ließ, ob sie ewig verdammt oder vor der Welt öffentlich beschimpft sein wolle. Sie wählte das

Letztere und kam in öffentlicher Prozession zwischen dem Kolosäum und der Kirche St. Clemens mit einem jungen Päpstlein nieder.

Jeder Hof hat seine geheime Geschichte, und die vorgefallenen Schändlichkeiten werden meistens so gut vertuscht, daß der spätere gewissenhafte Geschichtsschreiber die sich hin und wieder davon vorfindenden sich oft widersprechenden Erzählungen als nicht hinlänglich begründet verwerfen muß. Ich habe Büchertitel gelesen, auf denen versprochen ist, die Echtheit der Päpstin Johanna aus mehr als hundert päpstlichen Schriftstellern nachzuweisen; aber andere Titel, die eben so gründlich und zuversichtlich klingen, versprechen gerade das Gegentheil. Die Sache ist an und für sich nicht so wichtig, deßhalb habe ich meine Zeit nicht damit verloren, sie historisch zu untersuchen, was eine sehr mühsame Arbeit sein möchte, und ich muß sie dem Glauben oder Unglauben der Leser überlassen.

Seit dieser ärgerlichen Geschichte, fährt die Sage fort, mußte sich der neu erwählte Papst auf einen durchlöcherten Stuhl setzen vor versammelter Geistlichkeit und Volk. Dann mußte ein Diakonus unter den Stuhl greifen und sich handgreiflich davon überzeugen, ob der Papst das habe, was der Johanna fehlte, und was ein Papst jener Zeit durchaus zur Regierung der Christenheit nicht entbehren konnte. Fand er Alles in Ordnung, dann rief er mit feierlicher Stimme: Er hat, er hat, er hat! (Habet, habet, habet!) Und das Volk jubelte: Gott sei gelobt! — Dieser Stuhl hieß der Untersuchungsstuhl, oder auch die sella stercoraria. Erst Leo X. soll diesen Gebrauch abgeschafft haben.

Gregor V., der letzte Papst im zehnten Jahrhundert, war der erste, welcher das Interdikt auf ein Land schleuderte, und zwar auf Frankreich. „Das Interdikt war die furchtbarste und wirksamste Taktik der Kirchendespoten und der recht eigentliche Hebel der geistlichen Universalmonarchie."

Jetzt mag der Papst bannen und interdiziren, so viel er will, es kräht kein Hahn darnach; allein in jener finstern Zeit konnte ein Land kein größeres Unglück treffen, als das Interdikt. Trauer und Verzweiflung waren über dasselbe ausgebreitet, als wüthe die Pest. Der Landmann ließ seine Arbeit liegen, denn er glaubte, daß der verfluchte Boden nur Unkraut statt Frucht trüge; der Kaufmann wagte es nicht, Schiffe auf die See zu schicken, weil er befürchtete, Blitze möchten sie zertrümmern; der Soldat wurde ein Feigling, denn er meinte, Gott sei gegen ihn.

Keine Wallfahrt, keine Taufe, keine Trauung, kein Gottesdienst, kein Begräbniß mehr! Alle Kirchen waren geschlossen, Altäre und Kanzeln entkleidet, die Bilder und Kreuze lagen auf der Erde; keine Glocke tönte mehr, kein Sakrament wurde ausgetheilt: die Todten wurden ohne Sang und Klang verscharrt wie Vieh, in ungeweihter Erde! — Ehen wurden nur eingesegnet auf den Gräbern, nicht vor dem Altare, — Alles sollte verkünden, daß der Fluch des heiligen Vaters auf dem Lande laste. Kurz, die ganze Pfaffheit mit Allem, was daran und darum hängt, war suspendirt. Es war ein Zustand, wie ich ihn — die Dummheit des Volks abgerechnet — dem deutschen Volke von ganzem Herzen wünsche.

Der Bann, oder die Excommunikation, kommt schon weit früher in der christlichen Kirche vor; aber dann war er immer nur gegen einen Einzelnen gerichtet, und dieser hatte daran schwer zu tragen, wenn er sich auch persönlich gar nichts daraus machte. Das Volk betrachtete ihn als dem Teufel verfallen und floh seine Gemeinschaft, als ob er ein Pestkranker sei. Die Ueberbleibsel seiner Tafel und wenn es die einer kaiserlichen waren, rührte selbst der Aermste nicht an; sie wurden verbrannt.

Mit der Excommunikation wurde der Gebannte auch zugleich für bürgerlich todt erklärt. Er konnte keine Rechtssache vor Gericht führen, nicht Zeuge sein, kein Gut zu Lehen oder in Pacht

geben u. ſ. w. Vor die Thür eines Gebannten ſtellte man eine Todtenbahre, und ſeine Leiche durfte nicht in geweihter Erde begraben werden. Hieraus wird man es erklärlich finden, daß ſelbſt Könige vor dem Banne zitterten.

Sylveſter II., der Nachfolger Gregors V., iſt der einzige Papſt, von welchem die päpſtlichen Geſchichtsſchreiber mit Beſtimmtheit melden, daß ihn der Teufel geholt habe. Er war nämlich ausnahmsweiſe geſcheidt, trieb viel Mathematik, begünſtigte die Wiſſenſchaften und dergleichen Teufeleien. Ihm verdanken wir auch die arabiſchen, das heißt unſere gewöhnlichen Zahlen.

Dieſem geſcheidten Papſt hatte, ſo erzählt man, der Teufel die Papſtwürde verheißen, und verſprochen, ihn nicht eher zu holen, als bis er in Jeruſalem Meſſe leſen würde. Dazu war wenig Hoffnung, denn dieſe Stadt war von den Sarazenen beſetzt, und Sylveſter glaubte, die Bedingung eingehen zu können. Wie der Teufel mit dem heiligen Geiſt fertig wurde, der ſonſt die Papſtwahlen leiten ſoll, weiß ich nicht; genug, Sylveſter wurde gewählt, und hatte nicht die geringſte Luſt, in Jeruſalem Meſſe zu leſen. — Aber der Teufel iſt ein Schalk. Es gab in Rom eine Kapelle, welche den Namen Jeruſalem führte; hier las der Papſt Meſſe, ohne an den Namen zu denken, und der Teufel holte ihn gewiſſenhafter Weiſe. Sylveſters Grab hat lange geſchwitzt, und ſeine Gebeine raſſelten. Schrecklich!

Die Pſeudo-Iſidoriſchen Dekretalen hatten im zehnten Jahrhundert ſchon ihre Blüthen entfaltet; aber im elften fingen ſie an, ausgiebig Frucht zu tragen. In demſelben ſehen wir das Papſtthum in ſeiner höchſten Macht, und Gregor VII. auf dem Gipfelpunkt derſelben.

Ehe ich von dieſem gewaltigen Papſte rede, muß ich erwähnen, daß ſchon vor ſeiner Zeit das Kollegium der Kardinäle zu ſehr hoher Bedeutung gelangte. Urſprünglich gab es nur ſieben

Digitized by Google

Kardinales (von cardo, Thürangel), und es waren dies die vornehmsten Geistlichen Roms. Da nun der Einfluß dieser Herren sehr stieg, und alle Geistlichen nach dieser Würde trachteten, so sahen sich die Päpste genöthigt, die Zahl der „Thürangeln der Kirche" unter allerlei Abstufungen zu vermehren, bis sie endlich, weil Jesus siebenzig Jünger hatte, auf diese Zahl stieg.

Allmälig wurde der Geistlichkeit und dem Volke das Recht der Papstwahl „entzogen," was man in nicht diplomatischem Deutsch gestohlen nennt, und die Kardinäle maßten sich das ausschließliche Recht derselben an. Dieses Kollegium, aus und von welchem der Papst nun gewählt wurde, hatte ein direktes Interesse daran, das Ansehen des päpstlichen Stuhls auf jede Weise zu fördern, denn es konnte ja jedes Mitglied desselben selbst Papst werden.

Die Kardinäle wußten sich bald die größten Vorrechte zu verschaffen. Sie machten Anspruch auf einen Rang unmittelbar nach den Königen, und verlangten den Vorrang vor allen Kurfürsten, Herzogen und Prinzen. Sie, die eigentlichen Privatdiener des Papstes, standen weit höher als Erzbischöfe und Bischöfe, welche doch sämmtlich eben so viel wie der Papst selbst waren. Doch haben ja auch in manchen unserer deutschen Staaten die Kammerherren, die dem Fürsten den Operngucker nachtragen müssen, Obersten rang.

Die Kardinäle trugen Purpur. Begegneten sie einem Verbrecher auf seinem Wege zum Galgen, so konnten sie ihn befreien. Sie selbst verdienten, wie wir sehen werden, diesen Galgen sehr häufig; allein ich glaube nicht, daß jemals ein Kardinal durch rechtskräftigen Urtheilsspruch zum Tode verurtheilt worden ist; denn es war beinahe unmöglich, ihn eines Verbrechens zu überführen, da nicht weniger als zweiundsiebenzig Zeugen dazu nöthig waren. Kardinäle durften jede Königin oder Fürstin

auf den Mund küssen, und keiner durfte ein Einkommen unter 4000 Skudi jährlich haben. Der Posten eines Kardinals ist einer der bequemsten in der ganzen Christenheit.

Gregor VII. (1073—85) war der Sohn eines Handwerkers und heißt eigentlich Hildebrand. Er war nur klein von Körper, aber der größte und kräftigste Geist, der je auf dem päpstlichen Stuhl gesessen. Sein Zeitgenosse, der Kardinal Damiani, nannte ihn einen heiligen Satan und die spätern reformirten Schriftsteller tituliren ihn nie anders als Höllenbrand.

Schon als Kardinal beherrschte er unter den ihm vorhergehenden Päpsten den „apostolischen Stuhl" und wußte es durch Intriguen und Heuchelei dahin zu bringen, daß man ihn selbst auf denselben erhob, und daß Kaiser Heinrich IV., trotz aller Warnungen gutgesinnter Bischöfe, ihn bestätigte.

Dieser Grobschmiedssohn Hildebrand schmiedete die Kette, unter welcher die Welt seit achthundert Jahren seufzt. Er ist der eigentliche Begründer des Papstthums. Unablässig trachtete er danach, seine Idee von einer Universalmonarchie zu verwirklichen, und seinem echt pfäffischen Genie, welches kein Mittel verschmähte, gelang es auch.

Kaum war er Papst, so behauptete er: die ganze Welt sei ein Lehen des päpstlichen Stuhls. Mehrere Fürsten waren so thöricht, dieser Ansicht beizupflichten und ihre Reiche von ihm zu Lehen zu nehmen. Diejenigen Fürsten, bei denen all seine nichtswürdigen Künste und Lügen nicht fruchteten, that er in den Bann, und ich habe oben gezeigt, was ein solcher Bann damals zu bedeuten hatte. Ein excommunizirter König war nach Gregors Grundsatz seiner Macht und Würde entsetzt und alle Unterthanen waren ihres Eides und Gehorsams entbunden. Da man sich bereits daran gewöhnt hatte, den Papst als den Statthalter Gottes zu betrachten, so wurde es ihm nicht schwer, bei der verdummten Menschheit seinen Anmaßungen Geltung zu verschaffen.

Zur Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne hielt es Gregor für nöthig, die Geistlichkeit von allen Banden zu trennen, durch welche sie mit der bürgerlichen Gesellschaft und mit dem Staate verbunden war; sie sollte kein anderes Interesse als das der Kirche haben und dieser mit Leib und Seele angehören. Da Familienbande die fesselndsten und einflußreichsten Bande von allen sind, so unternahm er es, um jeden Preis die Ehe bei Geistlichen auszurotten.

Gregor VII. ist der Urheber der erzwungenen Ehelosigkeit der Priester, oder des Cölibats.

Wer die Süßigkeit und den Segen des Familienlebens kennt, kann sich wohl vorstellen, daß die Geistlichen dem Papste hierin den größten Widerstand leisteten. Der Kampf der Priester um ihre Weiber dauerte zwei Jahrhunderte; endlich unterlagen sie. In der Folge werde ich mich weitläufiger über diesen Kampf auslassen, bei welchem der dumme Fanatismus der Völker die Päpste mächtig unterstützte, wie auch über die verderblichen Folgen, welche das Cölibat für die menschliche Gesellschaft hatte.

Ein anderer Schritt, den Gregor zur Erreichung seines Zweckes that, war die Vernichtung des Investiturrechtes.

Die höhere Geistlichkeit war von den Fürsten mit Reichthümern überschüttet, mit Land und Leuten begabt und mit fürstlichen Ehren und Rechten versehen worden; allein Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte waren Vasallen des Reichs. Als solche übergaben ihnen die Fürsten bei der Belehnung einen Ring zum Zeichen der Vermählung des Bischofs mit der Kirche, und einen Hirtenstab, als Zeichen des geistlichen Hirtenamtes. Der Geistliche wurde nicht eher in den Genuß seiner Würde eingesetzt, bis diese Ceremonie stattgefunden hatte, welche die Investitur genannt wurde. Sie war das Band, durch welches die Bischöfe mit dem Landesfürsten zusammenhingen.

Dieses Band wollte Gregor lösen, um der weltlichen Macht

alle Gewalt über die Kirche und deren Diener zu entziehen. Auf einer Synode (1075) erließ er ein Dekret, welches allen Geistlichen bei Strafe des Verlustes ihrer Aemter verbot, die Investitur aus der Hand eines Laien, das heißt Nichtgeistlichen, zu empfangen und welches den Laien untersagte, dieselbe bei Strafe des Bannes zu ertheilen.

Die Fürsten waren erstaunt über die neue Anmaßung des hochmüthigen Pfaffen und kehrten sich nicht an seine Befehle. Gregor wußte jedoch sehr wohl, was er wagen konnte; er mühte sich nicht mit den kleineren Fürsten ab; er wollte ihnen seine Macht zeigen, indem er sie gegen den angesehensten unter ihnen, gegen den Kaiser, seinen Herrn, richtete.

Heinrich IV. hatte in Deutschland unter den Mächtigen viele Gegner. Gregor schürte die Streitigkeiten mit denselben und machte die Sache der Feinde des Kaisers zu der seinigen. Endlich hatte er die Frechheit, den Kaiser von Rom zu citiren, damit er sich vor ihm verantworte!

Heinrich, dessen Vater noch drei Päpste abgesetzt hatte, war empört über diese Unverschämtheit und berief eine Synode nach Worms, von welcher Gregor einstimmig in den Bann gethan und abgesetzt wurde.

Während dies in Worms geschah, sprang auch in Rom eine Mine gegen Gregor. Eine Menge Gebannter vereinigten sich, überfielen ihn in der Kirche, als er gerade Hochamt hielt und schleppte ihn bei den Haaren ins Gefängniß; der verblendete Pöbel in Rom setzte ihn wieder in Freiheit.

Gregor lechzte nach Rache. Die Absetzungsdekrete beantwortete er damit, daß er Heinrich IV. und alle seine Anhänger in den Bann that, die Unterthanen ihres Eides entband und den Kaiser absetzte! Zugleich überschwemmten Mönche, die bereitwilligen Handlanger der Päpste, ganz Deutschland und bearbeiteten das Volk.

Zuerſt ſchrie man hier faſt einſtimmig gegen den verwegenen Papſt, denn im Schreien waren die Deutſchen ſchon damals groß; aber Heinrichs Gegner handelten. Durch Hildebrands Intriguen verführt, fielen allmälig die Anhänger des Kaiſers von demſelben ab, nur Herzog Gottfried von Lothringen blieb ihm treu; Gregor ſchaffte ihn durch Meuchelmord aus dem Wege.

Die erbärmlichen deutſchen Fürſten verſammelten ſich zu Tibur und erklärten hier dem Kaiſer: „daß ſein Reich zu Ende ſei, wenn er ſich nicht innerhalb eines Jahres vom Banne befreie!“

Niedergedrückt von dem finſtern Geiſt ſeiner Zeit, von aller Welt verlaſſen — nur wenige Soldaten waren noch bei ihm — entſchloß ſich der deutſche Kaiſer nach Rom zu gehen und den durch die Dummheit der Menſchen ſo furchtbar gewordenen Gegner zu verſöhnen. — In der ſtrengſten Kälte, in einem armſeligen Aufzuge, ging er über die Alpen. Die Italiener ſtrömten ihm zu und verlangten, er ſolle an der Spitze eines Heeres den rebelliſchen Großpfaffen zu Rede ſtellen; aber die Niederträchtigkeit der Deutſchen hatte den Muth und das Herz des ohnehin ſchwachen Kaiſers gebrochen. Er wollte demüthig von Gregor Gnade erflehen.

Dieſer ließ ſich nichts weniger träumen als das. Er war auf einer Reiſe nach Augsburg begriffen und bereits nach der Lombardei gekommen. Als er die Ankunft des Kaiſers vernahm, floh er eiligſt nach dem feſten Schloſſe Canoſſa, welches ſeiner Buhlerin, der reichen Markgräfin Mathilde von Toskana, gehörte.

Hier erſchien der deutſche Kaiſer. In einem wollenen Büßerhemde, bloßen Hauptes, barfuß, ſtand er in dem Raum vor der innern Ringmauer des Schloſſes, — drei Tage und drei Nächte lang, mitten im Januar, zitternd vor Froſt und matt vor Hunger und Durſt!“

Aus den Fenstern des Schlosses schaute Gregor an der Seite seiner Buhlerin auf seinen gedemüthigten Feind herab und hätte ihn gern so sterben sehen. Des Papstes unmenschliche Härte brachte alle Hausgenossen zum Murren und endlich gab er den Bitten der Markgräfin nach, die zwar Heinrichs Feindin, aber barmherziger war, und führte den Kaiser an den Altar. Hier durchbrach Gregor eine Hostie. „Bin ich der Verbrechen schuldig, deren du mich in Worms bezüchtigt hast," redete er ihn an, „so mag Gott der Herr meine Unschuld bewähren, oder mich durch einen plötzlichen Tod strafen!" — Dann nahm er die Hälfte der Hostie. Gregor war nicht abergläubisch und nicht nervenschwach. Er blieb am Leben.

Der Baun wurde nun von Heinrich genommen, aber unter den entehrendsten Bedingungen. „Wirst du dich," sagte Gregor, „auf dem zusammen zu rufenden Reichstage rechtfertigen und die Krone wieder erhalten, so sollst du mir gehorsam und unterthänig sein."

Nach Deutschland zurückgekehrt, richtete der von Kummer aller Art betroffene Kaiser sein Auge auf den von ihm selbst erbauten Dom zu Speier und sagte zu seinem alten Freunde, dem Bischof: „Siehe, ich habe Reich und Hoffnung verloren, gib mir eine Pfründe, ich kann lesen und singen." Der Bischof antwortete: „Bei der Mutter Gottes! das thue ich nicht." —

Die lombardischen Städte und Fürsten waren empört über die Demüthigung Heinrichs und sagten ihm unverholen ihre Meinung. Da ermannte sich der niedergedrückte Kaiser und stellte sich an die Spitze der bald um ihn versammelten Armee. Die pflicht- und ehrvergessenen deutschen Fürsten aber erwählten in dem Herzog Rudolph von Schwaben einen neuen Kaiser.

Gregor verhielt sich ruhig so lange nichts Entscheidendes geschehen war; als aber Heinrich in einer Schlacht geschlagen wurde, sandte er dem Gegenkaiser eine Krone zu mit der stolzen

Inſchrift: Der Fels (der Kirche) gab Petrus, Petrus gab Rudolph die Krone. Ueber Heinrich wurde aufs Neue der gräßlichſte Bannfluch ausgeſprochen.

Der Kaiſer hatte jedoch ſeine Mannheit wieder gefunden. Eine Synode ſetzte Gregor abermals ab, und Guibert, Erzbiſchof von Ravenna, wurde als Clemens III. zum Papſt erwählt. Gregor verſuchte ſeine alten Künſte. Er gab den Rebellen die Verſicherung, daß noch in demſelben Jahre vor dem Petersfeſte ein falſcher König ſterben werde. Um ſeine Prophezeiung an Heinrich zu erfüllen, ſandte er einige Meuchelmörder aus; aber des Papſtes böſe Abſicht wurde zum Segen für Heinrich. Am 15. Juni 1080 ſchlug er Rudolph und dieſer ſtarb in Folge einer in der Schlacht erhaltenen Wunde.

Nun rückte Heinrich gegen Rom, vernichtete das Heer der Papſthure Mathilde, eroberte die Stadt und belagerte den raſenden Hildebrand in der Engelsburg. Die von dieſem zur Hilfe gerufenen Normannen, welche damals in Unteritalien herrſchten, befreiten ihn zwar; aber Gregor mußte vor der Wuth der Römer fliehen. Er ging nach Salerno zu den Normannen und endete hier ſein fluchbeladenes Leben.

Gregor war der erſte wirkliche Papſt. Er befahl auf einer Synode, daß von nun an nur Einer Papſt heißen ſolle in der Chriſtenheit, denn bisher nannten ſich alle Biſchöfe ſo. Ein Schriftſteller aus jener Zeit ſagt ſchon: Das Wort Papſt in der Mehrzahl iſt eben ſo gotteslästerlich, als den Namen Gottes in der Mehrzahl zu gebrauchen.

Gregor wollte Kaiſer und Könige zu ſeinen Untergebenen machen und keine andere Herrſchaft als die ſeinige auf der Erde dulden. Darum ſchrieb er an Heriman, Biſchof von Metz: „Der Teufel hat die Monarchie erfunden.“

Um die chriſtliche Kirche leichter zu regieren, ordnete Gregor an, daß beim Gottesdienſt überall die römiſchen Gebräuche befolgt

Digitized by Google

und die lateiniſche Sprache gebraucht werden ſollten. In den meiſten deutſchen Kirchen hatte das ſchon der Römerknecht Bonifazius eingeführt.

In einem ſeiner hinterlaſſenen Briefe hat Gregor ſeine Grundſätze niedergelegt.*) Es ſind 27, aber ich will nur einige anführen:

Der Papſt allein kann den kaiſerlichen Schmuck tragen. — Alle Fürſten müſſen dem Papſt den Fuß küſſen und dürfen dieſes Zeichen der Ehre außer ihm keinem Andern erweiſen. — Es iſt dem Papſt erlaubt, Kaiſer abzuſetzen. — Sein Urtheil kann von keinem Menſchen umgeſtoßen werden, er aber kann aller Menſchen Urtheil umſtoßen. — Die römiſche Kirche hat nie geirrt und wird auch nach der Schrift niemals irren. — Derjenige iſt kein Katholik, der es nicht mit der römiſchen Kirche hält. — Der Papſt kann die Unterthanen vom Eide der Treue losſprechen, den ſie einem böſen Fürſten geleiſtet haben. —

Es ſcheint mir nicht nöthig, noch einige Bemerkungen über Gregor hinzuzufügen. Biſchof Thierry von Verdun ſagt von ihm: „Sein Leben klagt ihn an, ſeine Verkehrtheit verdammt, ſeine hartnäckige Bosheit verflucht ihn.“

Ich habe nun das Papſtthum bis zum Gipfel ſeiner Macht begleitet. Der Raum geſtattet mir nicht, in derſelben Weiſe fortzufahren und ich muß mich darauf beſchränken, aus jedem Jahrhundert einige Päpſte biographiſch zu ſkizziren und an ihnen zu zeigen, wie ſie alle danach ſtrebten, Gregor nachzueifern und das von ihm aufgeſtellte Syſtem einer Univerſalmonarchie zur Ausführung zu bringen und feſt zu begründen. Alle gefielen ſich in der Vorſtellung: „Sich als Chriſtus, die weltlichen Regenten als die Eſelin, die er ritt, und das Volk als das Eſelsfüllen zu be-

*) Man hat hin und wieder an der Echtheit dieſes Briefes gezweifelt, doch wie mir ſcheint, ohne beſonders gute Gründe.

Digitized by Google

trachten." — Die Eselin ist unterdessen gestorben; aber das Eselsfüllen ist seitdem ein alter Esel geworden, der geduldig auf sich reiten läßt.

Im elften Jahrhundert trennte sich die griechische Kirche vollends von der abendländischen, indem die griechische behauptete, daß weder die Lehren, noch die Disziplin der letztern mit der heiligen Schrift und den heiligen Ueberlieferungen übereinstimmten, also ketzerisch seien. Die Oberherrschaft des päpstlichen Stuhles verwarf sie als eine antichristliche Einrichtung.

Unter Hadrian IV., der 1153 den „apostolischen Stuhl" bestieg, begann der Kampf der Päpste mit den deutschen Kaisern aus dem Geschlecht der Hohenstaufen. Friedrich I., der Rothbart, trat den Anmaßungen dieses Papstes kräftig entgegen, und die Ehrenbezeugungen, welche derselbe von ihm verlangte, machte er lächerlich, selbst indem er sie gewährte. Friedrich hielt dem Papste den Steigbügel — so weit war es bereits mit den Kaisern gekommen — aber er hielt ihn auf der rechten Seite, auf welcher der Schinder zu Pferde steigt, und antwortete auf die Bemerkung Hadrians darüber: „Ich war nie Stallknecht, Ew. Heiligkeit werden verzeihen."

Den schwersten Stand hatte Friedrich mit Alexander III. (1159—1181). Es war dies einer der muthigsten und klügsten Päpste, der niemals im Unglück verzagte oder im Glück übermüthig wurde; aber stets darauf bedacht war, die Errungenschaften seiner Vorgänger zu behaupten. Der große Kaiser Friedrich kam 1177 zum ersten Mal mit ihm in Venedig zusammen und — küßte ihm den Pantoffel.

Die Pfaffenlegende erzählt, daß der Papst bei diesem Kuß den Fuß auf des Kaisers Nacken gesetzt und gesagt habe: „Auf Schlangen und Ottern mögest du gehen, und treten auf junge Löwen und Drachen." Aber Alexander war gewiß viel zu klug, um den ihm an Geist ebenbürtigen Kaiser durch solche

unnütze Worte zu reizen, und Friedrich viel zu stolz, um sich dergleichen gefallen zu lassen. Glaublicher ist die Version, daß der Kaiser bei dem Pantoffelkusse sagte: „Nicht dir gilt es, sondern Petrus“ und Alexander antwortete: „Mir und Petrus.“

Auch der kräftige König Heinrich II. von England mußte sich vor dem Worte des mächtigen Papstes beugen. Heinrich hatte seinen Liebling, Thomas Becket, mit Gnaden überschüttet und endlich zum Erzbischof von Canterbury gemacht. Nun war der Schurke am Ziel. Er verband sich mit dem Papste gegen seinen Herrn und Wohlthäter, dem er durch pfäffische Niederträchtigkeiten aller Art das Leben verbitterte. Im Unmuthe rief einst der geplagte König aus: „Wie unglücklich bin ich, daß ich in meinem Königreiche vor einem einzigen Priester nicht Frieden haben kann! Ist denn Niemand zu finden, der mich von dieser Plage befreit?“

Diese Worte hörten vier Ritter, welche dem Könige treu ergeben waren; sie eilten sogleich hinweg, fanden den Erzbischof vor dem von ihm geschändeten Altar, spalteten ihm den Kopf und machten ihn dadurch zum Heiligen, denn Wunder fanden sich. Einige Stallleute des Königs hatten einst dem Pferde des Erzbischofs den Schwanz abgehauen und für diesen Frevel zeugten sie forthin lauter Kinder — mit Schwänzen!

Die Pfaffen schnoben wegen dieses Mordes nach Rache. Alexander drohte mit dem Interdikt und Heinrich, der sein Volk nicht leiden sehen wollte, unterwarf sich allen Strafen, die der Papst über ihn verhängte. Der König schwur feierlich, daß er den Mord des Erzbischofs nicht gewollt habe; es half ihm nichts. Er mußte barfuß zum Grabe des neuen Heiligen wallen, sich hier andächtig niederwerfen und — von achtzig Geistlichen geißeln lassen! Jeder gab ihm drei Hiebe — macht zweihundert und vierzig.

Mit Kaisern und Königen gingen jetzt die Päpste oft wie mit

Hunden um. Als Cöleſtin III. (1191—1198) den Sohn des in Paläſtina geſtorbenen Friedrichs I., Heinrich VI. gekrönt hatte, und dieſer ihm den Pantoffel küßte, ſtieß er dem Kaiſer mit dem Fuße die Krone vom Kopfe, zum Zeichen, daß er ſie ihm geben und nehmen könne.

Der mächtigſte Papſt aller Päpſte war Innozens III. (1198—1215). Alle Rechte, die Gregor VII. zu haben behauptete, übte dieſer mächtige Papſt wirklich aus. Als er den päpſtlichen Stuhl beſtieg, war er in ſeiner vollen Manneskraft, denn er war erſt 37 Jahre alt. Die Könige zitterten vor ihm, wie Schulknaben vor dem ſtrengen Schulmeiſter. Allen gab er ſeine Ruthe zu fühlen. Johann von England rief einſt beim Anblick eines ſehr feiſten Hirſches aus: „Welches dicke und feiſte Thier, und doch hat es nie Meſſen geleſen!“ Aber auch dieſer Spötter über das Pfaffenthum kroch demüthig zum Kreuz, als ihm das heilige Raubthier zu Rom die apoſtoliſchen Zähne wies.

Innozens III. iſt der Erfinder der wahnſinnigen Lehre von der Transſubſtantiation, das heißt von der Lehre: daß ſich durch die Weihung des Prieſters das Brod und der Wein beim Abendmahl wirklich in Fleiſch und Blut Chriſti verwandeln.

Hiebei fällt mir die Antwort eines Indianers ein, welchen der Miſſionär, nachdem er ihm das Abendmahl gereicht hatte, fragte: „Wie viele Götter gibt es?“ — „Gar keine,“ antwortete der Indianer, „denn du haſt ihn mir ja ſo eben zu eſſen gegeben.“ Dem rohen Menſchen war das Myſterium dieſer ſublimen Gottfleiſchfreſſerei nicht offenbart worden.

Ebenſo materielle Vorſtellung vom Abendmahl hatte ein lutheriſcher Bauer. Der Herr Paſtor war ein großer Whiſtſpieler und durch Zufall war eine weiße, runde elfenbeinerne Whiſtmarke mit unter die runden Oblaten auf den Hoſtienteller gerathen. „Nehmet und eſſet, denn dies iſt mein Leib,“ ſagte der Geiſtliche und ſteckte dem Bauer die unglückliche Marke in den Mund. Der Bauer biß

herzhaft zu; als er aber das Ding gar nicht klein bekommen konnte, rief er: „Wies der Dübel, Herr Paſter, ick mut 'nen Knoken derwiſcht hebben!“

Innozens III. führte auch die Ohrenbeichte ein, von der ich ſchon früher geredet habe und im letzten Kapitel dieſes Buches noch weitläufiger reden werde; ferner das ſcheußlichſte Tribunal, welches jemals die Menſchheit ſchändete, — die Inquiſition.

Der gefährlichſte Feind des Papſtthums kam mit dem großen Hohenſtaufen Friedrich II. auf den deutſchen Kaiſerthron. Er hatte in der Jugend unter der Vormundſchaft von Innozens geſtanden, aber dennoch wurde er nichts weniger als ein Pfaffenknecht, vielmehr ein Mann, deſſen religiöſe Anſichten ſeiner Zeit bedeutend vorangeeilt waren. Hätte ihn das Volk unterſtützt, dann wären vielleicht damals ſchon dem Papſtthum die Flügel geſtutzt worden. Sein Wahlſpruch war: „Laß lärmen und bräuen und die Eſel ſchreien.“ Sein Kanzler Petrus de Vineo unterſtützte ihn wacker uud ſchrieb unter Anderm 1240 gegen die Jurisdiktion des Papſtes.

Den heftigſten Kampf hatte Kaiſer Friedrich II. mit Gregor IX. (1227—1241). Dieſer that ihn ein Mal über das andere in den Bann und legte ihm Verbrechen zur Laſt, die ihn als den verruchteſten Ketzer brandmarken ſollten. Friedrich wurde angeklagt, geſagt zu haben: Die Welt ſei von drei Betrügern getäuſcht worden, wovon zwei in Ehren geſtorben, der dritte aber am Galgen: Moſes, Muhamed und Chriſtus. — Ferner habe er darüber gelacht, daß der allmächtige Herr des Himmels und der Erde von einer Jungfrau geboren ſein ſollte, und geäußert, daß man nichts glauben ſolle, was nicht durch Natur und Vernunft bewieſen werden könne. Freilich eine eben ſo ſchändliche als ſchädliche Lehre, da ſie dem ganzen Pfaffenſchwindel den Hals brechen würde, wenn ſie zur Geltung käme.

Digitized by Google

Diese letzte Aeußerung sah übrigens dem Kaiser sehr ähnlich, der aus dem Morgenlande, wohin er einen Kreuzzug unternehmen mußte, sehr freie Ansichten über die Religion mitgebracht hatte. Einst äußerte er: Wenn der Gott der Juden Neapel gesehen hätte, würde er gewiß nicht Palästina auserwählt haben; und beim Anblick einer Hostie rief er: „Wie lange wird dieser Betrug noch dauern!?“ Als er einst an ein Weizenfeld kam, hielt er sein Gefolge vor demselben zurück und sagte: „Achtung, hier wachsen unsere Götter.“ Die Hostie wird nämlich aus Weizenmehl gebacken.

Gregor hatte den deutschen Ritterorden sehr lieb gewonnen, und da ihm ja die ganze Erde gehörte, so schenkte er demselben Preußen. Die Ritter zeigten sich aber nicht besonders dankbar gegen den päpstlichen Stuhl und gegen die Pfaffheit. Einer ihrer Großmeister, Reuß von Plauen, sagte: „Man muß den Geistlichen keine Güter geben, sondern nur Besoldung, wie andern Staatsdienern auch; sie sollen sich an den schlichten Text des Evangeliums halten.“ Der Hochmeister Wallenrode äußerte: „Ein Pfaff in jedem Lande ist genug, und den muß man einsperren, und nur herauslassen, wenn er sein Amt verrichten soll.“

Innozens IV. (1243—1254) setzte den Kampf mit Friedrich II. fort. Er war ein Graf Fiesko und genauer Freund des Kaisers gewesen. Als man diesen wegen der Wahl seines Freundes zum Papst beglückwünschte, antwortete Friedrich: „Fiesko war mein Freund, Innozens IV. wird mein Feind sein; kein Papst ist Ghibelline“ (nämlich liberal).

Es war so, wie der Kaiser sagte, der bald in den Bann gethan wurde, den Friedrich anfing als seinen natürlichen Zustand zu betrachten. Er war keineswegs zerknirscht, sondern rückte dem Papst zu Leibe, und der heilige Vater machte, als Soldat verkleidet, einen Angstritt von 54 italienischen Meilen

in einer kurzen Sommernacht, um der Gefangenschaft zu entgehen.

Der Papst floh nach Lyon, wo er 1245 eine Synode zusammenberief, auf der Friedrich abermals gebannt und abgesetzt wurde. Friedrich kämpfte wie ein Mann; aber die Menschen waren noch dumm, und man band ihm überall die Hände. Besonders die deutschen Fürsten zeigten sich dem edeln, großen Kaiser gegenüber so niedrig, so unendlich klein! Elende Pfaffenknechte. Nur in der Schweiz schlugen ihm treue Herzen trotz Bann und Interdikt. Mehrere Kantone sandten ihm Hülfstruppen, und Luzern und Zürich hielten zu ihm bis zum letzten Augenblick.

Kaiser Friedrich starb an päpstlichem Gift. Innozens jubelte; nun stand ihm der Weg nach Rom wieder offen. Er zog ab und bedankte sich bei den Lyonesern für die gute Aufnahme. Diese hatten aber keine Ursache, sich bei dem Papste zu bedanken, denn Kardinal Hugo sagt in seinem Abschiedsschreiben mit echt pfäffischer, cynischer Unverschämtheit: „Wir haben euch, Freunde, seit unserer Anwesenheit in dieser Stadt einen wohlthätigen Beitrag gestiftet. Bei unserer Ankunft trafen wir kaum drei bis vier Huren; bei unserm Abzug hingegen überlassen wir euch ein einziges Hurenhaus, welches sich vom östlichen bis zum westlichen Thore durch die ganze Stadt verbreitet.“ Lyon hatte demnach Aehnlichkeit mit einer deutschen, katholischen Hauptstadt, von welcher ihr König dasselbe sagte, und welche Papst Pius VI. „Deutsch Rom“ nannte.

Innozens IV. verlieh den Kardinälen als Auszeichnung rothe Hüte. Auf ihn folgt eine Reihe unbedeutender Päpste. Urban IV., der Sohn eines Schuhflickers, stiftete das Frohnleichnamsfest zu Ehren der Hostie, oder vielmehr des Abendmahls. Eine verrückte Nonne hatte ein Loch im Monde gesehen, und das flickte der päpstliche Schuhflicker mit einem neuen Kirchenfeste aus.

Martin V., ein Franzoſe, war ein erbitterter Feind der Deutſchen. Er wünſchte, „daß Deutſchland ein großer Teich, die Deutſchen lauter Fiſche, und er ein Hecht ſein möchte, der ſie auffreſſe, wie der Storch die Fröſche.“

Die Hohenſtaufen erlagen im Kampfe mit dem Papſtthum. Die Habsburger nahmen ſich ein warnendes Exempel daran; ſie ſpielten daher lieber mit ihm unter einer Decke und zogen nun dem armen Volke vereinigt das Fell über die Ohren. Aus dieſem Grunde werden auch Beide gleiche Dauer haben.

Innozens V. war der erſte Papſt, der im Conklave gewählt wurde. Sein Vorgänger Gregor X. hatte nämlich befohlen, daß nach ſeinem Tode ſämmtliche Kardinäle in ein Zimmer geſchloſſen werden ſollten, welches für jeden eine beſondere Zelle und keinen andern Ausgang hatte, als zum Abtritt. Jeder Kardinal hatte nur einen Diener bei ſich. Das Zimmer durfte nicht verlaſſen werden, bis ein neuer Papſt gewählt war. War dies nach drei Tagen nicht geſchehen, ſo erhielt jeder der Kardinäle in den folgenden vierzehn Tagen nur ein Gericht, und nach dieſer Zeit nur Brod, Wein und Waſſer. Dieſe Hungerkur beförderte merklich den Verkehr mit dem heiligen Geiſt!

Unter der Kirchenherrſchaft von Nikolaus IV. (1288—1292) regierte über Tyrol der wackere Graf Meinhard. Dieſer hielt die lüderlichen Pfaffen gehörig im Zaum und zog ſich dadurch den Zorn des Papſtes zu, der ihn in den Bann that. Meinhard vertheidigte ſich wacker; er ſagte: „Ich bin nicht der Angreifer, ſondern meine Biſchöfe, die keine Hirten, ſondern Wölfe ſind. Statt zu lehren, ſuchen ſie ſich nur zu bereichern, Baſtarde in die Welt zu ſetzen, zu tafeln und zu zechen. Weidet man ſo die Schafe Chriſti? Sie nehmen gerade umgekehrt das Wort: „„Gebet ihnen den Rock;““ ſie nehmen auch noch den Mantel und ſind ſchlimmer, als Juden, Türken und Tartaren. Sie blenden das Volk

durch Ceremonien, und es genügt ihnen nicht, die Schafe zu melken und zu scheeren; sie schlachten sie."

Cöleſtin V. wurde aus einem einfältigen Eremiten ein noch einfältigerer Papſt, und als Kardinal Cajetan eines Nachts durch ein verſteckt angebrachtes Sprachrohr in ſein Schlafzimmer ſchrie: „Cöleſtin, Cöleſtin, Cöleſtin! — lege dein Amt nieder, denn dieſe Laſt iſt dir zu ſchwer," glaubte der Dummkopf, der liebe Gott würdige ihn einer perſönlichen Unterredung, und dankte ab.

Kardinal Cajetan trat als Bonifaz VIII. (1295—1303) an ſeine Stelle. Auf einem koſtbar aufgezäumten Schimmel, der von den Königen von Apulien und von Ungarn geführt wurde, ritt er zur Krönung. Nach der Rückkehr aus der Kirche, bei welcher Gelegenheit vierzig Menſchen im Gedränge ſelig gedrückt wurden, tafelte er öffentlich, und die beiden Könige ſtanden als Bediente hinter ſeinem Stuhle und warteten ihm auf.

Den neuen Papſt verdroß es ſehr, daß Viele die Abdankung Cöleſtins als ungültig betrachteten, der überall als ein Heiliger angeſtaunt wurde. Um der Sache ein Ende zu machen, ließ ihn Bonifaz einfangen. Der arme heilige Waldeſel bat fußfällig, ihn doch wieder in ſeine Höhle zurückkehren zu laſſen; aber all ſein Flehen war umſonſt. Er wurde auf dem feſten Schloß Fumone in ein enges Behältniß eingeſperrt, wo er ſo wenig zu eſſen bekam, wie er nur immer wollte, ſo daß er kläglich verhungerte.

Dieſer Bonifazius war ebenſo ſtolz wie Gregor VII. und Innozens III. In einer Bulle von 1294 ſagte er: „Wir erklären, ſagen, beſtimmen und entſcheiden hiermit, daß alle menſchliche Kreatur dem Papſt unterworfen ſei, und daß man nicht ſelig werden könne, ohne dies zu glauben."

Dieſer ungemeſſene Stolz mußte ihn ſehr bald in feindſelige Berührung mit ſtolzen weltlichen Monarchen bringen. Philipp IV. der Schöne, von Frankreich gerieth mit Bonifaz auf das Heftigſte zuſammen. Aber der König war kein Heinrich IV., ſeine Großen keine Deutſchen und der Papſt kein Hildebrand. Er ſchrieb zwar an Philipp: „Biſchof Bonifaz an Philipp, König von Frankreich. Fürchte Gott und halte ſeine Gebote! Du ſollſt hiermit wiſſen, daß du uns im Geiſtlichen und Weltlichen unterworfen biſt. — Wer anders glaubt, den halten wir für einen Ketzer."

Hierauf antwortete ihm der von ſeinem Parlament wacker unterſtützte Philipp: „Philipp, von Gottes Gnaden, König von Frankreich, an Bonifaz, der ſich für den Papſt ausgibt, wenig oder gar keinen Gruß! Du ſollſt wiſſen, Erzpinſel (maxima Tua Fatuitas), daß wir in weltlichen Dingen Niemanden unterworfen ſind. Andersdenkende halten wir für Pinſel und Wahnwitzige."

Wie jämmerlich erſcheint dagegen König Erich von Dänemark, welcher mit Bann und Interdikt bedroht, ſchreibt: „Erbarmen, Erbarmen! Was haben meine Schafe gethan? Alles was Ew. Heiligkeit mir auflegen, will ich tragen. — Rede, dein Knecht höret."

Der ſtolze „Erzpinſel" wurde aber bitter gedemüthigt. Philipps Abgeſandter, Nogaret, verbunden mit Sciarra Colonna, gegen deſſen Familie der Papſt die unerhörteſten Grauſamkeiten begangen hatte, überfielen ihn in ſeinem Schloſſe Anagni und nahmen ihn gefangen. „Willſt du die Tiara abtreten, die du geſtohlen haſt?" ſchnob ihn der wüthende Colonna an. Bonifaz antwortete hochmüthig. Da loderte der Zorn des ſchwer mißhandelten römiſchen Edelmannes hoch auf, er ſchlug den Papſt ins Geſicht und ſchrie: „Willſt du das Maul halten, Höllenſohn! alter Sünder!" Mit Mühe hielt Nogaret den Wüthenden zurück, daß er ſeine Rache nicht vollends befriedigte an dem ſechsundachtzigjährigen

Böſewicht, der Seelenſtärke genug hatte, Colonna zuzurufen: „Hier iſt der Hals und hier iſt das Haupt!“

Darauf ſetzte man den Vicegott auf ein Pferd ohne Sattel und Zaum, das Geſicht dem Schwanze zugekehrt, und brachte ihn in ein elendes Gefängniß, wo er, aus Furcht vergiftet zu werden, drei Tage und drei Nächte lang nichts genoß, als ein wenig Brod und drei Eier, welche ihm ein altes Mütterchen zuſteckte. — Man möchte Mitleid haben mit dem alten Manne; aber er war ein alter Böſewicht und man denke an den armen Cöleſtin, den er verhungern ließ.

Das Volk zu Anagni befreite Bonifaz und brachte ihn im Triumph nach Rom. Aber die erlittene Demüthigung hatte den ſtolzen alten Mann wahnſinnig gemacht. Er befahl ſeinen Dienern, ſich zu entfernen und ſchloß ſich in ſeinem Zimmer ein. Am Morgen fand man ihn todt. Sein weißes Haar war mit Blut befleckt; vor ſeinem Munde ſtand Schaum, und der Stock, den er in der Hand hielt, war von ſeinen Zähnen zernagt.

So endete Bonifaz VIII., wie man vorher geſagt hatte: „Er wird ſich einſchleichen wie ein Fuchs, regieren wie ein Löwe und ſterben wie ein Hund.“

Er ſtarb wie ein Hund und lebte wie ein Schwein. Er erklärte öffentlich, daß Hurerei, Ehebruch und Unzucht gar keine Sünde ſei, weil Gott Weiber und Männer dazu gemacht habe. Er lebte mit einer verheiratheten Frau und mit ihrer Tochter zu gleicher Zeit und mißbrauchte ſeine Pagen zu unnatürlicher Wolluſt, ſo daß ſich dieſe untereinander „Huren des Papſtes“ nannten.

Was von ſeinem Glauben zu halten iſt, ergibt ſich aus folgenden Aeußerungen, deren ihn Philipp gegen Clemens V. beſchuldigt: Gott laſſe es mir wohl gehen auf dieſer Welt, nach der andern frage ich nicht ſo viel, als nach einer Bohne. — Die Thiere haben ſo gut Seelen wie die Menſchen. — Es iſt abge-

ſchmackt, an einen und an einen dreifachen Gott zu glauben. An Maria glaube ich ſo wenig, als an ein Eſelin, und an den Sohn ſo wenig, als an ein Eſelsfüllen. Maria war eine Jungfrau, wie meine Mutter eine war. — Sakramente ſind Poſſen u. ſ. w.

Philoſophen und andere Freigeiſter haben dergleichen Gedanken wohl ſchon öfters ausgeſprochen; allein im Munde eines Papſtes klingen ſie um ſo ſeltſamer, als die Inquiſition Tauſende wegen weit unbedeutenderer Ausdrücke verbrennen ließ. — Clemens V. erklärte Bonifaz jedoch für einen frommen, katholiſchen Chriſten und nun wiſſen wir doch, wie ein ſolcher beſchaffen ſein muß, um den Päpſten zu gefallen.

Bonifaz VIII. iſt derjenige Papſt, welcher das Jubeljahr erfand. Er war auch der erſte Papſt, der ein Wappen führte und der auf die Tiara oder päpſtliche Mütze eine zweite Krone ſetzte. Früher trugen die römiſchen Biſchöfe die ſogenannte phrygiſche Mütze der Prieſter der Cybele, Mitra genannt. Ein Biſchof, Hormidas, ſetzte die von König Clodwig erhaltene Krone hinzu. Die dritte Krone kam erſt mit Johann XXII. oder mit Benedikt XII. auf die päpſtliche Narrenkappe.

Mit Clemens V. begann die ſogenannte babyloniſche Gefangenſchaft der Päpſte (von 1305—1374). König Philipp der Schöne fand es nämlich vortheilhaft, die Päpſte für ſeine Zwecke bei der Hand zu haben und verleitete ſie durch allerlei Lockungen ihren Sitz in Avignon zu nehmen, wo ſie ſiebzig Jahre lang reſidirten. Sie waren hier völlig abhängig von den franzöſiſchen Königen, lebten aber unter dem Schutz derſelben dafür auch weit ſicherer als in Rom. Sie beſchäftigten ſich in ihrem Exil damit, neue Geldprellereien zu erſinnen und das umliegende Land durch ihre eigene und die Sittenloſigkeit ihres Hofes zu demoraliſiren.

Nach dem Zeugniß der geachtetſten Geſchichtsſchreiber ſtammt

die ſpätere große Sittenloſigkeit in Frankreich hauptſächlich von dem ſiebzigjährigen Aufenthalte der Päpſte in Avignon her.

Clemens V. trat eben ſo feſt wie Bonifazius, nur nicht ſo heftig und deshalb klüger auf, wodurch er auch mehr gewann. In dem deutſchen Kaiſer Heinrich VII., dem Luxemburger, würde wahrſcheinlich ein Feind des Papſtthums gleich Friedrich II. erwachſen ſein, wenn er nicht, wie man es in Rußland nennt, geſtorben worden wäre. Der Dominikaner Bernard von Montepulciano, ſo erzählt man, reichte ihm eine vergiftete Hoſtie und der Kaiſer war zu religiös, um dem Rathe ſeines Arztes zu folgen und ein Brechmittel zu nehmen. So ſtarb er denn an ſeiner Frömmigkeit.

Das größte Schanddenkmal hat ſich Clemens V. durch den nichtswürdigen Prozeß gegen den Ritterorden der Tempelherrn und den Juſtizmord der unglücklichen Ritter geſetzt. Er war freilich nur die Katze, welche ihre heiligen Pfoten Philipp dem Schönen lieh, um für ihn die Kaſtanien aus dem Feuer zu langen. Die Sittenverderbniß unter den Tempelherrn war allerdings groß; allein waren etwa die andern geiſtlichen Herrn und die Päpſte ſelbſt reiner?

Uebrigens würde ihre Sittenloſigkeit den Tempelherrn ſchwerlich den Hals gebrochen haben; ihr Verbrechen war es, vernünftigere und freiere Religionsanſichten zu haben, als der andere Kuttenpöbel und dann — waren ſie ungeheuer reich. Indem man ihnen den Prozeß machte, ſchlug man, wie man zu ſagen pflegt, „zwei Fliegen mit einer Klappe.“

Johann XXII., eines Schuhflickers Sohn, war ſchon ein Schuft und Betrüger, ehe er den päpſtlichen Stuhl beſtieg, und auf demſelben vervollkommnete er ſich noch in ſeinen Spitzbubentugenden. Ich habe ſchon im vorigen Kapitel Erbauliches von ihm berichtet und füge nur noch Weniges hinzu.

Er lag in beſtändigem Streit mit dem deutſchen Kaiſer

Ludwig dem Bayern und dem Könige von Frankreich. Ersterer wehrte sich zwar tüchtig, „kuschte“ aber doch zuletzt, denn „er hatte zwei Seelen, eine kaiserliche und eine bayerische.“

Philipp der Schöne aber ließ dem übermüthigen Papst sagen, „er werde ihn als Ketzer verbrennen lassen.“ Leider ist das nicht geschehen; er starb 90 Jahre alt. Er hinterließ außer seinen 33 Millionen, welche die Kirche verdaute, die bekannte schöne Hymne: „Stabat mater dolorosa.“

Sein Nachfolger Benedikt XII. war ein herzensguter Mann und man kann ihm weiter nichts zur Last legen, als daß er Papst war. Aber selbst diesen Fehler suchte er nach besten Kräften zu mildern, indem er wenigstens erklärte, „ein Papst habe keine Verwandte“, wodurch er seine Vorgänger und Nachfolger beschämte, welche ihre „Neffen“ u. s. w. nicht reich genug beschenken konnten. Hohe Personen hielten um seine Nichte an; aber er sagte: „Für ein solches Roß schickt sich nicht solch ein Sattel,“ und gab sie einem Kaufmann aus Toulouse.

Clemens VI., der Benedikt XII. folgte, war nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Geschichtsschreibers „höchst ritterlich und nicht sehr fromm“, welches letztere man wohl von mehreren „heiligen Vätern“ sagen konnte. Er benahm sich sehr hochmüthig gegen Kaiser Ludwig und hatte leichtes Spiel mit dessen Gegner, dem „Pfaffenkönig“ Karl IV. Obwohl er selber sehr lockst lebte, so hielt er es doch für nöthig, die höhere Geistlichkeit wegen ihres lüderlichen Lebenswandels abzukanzeln und sagte den Herrn unter Anderem in seiner Strafpredigt: „Ihr wüthet wie eine Heerde Stiere gegen die Kühe des Volkes!“

Clemens war sehr prachtliebend, und mit unerhörtem Pomp krönte er Don Sanchez, den zweiten Sohn des Königs von Castilien, zum König der glücklichen Inseln, wie damals die kanarischen hießen. Beim Krönungszug kam als üble Vorbedeutung ein Platzregen, welcher Papst und König bis auf die Haut

durchnäßte; und in der That wurde auch das Königreich zu Wasser, denn die kühnen Normanen hatten es in Besitz genommen und hielten es fest.

Mit diesem Sanchez hatte Clemens große Absichten. Er versprach, ihn an die Spitze eines Kreuzzuges zu stellen und ihm den Titel „König von Egypten" zu geben. Der Prinz war außer sich vor Dankbarkeit und rief: „Nun, so mache ich Ew. Heiligkeit zum Chalifen von Bagdad!" — So erzählt uns der berühmte Dichter Petrarca.

Philipps des Schönen Beispiel hatte den Päpsten böse Früchte getragen, denn die Kraft ihres Bannes fing an zu erlahmen. Das fühlte Urban V. Ein Erzbischof weigerte sich, einen Mönch zu ordiniren, der ihm von seinem Landesherrn, Barnabo Viskonti von Mailand, empfohlen war. Dieser gottlose Mensch ließ den Erzbischof citiren und sagte zu ihm: „Weißt du nicht, du alter Hurer, daß ich König, Papst und Kaiser in meinem eigenen Reiche bin!" Für dieses ungeheure Verbrechen that ihn Urban in den Bann und belegte sein Land mit dem Interdikt!

Als die Legaten des Papstes die Bannbulle nach Mailand brachten, führte sie Viskonti sammt ihrem Wisch auf die Naviglio-brücke und fragte sie sehr ernsthaft: „Wollt ihr essen oder trinken?" Die Legaten sahen mit sehr langen Gesichtern auf den Fluß und verlangten höchst kleinmüthig zu essen. „Nun, so freßt den Wisch da!" — Die Herren Legaten fraßen.

Gregor XI. verlegte die Statthalterei Gottes wieder nach Rom. Ich habe schon früher bemerkt, welche demoralisirende Folgen die Residenz der Päpste für Avignon und Frankreich überhaupt hatte. Geschichtsschreiber jener Zeit können von der dort herrschenden Unzucht nicht genug erzählen und die meisten Dinge verschweigen sie aus Schamgefühl.

Ein schönes Papstexemplar war Urban VI. (1378—1389), doch war er mehr Tiger als Affe. Seine Grausamkeit war em-

Digitized by Google

pörend. Fünf Kardinäle, die nicht für ihn gestimmt hatten, und mehrere Prälaten, ließ er fürchterlich foltern und dann theils in Säcke stecken und ins Meer werfen, theils lebendig verbrennen, erdrosseln oder enthaupten. Einen sechsten Kardinal, der von der Tortur so elend war, daß er nicht fort konnte, ließ er unterwegs erwürgen. Als die Kardinale zur Tortur abgeführt wurden, sagte der Statthalter Gottes zum Henker: „Martere so, daß ich Geschrei höre.“ Dabei ging er im Garten spazieren und las in seinem Brevier.

Die Leichen von zwei Kardinälen ließ dieser Henkerpapst in Oefen austrocknen und dann zu Staub zerstoßen. Dieser Staub wurde auf seinen Befehl in Säcke gethan und nebst den rothen Hüten der Kardinäle auf seinen Reisen auf Mauleseln vor ihm hergeführt, Andern als schreckliches Exempel!

Zu Ende des 14. und am Anfange des 15. Jahrhunderts finden wir immer wenigstens zwei, meistens drei Päpste zugleich, die jeder von den verschiedenen Parteien als die ächten Statthalter Gottes betrachtet wurden.

Ich habe es herzlich satt, die scheußlichen Handlungen der Menschen zu berichten, welche den Namen „Statthalter Gottes“ zum schändlichsten Hohn machten; allein ich müßte vollends ermüden, wenn ich die Schandthaten und Verbrechen dieser verschiedenen Gegenpäpste berichten sollte. Man durchwandere einen Bagno oder irgend ein Zuchthaus und lasse sich von jedem der Sträflinge erzählen, welche Verbrechen er begangen hat, so wird man doch ein nur unvollkommenes Verzeichniß der Verbrechen haben, welche von den Päpsten dieser Periode begangen wurden.

Das böse Beispiel der Päpste und überhaupt der Geistlichkeit hatte die übelsten Folgen. Von der Zügellosigkeit, welche damals unter dem Volke, namentlich aber unter den höheren Ständen herrschte, hat man heutzutage kaum einen Begriff, so sehr man auch über die Sittenverderbniß der jetzigen Zeit klagt. Alle Gesetze der

Moral und der Sitte waren durch die Lüderlichkeit der Pfaffen aufgelöst. Die Nothwendigkeit einer Beendigung dieſes Zuſtandes wurde von Allen gefühlt, in denen noch das Gefühl für das Gute lebte und man kam dahin überein, auf einem großen Konzil vorerſt die Ordnung in der Kirche wiederherzuſtellen.

Dies Konzil wurde 1414 zu Konſtanz gehalten und iſt eines der glänzendſten, die jemals ſtattgefunden haben. Man ſah auf demſelben nächſt einem Papſte und dem Kaiſer alle Kurfürſten, 153 Fürſten, 132 Grafen, über 700 Freiherren und Ritter, 4 Patriarchen, 29 Kardinäle, 47 Erzbiſchöfe, 160 Biſchöfe, über 200 Aebte, ein Heer von Mönchen, Geiſtlichen jeder Art und Rechtsgelehrten und — die gewöhnliche Begleitung des päpſtlichen Hofes, gegen 1000 öffentliche Dirnen, die privatim unterhaltenen und heimlichen gar nicht mitgerechnet.

Drei Päpſte ſtritten ſich um die Tiara: Johann XXIII., ein Gregor und ein Benedikt. Johann war dreiſt genug, auf dem Konzil zu erſcheinen, allein als man ernſtlich daran ging, ſeinen Lebenslauf zu muſtern, hielt der heilige Vater es für gerathener, als Poſtknecht verkleidet, mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Tyrol zu entfliehen.

Man hatte ſeine Verbrechen in 70 Artikeln zuſammengefaßt und gab ſie dem heiligen Vater zur Durchſicht. Er äußerte aber kein Verlangen, ſein Sündenregiſter zu leſen und verſuchte lieber, das Konzil durch ſeine Flucht zu ſprengen, was aber mißlang, Johanns Thaten wurden öffentlich verleſen, das heißt nur 54 Artikel davon, da man ſich ſchämte, die andern vor aller Welt auszuſprechen. 37 Zeugen bewieſen, daß Johann nicht nur Hurerei, Ehebruch, Blutſchande, Sodomiterei, Simonie, Freigeiſterei, Räuberei und Mord verſchuldet, ſondern auch 300 Nonnen verführt oder genothzüchtigt und ſie dann zum Lohn zu Aebtiſſinnen und Priorinnen gemacht habe.

Sein eigener Sekretär, Niem, erzählt, daß der Papſt zu

Bologna einen Harem von 200 Mädchen unterhalten hatte. Auch beſchuldigte man Johann, ſeinen Vorgänger Clemens V. vergiftet zu haben.

Johann wurde abgeſetzt. Gregor dankte freiwillig ab; aber der alte Benedikt ſpielte in einem Winkel Spaniens, wohin er geflohen war, den Vicegott; allein Niemand kehrte ſich an ſeine Bannflüche. Endlich ließ der neuerwählte Papſt, Martin V., den neunzigjährigen Benedikt vermittelſt Gift aus dem Wege räumen.

Unbegreiflich iſt es, wie dieſer in Wolluſt aller Art ſich wälzende heilige Vater ein ſo hohes Alter erreichen konnte. Berühmte Kanzelprediger predigten öffentlich gegen ſein abſcheuliches Leben, und einer derſelben ſagte: „J'aime mieux baiser le derrière d'une vielle maquerelle, qui aurait les hemmoroïdes, que la bouche de ce Pape là!“

Das Konzil von Konſtanz verurtheilte Johann Huß und Hieronymus von Prag als Ketzer zum Feuertode und verurſachte dadurch blutige Kriege; aber der Zweck des Konzils, eine Reformation an Haupt und Gliedern der Kirche, wurde nicht erreicht.

Im Jahr 1418 gingen die Herren Reformatoren auseinander. Die Stadt Konſtanz hatte vier Jahre lang einen ſchönen Verdienſt durch die 100,000 Fremden mit 40,000 Pferden, die ſie ſo lange beherbergen mußte. Für ihr gutes Verhalten erhielt die Bürgerſchaft vom Kaiſer unſchätzbare Belohnungen, die ihn nichts koſteten, nämlich das Recht, eine vierzehntägige Meſſe zu halten, mit rothem Wachs zu ſiegeln, im Felde eigene Trompeter zu halten und auf ihr Banner — einen rothen Schwanz zu ſetzen, der ſie vielleicht an die vielen Kardinäle erinnern ſollte; ich bin nicht bewandert genug in der Heraldik, um die Bedeutung dieſes ſeltſamen Wappenvogels zu erklären. Der Bürgermeiſter wurde zum Ritter geſchlagen, da das kleine Geld der Fürſtengunſt, die Orden, noch nicht gebräuchlich waren.

Von Eugen VI., Calixt III. und Pius II., der sich schminkte und eine Krone trug, die 200,000 Dukaten werth war; ebenso von dem schändlichen Meuchelmörder Sixtus IV., der in Rom die ersten öffentlichen Bordelle anlegte und jeden seiner Kardinäle auf die Erwerbnisse von 20—30 Huren anwies; der für Geld die Erlaubniß ertheilte, bei der Frau eines Abwesenden die Stelle des Mannes zu vertreten; der mit seiner Schwester einen Sohn erzeugte, seine beiden Söhne zu unnatürlicher Wollust mißbrauchte und unendlich viel andere Schandthaten beging: von allen diesen Päpsten schweige ich, obgleich ihre Geschichte gewiß sehr lehrreich und erbaulich sein würde.

Innozens VIII. (1484—1492) sorgte mit väterlicher Zärtlichkeit für seine Kinder und scharrte unendlich viel Geld zusammen. Doch das thaten alle Päpste. Er zeichnete sich nur noch durch seine Sündentaxordnung aus, die in 42 Kapiteln 500 Taxansätze enthielt. Ich habe schon früher davon gesprochen; hier nur noch einige Beispiele aus diesem Schanddokument: Begeht ein Geistlicher vorsätzlich einen Mord, so zahlt er nach Reichswährung zwei Goldgulden acht Groschen. Vater-, Mutter, Bruder- und Schwestermord ist taxirt zu ein Gulden zwölf Groschen! Wollte aber ein Ketzer absolvirt werden, so hatte er vierzehn Gulden acht Groschen zu bezahlen. Eine Hausmesse in einer exkommunizirten Stadt kostete vierzig Gulden.

Dieser Papst Innozens VIII. widmete dem Hexenwesen ganz besondere Aufmerksamkeit und kann als der Begründer der Hexenprozesse betrachtet werden, welche so vielen armen alten und jungen Weibern das Leben kosteten. In der abgeschmackten Bulle, die er hierüber erließ, faselt er von bösen Geistern, die sich auf den Menschen, und solchen, die sich unter ihn legen!

Alexander VI. (1492—1502) war der Nachfolger von Innozens, und obwohl er nicht schlechter und lasterhafter war,

als viele seiner Vorgänger, so sind doch seine Handlungen mehr bekannt geworden, als die anderer Päpste, und er gilt gewöhnlich als die Quintessenz päpstlicher Schlechtigkeit.

Er war in Valencia geboren und hieß ursprünglich Roderich Langolo; aber sein Vater veränderte seinen Namen in Borgia. Roderich studirte, wurde dann aber Soldat und verführte eine Wittwe Namens Vanozza und ihre beiden Töchter. Von einer derselben hatte er vier Söhne: Franz, Cäsar, Ludwig und Gottfried, und eine Tochter Lukretia.

Sein Oheim Alfons Borgia wurde unter dem Namen Calixtus III. Papst, und Roderich begab sich schleunigst nach Rom. Der Papst überschüttete seinen Neffen mit Würden und Geschenken, und machte ihn endlich zum Kardinal. Nun richtete derselbe seine Augen auf die päpstliche Krone. Als Innozens III. starb, bestach er von 27 Kardinälen 22 durch Versprechungen und wurde Papst. Als er sein Ziel erreicht hatte, ermahnte er die bestechlichen Kardinäle zur Besserung und räumte sie als ihm unbequem allmälig durch päpstliche Hausmittelchen aus dem Wege.

Für das Schicksal seiner Kinder war Alexander VI. auf das Zärtlichste bedacht. Er verheirathete sie alle vortrefflich und sorgte für ihr Fortkommen. Cäsar Borgia wurde zum Kardinal gemacht und hatte die Freude, seinen Bruder Gottfried mit Sanzia, der Tochter des Königs Karl VIII. von Frankreich zu verheirathen, der noch weit größere Opfer bringen mußte, um den Papst zu bewegen, seine Absichten auf das Königreich Neapel zu unterstützen. Karl mußte unendlich viele Dukaten opfern, denn Geld war bei Alexander VI. die Losung.

Um Geld zu erlangen, verschmähte dieser Papst kein Mittel. Einen Beweis für seine Handlungsweise liefert sein Betragen gegen den unglücklichen Prinzen Dschem. Dieser hatte sich gegen seinen Bruder, den Sultan Bajazet, empört, war gefangen und dem Papst Innozens gegen ein Jahrgeld von 40,000 Dukaten zur

Aufbewahrung anvertraut worden. Um Geld zu gewinnen, ließ Alexander VI. dem Sultan weiß machen, daß Karl VIII., wenn er Neapel erobert habe, gegen ihn ziehen wolle und sich bereits seinen Bruder Dschem erbeten habe, um ihn an die Spitze des Unternehmens zu stellen. Zugleich erbat sich Alexander die fälligen 40,000 Dukaten.

Der wirklich besorgte Sultan schickte gleich 50,000 und schrieb an den „ehrwürdigen Vater aller Christen," so nannte er Alexander, einen sehr freundschaftlichen Brief, in welchem er ihn aufmuntert, „seinen Bruder so bald als möglich von dem Elende dieser Welt zu befreien und ihm zu einem glücklichen Leben zu verhelfen." Wenn der Papst diese seine Bitte erfüllen wolle, so verspreche er ihm feierlich und eidlich 300,000 Dukaten, die kostbare Reliquie des Leibrocks Christi und ewige Freundschaft.

Alexander wollte aber noch mehr Nutzen aus dem Heiden ziehen, der in seinem Gewahrsam war; er lieferte ihn Karl VIII. für 20,000 Dukaten aus, aber bereits mit einem Trank im Leibe, der ihn in Muhameds Paradies beförderte. Einer der Geschichtsschreiber sagt: „Er starb an einer Speise oder einem Trank, die ihm nicht gut bekam." — Bajazet war eben so ehrlich wie der Papst und zahlte mit Freuden das Blutgeld.

Alexander erhob seinen ältesten Sohn Franz, Herzog von Gandia, den er am liebsten hatte, zum Herzog von Benevent. Dies war sein Tod, denn sein eifersüchtiger Bruder Cäsar ließ ihn ermorden. Man zog den von neun Dolchstichen durchbohrten Leichnam aus der Tiber, und die Römer sagten spottend: „Alexander ist der würdigste Nachfolger Petri, denn er fischt aus der Tiber sogar Kinder." — Alexander war über den Tod seines Lieblings außer sich; aber er vergab Cäsar den kleinen Mord sehr bald und übertrug auf diesen würdigsten Sprößling all seine väterliche Zärtlichkeit.

Um nicht daran gehindert zu sein, durch Heirath zur Macht zu gelangen, verließ der Kardinal Cäsar Borgia den geistlichen Stand — ein bis dahin nie vorgekommener Fall, — wurde von dem Könige von Frankreich zum Herzog von Valence in der Dauphiné ernannt, und heirathete bald darauf eine Tochter der Königin von Navarra.

Seine andern Kinder vergaß der zärtliche Vater aber auch nicht. Lukretia hatte schon viel herum geheirathet, als sie an Alfons, Herzog von Bisceglia, gelangte, der aber ermordet wurde und einem Prinzen von Ferrara Platz machen mußte.

Die päpstliche Familie führte ein äußerst gemüthliches Familienstillleben. Die Brüder und der Vater schliefen abwechselnd bei der schönen Lukretia, und der letztere hatte die Freude, ihr einen Sohn zu erzeugen, der Roderich genannt wurde, und welcher demnach der Bruder seiner Mutter und der Sohn und Enkel seines glücklichen Vaters war, der das Wunderkind zum Herzog von Sermonata machte.

Die italienischen Fürsten, welche von dem heiligen Vater und seinem Sohn Cäsar auf das Schamloseste geplündert wurden, vereinigten sich gegen diese Ungerechtigkeiten, allein wurden fast sämmtlich gegen ihre bessere Ueberzeugung zur Seligkeit befördert. Ein halbes Dutzend von ihnen besorgte Cäsar zur Ruhe, und einen andern der Herr Papa.

Cäsar würde sich wahrscheinlich unter dem Schutze seines heiligen Vaters ein ganz artiges Reich zusammengeraubt haben, wenn dieser Musterpapst nicht aus Versehen gestorben wäre. Das ging auf folgende Weise zu.

Alexander hatte die Gewohnheit, solche reiche Leute, die er gern beerben wollte, in die bessere Welt zu befördern, und eins seiner Lieblingsmittel dazu war Gift, welches er höchst gemüthlich „Requiescat in pace“ nannte. — Der Kardinal Corneto, ein unchristlich reicher Mann, sollte so beruhigt werden und wurde zu

dieſem Zweck vom Papſt zum Abendeſſen geladen. Durch ein Verſehen reichte ein Diener dem Papſt den „in der Hölle gewürzten“ für den Kardinal beſtimmten Wein, und dieſer endete am andern Tage ſein heiliges Leben im 72. Lebensjahre. Cäſar, der auch von dem vergifteten Weine getrunken, hatte ein volles Jahr daran zu verdauen.

Mit den Schandthaten dieſes Papſtes könnte man ein ganzes Buch füllen; aber ich will den Leſern nur einige mittheilen.

Von der Macht und Stellung der Päpſte hatte Alexander die höchſten Begriffe, denn er ſagte: „Der Papſt ſteht ſo hoch über dem König, als der Menſch über dem Vieh,“ und mit der Religion, welche damals die chriſtliche hieß, war er vollkommen zufrieden, denn er äußerte: „Jede Religion iſt gut, die beſte aber — die dümmſte,“ und es würde ſchwer geworden ſein, etwas Dümmeres als das Chriſtenthum der römiſchen Kirche jener Zeit aufzufinden. Alexander ſelbſt hatte gar keine Religion.

Höchſt originell iſt eine Unterredung, welche der gelehrte Prinz Piko di Mirandola mit dem Papſte nach der Niederkunft der Lukretia mit Roderich hatte. Alexander fragte ihn:

„Kleiner Piko, wen hältſt du für den Vater meines Enkels?“

„„Nun, Ihren Schwiegerſohn!““ nämlich den für impotent bekannten Alfons.

„Wie kannſt du das glauben?“

„„Der Glaube, Ew. Heiligkeit, beſteht ja darin, Unmögliches zu glauben,““ und nun kramte der Prinz eine ſolche Menge geglaubter Unmöglichkeiten aus, daß der heilige Vater ſich beinahe vor Lachen ausſchüttete.

„Ja, ja,“ ſagte der Papſt, „ich fühle wohl, daß ich nur durch Glauben, nicht aber durch meine Werke ſelig werden kann.“

„„Ew. Heiligkeit,““ antwortete der Prinz, „„haben ja die Schlüſſel des Himmelreichs; aber ich, — wie ginge es mir dort,

wenn ich bei meiner Tochter geschlafen, mich des Dolches und der Cantarella (Gift) so oft bedient hätte!""

„Ernsthaft, sage mir," fuhr der Papst fort, „wie kann Gott am Glauben Vergnügen finden? nennen wir nicht den, der da sagt, er glaube was er unmöglich glauben kann, einen Lügner?"

„„Großer Gott!"" rief der Prinz und schlug das Kreuz, „„ich glaube, Ew. Heiligkeit sind kein Christ!""

„Nun, ehrlich gesprochen, ich bins auch nicht."

„„Dacht ichs doch!"" sagte der Prinz und damit endete die seltsamste Unterredung, die wohl je zwischen einem Papst und einem Laien stattgefunden hat.

Die Lüderlichkeit Alexanders läßt sich in unserer keuschen Sprache nicht wohl beschreiben; sie kommt nur der Cäsar Borgia's und seiner Schwester Lukretia gleich. Alle Abarten der Wollust, welche wir Deutsche meistens nicht einmal dem Namen nach kennen und welche von frühern Päpsten einzeln getrieben wurden, dienten diesem Papst gewordenen Priap zur Unterhaltung.

Burkard, der Ceremonienmeister Alexanders VI., hat in seinem Diarium das Leben am päpstlichen Hofe geschildert, und die üppigste Phantasie kann nichts erdenken, was hier nicht getrieben wurde. Burkard sagt: „Aus dem apostolischen Pallast wurde ein Bordell, und ein weit schandvolleres Bordell, als je ein öffentliches Haus sein kann."

„Einst wurde," so erzählt Burkard, „auf dem Zimmer des Herzogs von Valence (Cäsar Borgia) im apostolischen Palast eine Abendmahlzeit gegeben, bei welcher auch fünfzig vornehme Courtisanen gegenwärtig waren, die nach Tische mit den Dienern und andern Anwesenden tanzen mußten, zuerst in ihren Kleidern, dann nackend. Darauf wurden Leuchter mit brennenden Lichtern auf die Erde gesetzt, und zwischen denselben Kastanien hingeworfen, welche die nackten Weibsbilder, auf allen Vieren zwischen den Leuchtern durchkriechend, auflasen, während Seine Heiligkeit,

Digitized by Google

Cäsar und Lukretia zusahen. Endlich wurden viele Kleidungsstücke für Diejenigen hingelegt, die mit mehreren dieser Lustdirnen ohne Scheu Unzucht treiben würden, und sodann diese Preise ausgetheilt. Diese schöne Scene fiel vor an der Allerheiligen-Viglie 1501."

Einst ließ Alexander rossige Stuten und Hengste vor sein Fenster führen und ergötzte sich mit Lukretia an dem Schauspiel. — Dieses Weib war über alle Beschreibung lüderlich, ob sie aber nach dem Papstrecht das Prädikat Hure verdient, weiß ich nicht, denn einige Glossatoren desselben haben aufgestellt, daß man nur diejenige eine wahre Hure nennen könne, die 23,000 Mal gesündiget habe!

Lukretia genoß das unbeschränkte Vertrauen ihres Vaters. In dessen Abwesenheit erbrach sie alle Briefe, beantwortete sie nöthigenfalls und versammelte die Kardinäle nach Gefallen. Man schrieb ihr folgende Grabschrift: „Hier liegt die Lukretia hieß und eine Thais war, Alexanders Weib, Tochter und Schwiegertochter;" letzteres, weil einer ihrer vielen Männer ein anderer Sohn des Papstes, also ihr Halbbruder war.

Die zu jener Zeit auflebenden Wissenschaften und die immer weiter um sich greifende Anwendung der höllischen Erfindung der Buchdruckerkunst machte den Papst sehr besorgt. Er fürchtete, daß eine freie Presse dem Schandleben der Päpste ein Ende machen möchte und hatte nicht Unrecht zu fürchten. Er führte daher die Büchercensur ein, die bis auf die neueste Zeit geblieben ist und wo sie endlich vor der öffentlichen Meinung weichen mußte, in die fast noch schlimmere Phase der Preßprozesse übergegangen ist, die sehr häufig im Sinn Richelieu's geführt werden, der behauptete, kein Schriftsteller könne fünf Worte schreiben, ohne sich eines Verbrechens schuldig zu machen, welches ihn in die Bastille bringe. Derjenige, zu dem er dies sagte, schrieb: „Zwei und eins macht drei." — „Unglücklicher!" rief der Kardinal, „sie

läugnen die Dreieinigkeit!" Seitenstücke dazu liefern manche moderne Preßprozesse.

Julius II. (1502—1513) gelangte ebenfalls durch List und Bestechung auf den päbstlichen Stuhl. Er war ein tüchtiger Soldat; das ist das einzige, seltsame Lob, welches man diesem Statthalter Gottes geben kann. Er hetzte alle Fürsten gegen einander, ließ Armeen marschiren, kommandirte sie selbst und belagerte und eroberte Städte.

Seine Gegner beriefen eine Synode nach Pisa, um dem martialischen Sohn der Kirche sein unberufenes Handwerk zu legen. Von dieser Kirchenversammlung wurde er „als Störer des öffentlichen Friedens, als ein Stifter der Zwietracht unter dem Volke Gottes, als ein Rebell und blutdürstiger Tyrann und als ein in seiner Bosheit verhärteter Mensch" aller geistlichen und weltlichen Verwaltung entsetzt.

Julius kehrte sich natürlich nicht an dieses Urtheil; es erbitterte ihn nur noch mehr gegen seine Feinde und besonders gegen den vortrefflichen König von Frankreich, Ludwig XII., den er absetzte. Ganz Frankreich wurde ebenfalls mit dem Interdikt belegt; aber die aus dem Vatikan geschleuderten Blitze zündeten nicht mehr.

Julius II. handelte, nach dem Ausdrucke des berühmten Geschichtsschreibers Mezeray, „wie ein türkischer Sultan und nicht wie ein Statthalter des Friedensfürsten und wie ein Vater aller Christen." In den Kriegen, die er aus Rachbegierde und Blutdurst führte, verloren zweimalhunderttausend Menschen ihr Leben. Er starb mitten unter Vorbereitungen zu neuen Kriegen.

Er war so lüderlich wie Alexander VI., und vor diesem hatte er noch voraus, daß er ein Trunkenbold war. Kaiser Maximilian I. sagte einst: „Ewiger Gott, wie würde es der Welt gehen, wenn du nicht eine besondere Aufsicht über sie hättest, unter einem Kaiser wie ich, der ich nur ein elender Jäger bin, und

unter einen so lasterhaften und versoffenen Papst, als Julius ist!"

Der Ceremonienmeister dieses Papstes, de Grassis, erzählt, daß der heilige Vater einmal so heftig von der Krankheit angesteckt war, welche der Ritter Bayard le mal de celui qui l'a nennt, daß er am Charfreitage Niemand zum Fußkuß lassen konnte.

Ein ebenso lüderlicher Mensch war sein Nachfolger Leo X. (1513—1521), welcher seine Erhebung zum Papst derselben Krankheit verdankte, die Julius am Fußkusse verhinderte. Als er zur neuen Papstwahl ins Conklave kam, litt er an einem venerischen Geschwür am Hintern, welches einen pestilenzialischen Geruch verbreitete. Die andern Kardinäle, welche angesteckt zu werden fürchteten, befragten die Aerzte des Conklaves, und diese erklärten einstimmig, daß Leo gewiß bald sterben würde. Um nur baldigst von dem Gestanke befreit zu werden, erwählten ihn die Kardinäle zum Papst.

Leo X., ein Sprößling der berühmten Fürstenfamilie der Medicis, war ein gescheidter Mann, welcher Künste und Wissenschaften liebte und manche andere Eigenschaft hatte, die wir an einem weltlichen Fürsten recht hoch schätzen würden. Er lebte „vergnügt wie ein Papst" und kümmerte sich ebenso wenig um die Christenheit als um Geschäfte, wenn er nicht durch seine ungeheuren Geldbedürfnisse dazu gezwungen war.

Er soll während der acht Jahre seiner Herrschaft 14 Millionen Dukaten verbraucht haben, was sehr glaublich ist, da er das so leicht erworbene Geld ebenso leicht ausgab. Bei seiner Krönung verschenkte er 100,000 Dukaten. Dichter und Maler erhielten von ihm sehr bedeutende Summen; aber die guten Christen deckten das Alles. Einst sagte Leo zum Kardinal Bambus: „Wie viel uns und den unsrigen die Fabel von Christo eingebracht hat, ist aller Welt bekannt."

Sein Hof war der prächtigste, den es gab, und das Geld wurde mit vollen Händen weggeworfen, wie an denen der altrömischen Kaiser. So war es denn kein Wunder, daß er trotz seines Ablaßkrams noch bedeutende Schulden hinterließ.

Leo verkaufte Alles, was nur Käufer fand, und sein Finanzminister Armellino war der unverschämteste Blutsauger. Einst sagte Colonna von Letzterem: „Man ziehe diesem Schinder das Fell über die Ohren und lasse ihn für Geld sehen, was mehr einbringen wird, als wir brauchen."

Leo wurde durch einen plötzlichen Tod aus seinem üppigen Leben hinweggerissen, und hatte nicht einmal Zeit, die kirchlichen Sakramente zu empfangen. Dieses gab einem Dichter Veranlassung zu einem Epigramm, welches in der Uebersetzung lautet: „Ihr fragt, warum Leo in der Sterbestunde die Sakramente nicht nehmen konnte? — Er hatte sie verkauft."

Leo's Ablaßkram, von dem ich bereits geredet habe, gab die nächste Veranlassung zur Reformation. Die Geschichte derselben ist unendlich oft geschrieben worden und befindet sich in den Händen des Volkes; ich darf sie also als bekannt voraussetzen.

Die gefährliche Lage des päpstlichen Stuhls hätte einen recht kräftigen Papst erfordert; aber Leo's Nachfolger, Hadrian VI., war dies durchaus nicht. Er war ein bornirter Gelehrter, mehr geeignet, „sich und die Jungens zu ennuyiren", als das lecke Schifflein Petri über Wasser zu erhalten, obwohl sein Vater Schiffszimmermann in Utrecht war.

Seiner Gelehrsamkeit wegen hatte man ihn zum Lehrer Karls V. gewählt, und als sein Zögling Kaiser war, machte man ihn zum Rektor der Universität Löwen. Luther sagte von ihm: „Der Papst ist ein Magister noster aus Löwen, da krönt man solche Esel." Man möchte geneigt sein, dies summarische Urtheil zu bestätigen, wenn man liest, daß Hadrian bei den herrlichsten Kunstwerken Roms, wie Laokoon, Apoll von Belvedere

Digitized by Google

u. ſ. w. mit einem flüchtigen Seitenblick vorüberging, indem er ſagte: „Es ſind alte Götzenbilder.“

Als dieſer „deutſche Barbar“ zu Fuß nach Rom kam, als er zu ſeinem Unterhalt täglich nicht mehr als zwölf Thaler brauchte und — horribile dictu — Bier dem Wein vorzog, — da machten die Kardinäle ſehr lange Geſichter und kamen zu der Einſicht, „daß der heilige Geiſt keinen als einen Italiener verſtehe.“

Hadrian war ein hölzerner Pedant und viel zu ehrlich, als daß man ihn lange auf dem päpſtlichen Stuhle hätte dulden können. Die Satyriker nahmen ihn ſcharf mit. Der Dichter Berni charakteriſirt dieſes Papſtes Regierung ſehr ergötzlich. Die bezügliche Stelle heißt in der Ueberſetzung: „Eine Regierung voll Bedacht, Rückſicht und Gerede, voll Wenn und Aber, Jedennoch und Vielleicht, und Worten in Menge ohne Saft und Kraft, voll Glauben, Liebe, Hoffnung, das heißt voll Einfalt, — wird Hadrian allgemach zum Heiligen machen.“

Hadrian beging ein in den Augen aller Kardinäle und Geiſtlichen gräßliches Verbrechen; er geſtand nämlich ein, daß Luther mit ſeinem Verlangen nach einer Reformation gar nicht ſo Unrecht habe, indem er ehrlich genug war zu ſchreiben: „Gott geſtattete die Verfolgung um der Sünde Willen; die Sünde des Volks ſtammt von den Prieſtern, die daher Jeſus auch zuerſt im Tempel aufſuchte, und dann erſt in die Stadt ging. Selbſt von dieſem unſerem heiligen Stuhl iſt ſo viel Unheiliges ausgegangen, daß es kein Wunder iſt, wenn ſich die Krankheit vom Haupt in die Glieder, von Päpſten in die Prälaten gezogen hat. Wir wollen allen Fleiß anwenden, damit zuerſt dieſer Hof, von dem vielleicht alles Unheil ausging, reformirt werde, je begieriger die Welt ſolche Reformen erwartet.“

So etwas war unerträglich, und Hadrian „wurde gestorben.“ Der Jubel der Römer bei seinem Tode war sehr groß, und sie begingen die Unschicklichkeit, die Thür seines Leibarztes zu bekränzen und mit der Inschrift zu versehen: Liberatori Patriae S. P. Q. R. (Der Senat und das Volk Roms dem Befreier des Vaterlandes.)

Damit man nicht in Versuchung kommt, das Schicksal dieses ehrlichen gelehrten Dummkopfes gar zu sehr zu beklagen, bemerke ich, daß er fünf Jahre lang Großinquisitor in Spanien war und dort 1620 Menschen lebendig und 560 im Bildniß verbrennen ließ, und 21,845 andere zu Vermögenskonfiskation, Ehrlosigkeit u. s. w. verurtheilte.

Clemens VII. (1523—1534), wieder ein Medicis, folgte dem „Magister noster Esel“, und verstand es besser als dieser, den Kirchenmonarchen zu spielen; aber die Reformation konnte er eben so wenig unterdrücken. — Er hatte große Noth auszustehen, denn der Connetable Karl von Bourbon stürmte mit seinem unbezahlten Heere Rom. Der Feldherr selbst wurde zwar bei dem Sturm erschossen, allein dies diente nur dazu, die Wuth der beutelustigen Soldaten mehr anzufachen. Unter ihnen befanden sich 14,000 Deutsche unter Georg von Frondsberg, der es besonders auf den Papst abgesehen hatte und einen goldenen Strick bei sich trug, um Se. Heiligkeit damit eigenhändig in den Himmel zu befördern.

Der Papst floh in die Engelsburg, und mit Rom wurde unbarmherzig umgegangen. Die Kardinäle hatten schlimme Zeit, denn selbst die katholischen Spanier gingen hart mit ihnen um. Die Damen nahmen die Sache von der besten Seite; sie waren neugierig auf die stämmigen deutschen Landsknechte, und Geschichtsschreiber erzählen boshafter Weise, daß sie es gar nicht erwarten konnten, bis das Nothzüchtigen losging.

Die Soldaten raubten, wo sie etwas fanden; denn wenn die

Digitized by Google

Krieger der damaligen Zeit Geld witterten, dann suspendirten sie alle Religion, stahlen und mordeten nach Herzenslust und ließen sich dann absolviren. Die Beute belief sich an Gold, Silber und Edelsteinen auf mehr als zehn Millionen Gold, und an baarem Gelde, womit sich die Vornehmen ranzioniren mußten, auf eine noch größere Summe.

Ich habe da ein altes Buch von 1569 vor mir, in welchem Adam Reißner, der in Diensten Frondsbergs mit in Rom war, die tolle Wirthschaft, welche die Soldaten dort neun Monate lang trieben, sehr einfach und treuherzig beschreibt. Ich will eine Stelle daraus wörtlich hersetzen:

„Die Landsknecht haben die Cardinäls Hüt auffgesetzt, die roten langen Röck angethan, vnd sind auff den Eseln in der Statt vmbgeritten, haben also jr Kurzweil vnd Affenspiel gehalten. Wilhelm von Sandizell ist ostermals mit seiner Rott, als ein römischer Bapst, mit dreyen Kronen für die Engelburg kommen, da haben die andern Knecht in den Cardinäls Röcken jrem Bapst Reverentz gethan, jre lange Röck vornen mit den Händen aufgehebt, den hindern Schwantz hinden auff der Erd lassen nachschleyffen, sich mit Haubt und Schultern tief gebogen, niederkniet, Fuß und Händ geküßt. Alsdann hat der vermeynt Bapst Clementen einen Trunk gebracht, die angelegte Cardinäl sind auff jren Knien gelegen, haben ein jeder ein Glaßvoll Wein außtrunken, vnd dem Bapst bescheyd gethan, darbey geschrien, Sie wollen jetzt recht fromme Bäpst vnd Cardinäl machen, die dem Keyser gehorsam, vnd nicht wie die vorige widerspenstig, Krieg vnd Blutvergiessen anrichten.

„Zuletzt haben sie laut vor der Engelburg geschrien: Wir wöllen den Luther zum Bapst machen! welchen solchs gefallen, der soll ein Hand auffheben, haben darauff all jre Händ auffgehebt, vnd geschrien, Luther Bapst, vnd viel dergleichen schimpffliche lächerliche Spottreden gethan.

„Grünenwald, ein Landsknecht, schrey vor der Engelsburg mit lauter stimm, Er hett lust, daß er den Bapst ein stück auß seinem Leib solt reissen, weil er Gottes, deß Keisers, vnd aller Welt Feind sey" u. s. w.

Nachdem Papst Clemens an die Truppen noch gegen 400,000 Dukaten bezahlt hatte, ließ man ihn, als Diener verkleidet, aus der Engelsburg entwischen.

Clemens hatte kein Glück aber auch kein Geschick. So viel hätte er mit seinem Verstand erkennen können, daß die Zeit der Innocense vorüber war; allein er war unpolitisch genug, es mit dem despotischen Heinrich VIII. von England zu verderben, den er excommunicirte, und der sich dafür mit seinem ganzen Lande von Rom lossagte. Dadurch verlor der päpstliche Stuhl den Petersgroschen, eine Abgabe, welche seit 740 von jedem englischen Hause nach Rom bezahlt wurde, und die bis dahin gegen 38 Millionen Gulden eingebracht hatte.

Die Reformation machte unter diesen beiden letzten Päpsten immer weitere Fortschritte, und die 1522 auf dem Reichstage zu Nürnberg versammelten Reichsstände erklärten: „daß sie die päpstlichen und kaiserlichen Verordnungen nicht vollstrecken lassen könnten, weil das Volk, welches den Lehren Luthers in großer Menge zugethan sei, dadurch leicht auf den Argwohn gerathen könnte, als wolle man die evangelische Wahrheit unterdrücken, und die bisherigen Mißbräuche unterstützen, und dies könnte leicht zu Aufruhr und Empörung Anlaß geben."

Die deutschen Fürsten auf dem Reichstage nahmen diesmal kein Blatt vor den Mund, und in den „hundert Beschwerden der deutschen Nation" sprachen sie geradezu von Betrügereien der Päpste, was sie nicht einmal heutzutage wagen würden. Ueberhaupt sagten die Vertheidiger der Reformation damals Vieles sogar mit dem Beifall der Fürsten, was selbst heute in anständiger Sprache nicht gewagt werden dürfte, aus Furcht vor endlosen Preßprozessen.

Digitized by Google

Man ließ Luthers „Satyren" ungehindert passiren, obwohl sie eigentlich nichts als unfläthige Schimpfereien waren.

Der „Gottesmann Lutherus" zeigte wenig Respekt vor Päpsten oder Fürsten, wenn es die Vertheidigung seiner Sache galt. Er ging mit ihnen um, als ob sie Bettelbuben gewesen wären, und sagte sowohl dem Könige von England als dem Herzoge Georg von Sachsen auf das Allerderbste Bescheid. Den Herzog von Braunschweig nannte er nur den „Hanswurst"; aber am schlimmsten kam der Papst weg.

In seinem Buche: „Das Papstthum vom Teufel gestiftet" nennt er die Kirche „die Lerche" und den Papst „den Kukuk, der die Eier fresse und dafür Kardinäle hineinscheiße". Er nennt Se. Heiligkeit „einen Gaukler, das Leckerlein von Rom, päpstliche Höllischkeit und Spitzbube, ein epikurisch Schwein, das vom Teufel hintenaus geboren, und will, daß man ihm den Hintern küsse, — einen beschissenen und furzenden Papstesel, vor dessen Fürzen sich der Kaiser fürchtet, und der alle Fürze der Esel binden, und die selbsteigenen angebetet haben will, und daß man ihm dabei noch den Hintern lecke."

Wagte es heut zu Tage ein Schriftsteller so gegen den Papst zu schreiben oder gegen den Kaiser Napoleon, dann fiele halb Europa in Ohnmacht und dem Verfasser winkte ein Preßprozeß mit darauf folgendem Gefängniß, so lang wie das Fegefeuer.

Seine Gegner blieben Luther indeß nichts schuldig und Dr. Eck, den der Reformator stets Dreck nannte, zahlte ihm mit gleicher Münze. Die gewöhnlichen Titel, die man ihm gab, waren Dokter Dreck-Märte, Doktor Sauhund von Wittenberg und dergleichen. Der Jesuit Weislinger sagt von ihm in Bezug auf die Tischreden: „Luther ist Ceremonienmeister bei Hofe, wo man Mist ladet, Advokat zu Sauheim, wo nicht gar Stadtrichter zu Schweinfurt; — gäbe es ein Mistingen, Schmeisau oder Dreck-

berg, so gehörte der Sauluther dahin.“ Das war, wie bemerkt, im sechszehnten Jahrhundert „Satyre.“

Clemens VII. war ein großer Freund der Mönche. Unter ihm entstanden die Kapuziner, eine Abart der Franziskaner, welche sich von den letztern nur durch ihre größere Dummheit und Schweinerei auszeichneten. Die spitzen Kapuzen, die sie tragen und einem Lichtauslöscher sehr ähnlich sehen, können zugleich als ihr Feldzeichen dienen, denn Clemens hoffte durch sie das Licht auszulöschen, welches durch Luther angezündet war.

Paul III. (1539—1549), der nach Clemens Papst wurde, war schon im 26. Jahre Kardinal geworden und zwar, weil er seine schöne Schwester Julia Farnese an Alexander VI. verkuppelt hatte. Er war einer der lüderlichsten Päpste. Blutschande, Mord und ähnliche Verbrechen waren ihm geläufig. Er vergiftete sowohl seine eigene Mutter wie seine Schwester!

Doch das sind eigentlich Familienangelegenheiten, die uns weniger angehen. Weit wichtiger war es für die Welt, daß Paul am 27. September 1540 den Orden der Jesuiten bestätigte. Wir werden diese Fledermäuse noch näher kennen lernen und wollen ihnen dann sagen, was sie waren und was sie sind; denn sie selbst wollten und konnten darüber keine Auskunft geben und sagten, sie wären tales quales; das heißt: Diejenigen, welche — — —

Julius III. war ein Papst, der noch weniger taugte, wie seine Vorgänger. Er hielt sich mit dem Kardinal Creszentius gemeinschaftlich Beischläferinnen und die Kinder, welche dieselben bekamen, erzogen sie gemeinschaftlich, da keiner von beiden wußte, wer der Vater sei. Seinen Affenwärter, einen häßlichen Jungen von sechszehn Jahren, machte er zum Kardinal, und als ihm die andern Kardinäle deshalb Vorwürfe machten, rief er: „Potta di Dio! was habt ihr denn an mir gefunden, daß ihr mich zum Papste machtet?“

Digitized by Google

Der heilige Vater ließ einst in Rom Musterung über alle Freudenmädchen halten und es fanden sich nicht weniger als 40,000 in der Stadt. Unter einem so lüderlichen Papst wie Julius mußte ihr Handwerk natürlich gedeihen. Sein Nuntius Johann a Casa, Erzbischof von Benevent, schrieb ein Buch über die Sodomiterei, worin er diese lebhaft in Schutz nimmt. Dies Buch ist 1552 in Venedig gedruckt und — dem Papst dedizirt!

Paul IV. war ein vor Stolz halb wahnsinniger, achtzigjähriger Narr, und nebenbei ein mordlustiger Pfaffe. Unter ihm konnte die Inquisition nicht genug Opfer erwürgen. Hören wir, was Pasquino über ihn sagte. Aber vorher noch einige Worte über Pasquino.

Nach der Sage war dieser ein lustiger Schneider in Rom, dessen Schwänke viele Leute nach seiner Bude lockte. Dieser gegenüber stand eine verstümmelte Statue, an welcher man häufig Satyren angeklebt fand, die man dem Schneider Pasquino zuschrieb. Daher das Wort Pasquil. Es gibt indessen noch andere Traditionen darüber. Bald wurde nun eine andere Statue am Kapitol dazu ausersehen, Antworten auf die Fragen aufzunehmen, die man an der ersten Statue fand und so entstand ein Frage- und Antwortspiel, welches nicht nur sehr ergötzlich, sondern auch von großem Nutzen war. Es war der römische Kladderadatsch in primitiver Gestalt.

Als Paul IV. 1559 gestorben war, schlug Pasquino folgende Grabschrift vor: „Hier liegt Caraffa (aus dieser Familie stammte der Papst), verflucht im Himmel und auf Erden, dessen Seele in der Hölle, dessen Aas im Boden ist. Der Erde mißgönnte er den Frieden, dem Himmel Gebet und Gelübde; ruchlos richtete er Klerus und Volk zu Grunde; vor den Feinden kroch er, gegen Freunde war er treulos; wollt ihr Alles auf einmal wissen? — er war Papst!“

Der Name Papst war damals in Rom zum Schimpfwort herabgesunken. Pasquino erwiderte einem Fragenden: „Warum jammerst du?“ — „Ach, der Schimpf bricht mir das Herz!“ — „Nun, was ists?“ — „Du erräthst es nicht? — sie haben mich,“ ruft er unter Schluchzen, „sie haben mich — einen Papst genannt.“

Paul war Kaiser Karls V. erbitterter Feind gewesen und wollte nach dessen Abdankung Kaiser Ferdinands Wahl nicht anerkennen, weil dessen Sohn und Thronfolger, Maximilian, meist unter Lutheranern aufgewachsen sei.

Der Kaiser kehrte sich wenig an den Papst, dazu angeregt durch den Reichs-Vicekanzler Dr. Seld, den Beust Ferdinands I. Dieser Minister sagte in einem Gutachten: „Man lacht jetzt über den Bann, vor dem man sonst zitterte; man hielt sonst Alles, was von Rom kam, für heilig und göttlich, jetzt speiet männiglich, er sei alter oder neuer Religion, darüber aus. Die alten Kaiser haben die Päpste beim Kopf genommen, gestöcket, gepflöcket und abgesetzt; wir haben selbst erlebt, wie Karl mit Clemens umgegangen; solchen Ernstes sind Ew. Majestät nicht einmal benöthigt. Uebrigens weiß man, daß Se. Heiligkeit die Kardinäle, welche Wahrheiten sagen, Bestien und Narren gescholten, solche mit Stecken geschlagen, woraus abzunehmen, daß Dieselben Alters oder anderer Zufälle wegen nicht wohl bei Vernunft und Sinnen seien.“

Unter Pius IV. wurde das berühmte Trientiner Konzil geschlossen (im Dezember 1563), welches achtzehn Jahre versammelt gewesen war, um die schon längst als nothwendig erkannte Reformation der Kirche an „Haupt und Gliedern“ vorzunehmen.

Das Konzilium stand unter der unmittelbaren Beaufsichtigung des Papstes. Kardinal del Monte stand mit ihm durch eine ununterbrochene Kourierlinie zwischen Trient und Rom in fortwährender Verbindung und des Papstes Instruktionen hatten auf alle Beschlüsse

den entschiedensten Einfluß. Alle Welt schrie, das Konzil sei nicht bei Trost, aber Niemand konnte das ändern.

Der Bischof Dudith von Tina in Dalmatien und mehrere Andere sagten: „Der heilige Geist, der die versammelten Väter in Trient belehrte, kam im römischen Felleisen."

Die heiligen Väter strengten sich nicht übermäßig an. Alle Monate einmal eine Sitzung, wenn nicht Ferien oder Festlichkeiten die Zeit wegnahmen, und hielt man einmal eine Sitzung, so verging dieselbe meistens mit unnützen Redereien.

Man disputirte mit allem Ernst, der so wichtigen Dingen gebührt, über den Rang der Abgeordneten, über Kleidung, Siegel und dergleichen. Dann fragte man, ob man vom Glauben oder von der Reformation anfangen wolle? Endlich entschied man sich dann für den Glauben, da einige Vorwitzige unverschämt genug waren, die Meinung zu äußern, daß die Reformation bei den Häuptern beginnen müsse!

Die Franzosen und selbst die so geduldigen Deutschen verloren die Geduld. Ein kaiserlicher Gesandter behauptete gar, der Papst und seine Legaten „hätten die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen, um sich den Schein zu geben, vorwärts zu gehen, während sie doch rückwärts gingen."

Wenn das Volk, welches sich nach all den schönen Versprechungen auf die Konziliumsbeschlüsse wie Kinder auf den Heiligenchrist freute, durch seine Vertreter deshalb anfragen ließ, dann erhielt es immer zur Antwort, „daß der Bericht noch nicht fertig sei."

Als aber der Bericht endlich fertig war, da machte alle Welt ein langes Gesicht und „entsatzete" sich. Beim Schluß der Synode stand der Kardinal von Guise auf und rief: „Verflucht seien alle Ketzer!" „Verflucht! verflucht! verflucht!" brüllten die Herrn Gesanden im Chorus und der „heilige Geist" in Rom lachte ins Fäustchen. Dieß war freilich nicht der Weg, die Prote-

ſtanten in den Schooß der Kirche zurückzuführen, welches eigentlich der Hauptzweck der langen Synode war.

Es bedarf in der That keiner großen Prophetengabe, um vorherſagen zu können, daß das in dieſem Jahr abzuhaltende Konzil ganz denſelben römiſchen Stuhlgang haben wird, wie das Trienter. Der alte Mann, der jetzt die wurmſtichige Tiara trägt, leidet an der Einbildung, daß wir 1368 ſchreiben und handelt demgemäß. Es iſt ein Glück, daß es ziemlich gleichgiltig iſt, was das Konzil beſchließt, da ſich Niemand daran kehren wird und daß die Tage des Landvogtes Gottes gezählt ſind:

Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Landvogt,
Fort mußt du, deine Uhr iſt abgelaufen.

Das Trienter Konzil war das letzte, welches gehalten wurde, und ſeine Beſchlüſſe ſind bis auf den heutigen Tag das Geſetz für die römiſche Kirche. Hume ſagt bei der Geſchichte der Königin Eliſabeth von England: „Das Trienter Konzil iſt das einzige, das in einem Jahrhundert beginnender Aufklärung und Forſchung gehalten wurde; die Wiſſenſchaften müßten tief ſinken, wenn das Menſchengeſchlecht aufs Neue zu einem ſolchen groben Betruge geſchickt würde."

Der proteſtantiſche Schriftſteller Haidegger verglich das Papſtthum mit einer Hure, die immer unverſchämter wird, je länger ſie mitmacht. Dieſer Vergleich iſt zwar nicht ſehr höflich; aber wenn man die Beſchlüſſe des Trientiner Konzils durchlieſt, — muß man ihm beiſtimmen. Aller Unſinn, welcher ſich allmälig in die chriſtliche Kirche eingeſchlichen hatte, wurde dadurch feierlich ſanktionirt, und was von der Trientiniſchen Glaubensformel abwich, hatte „den Verluſt der Seligkeit" zu erwarten.

Daß aus der Synode nicht viel werden konnte, lag auf der Hand, denn die Jeſuiten nahmen ſich ihrer an und ſoufflirten dem heiligen Geiſt.

Dieſes Konzil hatte große Folgen, und die allerſchlimmſte war wohl die, daß die Päpſte, welche bisher beſtändig gegen die weltliche Macht Oppoſition gebildet hatten, von nun an gemeinſchaftliche Sache mit ihr machten, um das ſichtbare Streben nach einem beſſeren Zuſtande und nach politiſcher Freiheit zu lähmen.

Pius IV. „gab ſeine Seele durch den Theil des Leibes von ſich, durch welchen er ſie empfangen hatte.“ Ihm folgte Pius V., ein ehemaliger Großinquiſitor. Bei ſeiner Wahl ſoll er geäußert haben: „Als Mönch hoffe ich ſelig zu werden; als Kardinal zweifle ich daran und als Papſt halte ich die Sache für unmöglich.“

Dieſer Pius V., der als Großinquiſitor eine geeignete Vorſchule gehabt hatte, war der grauſamſte unter allen Päpſten. Ihn belebte nur eine Idee: Ausrottung der Ketzer. Er iſt der Urheber der Pariſer Bluthochzeit, der ſchrecklichen Verfolgungen in den Niederlanden unter Herzog Alba, der ſich rühmte, daß er in ſechs Jahren 18,000 Perſonen hinrichten ließ, und aller Verſchwörungen in Schottland und England.

Das Motiv der Grauſamkeit dieſes Papſtes war nicht allein religiöſer Fanatismus. Er ließ zum Beiſpiel Nik. Franko wegen eines unſchuldigen Diſtichons hängen, welches er auf den im Lateran (päpſtlichen Palaſt) neuerbauten Abtritt machte!

Papſt Pius V., der beladenen Bäuche ſich erbarmend,
Errichtete dieſen Abtritt, ein edles Werk.

Das iſt die Ueberſetzung der Zeilen, die den Poeten an den Galgen brachte. Der arme Menſch rief mit Recht: „Das iſt zu arg!“ und noch auf der Leiter wollte er nicht glauben, daß die Sache Ernſt ſei und fragte: „Wie, Nikolaus an den Galgen?

Als Pius unter gräßlichen Steinſchmerzen ſeine Henkerſeele ausgehaucht hatte, herrſchte allgemeine Freude. Die während ſeiner Regierung beinahe in den Ruheſtand verſetzten öffentlichen Mädchen

Digitized by Google

verſammelten ſich jubelnd um ſeine Leiche und ſogar der türkiſche Sultan ließ Freudenfeſte wegen dieſes Todes anſtellen.

Doch ich darf nicht das Gute unerwähnt laſſen, was von dieſem Papſt zu melden iſt, und um ſo weniger, als es auf dem „apoſtoliſchen Stuhl“ eine Seltenheit iſt. Er führte ein ſehr ſtrenges Leben, wie ein Einſiedler, trug einen handbreiten, ſtachlichten Drahtgürtel (Cilicium genannt) auf dem bloßen Leibe und kein Hemde. Seine Speiſe beſtand aus Gemüſe und ſein Getränk aus Waſſer.

Gregor XIII. war ſeinem Vorgänger an fanatiſchem Ketzerhaß gleich, wenn auch nicht an Sittenſtrenge. Er eröffnete dem ſpitzbübiſchen Jeſuitengeneral Aquaviva, daß es Proteſtanten, beſonders Gelehrten, Fürſten, höheren Beamten und andern einflußreichen Perſonen, wenn ſie zur römiſchen Kirche übergingen, aus beſonderer päpſtlicher Gnade geſtattet ſein ſollte, ihren neuangenommenen Glauben verläugnen und noch alle proteſtantiſchen Kirchengebräuche mitmachen, kurz, nach wie vor, ſich als Proteſtanten benehmen zu dürfen.

Nach Gregor kam Sixtus V. (1585—1590) auf den päpſtlichen Stuhl. Sein Vater war Weingärtner, ſeine Mutter eine Magd und er ſelbſt hütete in ſeiner Jugend die Schweine. Deshalb ſcherzte er oftmals: „Ich bin aus einem durchlauchtigen Hauſe; Sonne, Wind und Regen hatten freien Zugang in die Hütte meiner Eltern.

Sein Name war Felice Peretti und er wurde 1521 zu Grotta a Mare, nicht weit von Montalto in der Mark Ankona geboren. Ein Franziskaner, dem der Junge gefiel, nahm ihn von den Schweinen weg und brachte ihn in ein Kloſter und ſomit auf die Leiter, die ihn zum apoſtoliſchen Stuhl führte. — Er ſtieg ſchnell. Papſt Pius V. war ihm gewogen und machte ihn zum Kardinal Montalto; aber Gregor konnte ihn nicht leiden und ſo hielt er

es denn für zweckmäßig, sich ganz zurückzuziehen und dem Anscheine nach ein völliger Franziskaner zu werden. Er spielte seine Rolle so gut, daß sämmtliche Kardinäle angeführt wurden. Er stellte sich äußerst demüthig, einfältig und körperlich hinfällig, ließ sich geduldig „der Esel aus der Mark" nennen und dachte, wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Die Kardinäle waren bei der Papstwahl in sechs Parteien getheilt und da keine der andern den Willen thun wollte, rief die größte Zahl der Kardinäle, „daß der Esel aus der Mark Papst sein solle." Kaum wurde der an seiner Krücke einherschleichende Montalto gewahr, daß er die meisten Stimmen für sich habe, als er sogleich seine Krücke wegwarf, sich kerzengerade in die Höhe richtete, bis an die Decke der Kapelle spuckte und mit einer Stentorstimme ein Te Deum anstimmte, daß die Fenster zitterten.

Man kann sich den Schrecken der überlisteten Kardinäle denken. Als der Ceremonienmeister den neuen Papst dem Gebrauch gemäß fragte, ob er die Würde annehme? antwortete er: „Ich hätte noch Kraft zu einer zweiten," und als ihm einer der stolzesten Kardinäle wegen seines guten Aussehens Komplimente machte, sagte er lachend: „Ja, ja, als Kardinal suchten wir gebückt die Schlüssel des Himmelreiches; wir fanden sie und sehen nun aufrecht gen Himmel, da wir auf Erden nichts mehr zu suchen haben."

Einer der Kardinäle, der sich immer für ihn interessirt hatte, wollte seine verschobene Kapuze in Ordnung bringen; aber Montalto wies ihn zurück und sagte: „Thut nicht so vertraut mit dem Papste."

Kardinal Farnese, der dem nunmehrigen Papst niemals recht getraut und ihn stets den Paternosterfresser genannt hatte, äußerte nun zu seinen Kollegen: „Ihr meintet, einen Gimpel zum Papst zu machen; ihr habt einen dazu gemacht, der mit uns allen

wie mit Gimpeln umgehen wird!“ — Pasquino erſchien mit einem Teller voll Zahnſtocher.

Sixtus V. blieb auch als Papſt ein ſtrenger Mönch und griff nun mit Energie in die bisher ſo jämmerlich ſchlaff gehandhabten Zügel der Regierung. Zuerſt war er darauf bedacht, das Land von den unzähligen Räuberbanden zu reinigen, die unter Gregor XIII. ſo überhand genommen hatten, daß kein Menſch ſeines ſicher war. Fünfhundert Verbrecher erwarteten, wie es bei einem Regierungsantritte gewöhnlich war, ihre Befreiung; allein Sixtus ließ ihnen den Prozeß machen und die Galgen wurden nicht leer. „Ich ſehe lieber die Galgen voll, als die Gefängniſſe,“ pflegte er zu ſagen.

Ganz Rom gerieth in Entſetzen, denn ſeine Strenge traf Reiche und Arme, was man bisher gar nicht gewohnt geweſen war. Graf Pepoli, welcher die Banditen beſchützte, wurde zu Bologna enthauptet, und die Villa des Prälaten Ceſarino ließ der Papſt niederreißen, weil ſie ein bekannter Banditenſchlupfwinkel war.

„Ich verzeihe,“ ſagte er, „was unter Montalto geſchehen iſt; aber als Sixtus muß ich das Haus niederreißen und einen Galgen an die Stelle ſetzen.“ Ceſarino wurde vor Angſt Karthäuſer.

Einer der Bargellos (Landhäſcher), die nur zu oft mit den Banditen gemeinſchaftliche Sache machten, wollte ſich verbergen, als er Sixtus gewahr wurde. Dieſer ließ ihn in Ketten legen und gab ihn nur unter der Bedingung frei, daß er ihm innerhalb acht Tagen eine beſtimmte Anzahl Banditenköpfe einliefere.

Ja, der Papſt ging in ſeiner grauſamen Gerechtigkeitsliebe ſo weit, daß er, um Verbrecher zu entdecken, die alten Kriminalakten durchſtöbern ließ. Einen gewiſſen Blaſchi, der ſchon vor 36 Jahren wegen eines Mordes nach Florenz entwiſcht war, ließ er requiriren und enthaupten.

Dieſe Strenge gab Pasquino hinlänglichen Stoff. Einſt ſah

man an der Bildsäule die Engelsbrücke abgebildet, mit den sich gegenüber stehenden Statuen der Apostel Petrus und Paulus. Petrus war in Stiefeln und Reisemantel. Paulus äußerte sein Erstaunen und fragt nach der Ursache des Reisekostüms und Petrus antwortet: „Ich will mich fortmachen, denn ich habe vor 1500 Jahren Malchus das Ohr abgehauen."

Sixtus trieb seine Justiz mit förmlicher Leidenschaft und einst nach einer großen Hinrichtung äußerte er bei Tische: „Mir schmeckt es nie besser, als nach einem solchen Akt der Gerechtigkeit." — Pasquino erschien wieder mit einem Becken voll kleiner Galgen, Räder, Beile u. s. w. und sagte: „Diese Brühe wird dem heiligen Vater Eßlust geben."

Die Mütter schreckten jetzt ihre Kinder mit dem Papst, und wenn dieser sich auf der Straße blicken ließ, so drückte sich Jeder bei Seite. Ein Zeichen, daß es in Rom viele Spitzbuben und andere Leute gab, welche die Strenge des Papstes zu fürchten hatten. Er verfolgte nicht allein Banditen, sondern auch die Menschenfleischhändler, oder Kuppler, welche den Kardinälen und lüderlichen Reichen ihre Weiber und Töchter zu verhandeln pflegten. Eine berühmte Buhlerin, Pignaccia, welche man nur die Prinzessin nannte, ließ er hinrichten und von ihrem Vermögen ein schönes Hospital erbauen.

Für die Armen sorgte er in bedrängter Zeit väterlich und ließ nicht allein Lebensmittel austheilen, oder die Preise derselben herabsetzen, sondern auch Seiden- und Tuchfabriken anlegen; den Adel nöthigte er, seine Schulden zu bezahlen, was demselben hart genug ankam.

Ein schöner Zug von Sixtus war es, daß er sich früher erhaltener Wohlthaten erinnerte. Einem Schuster hatte er einst für ein Paar Schuhe nur sechs Paoli bezahlt und gesagt: „Das Uebrige werde ich bezahlen, wenn ich Papst bin." Nun bezahlte er seine Schuld mit Interessen und gab dem Sohne des Schusters

— ein Bisthum. Ebenso belohnte er einen Prior, der ihm vor vierzig Jahren vier Skudi geborgt hatte.

Seine Verwandten vergaß er übrigens auch nicht; aber trotz dieser Ausgaben und der nun bedeutend geringer gewordenen Einnahmen des päpstlichen Stuhles legte er doch drei Millionen Skudi im päpstlichen Schatz nieder, während andere Päpste Schulden machten.

Sixtus besaß Verstand und selbst Witz; aber gegen den Anderer war er sehr empfindlich. Pasquino trocknete einst sein Hemd am Sonntag. — „Warum wartest du nicht bis Montag?" — „Ich trockne es, bevor die Sonne verkauft wird," und sein ungewaschenes Hemd entschuldigte er: „Der Papst hat mir meine Wäscherin (seine Schwester Camilla) zur Prinzessin gemacht."

Dieser Spott beleidigte Sixtus sehr. Er versprach dem Entdecker des Verfassers tausend Dukaten, indem er dem letzteren das Leben zusicherte. Der Spötter dachte die Belohnung selbst zu verdienen, und war dumm genug, sich zu melden. Sixtus ließ ihn am Leben, wie er versprochen, allein er ließ ihm die Zunge ausreißen und die Hände abhauen, dann tausend Dukaten auszahlen.

Trotz seiner mancherlei guten Eigenschaften und seines Hasses gegen die Jesuiten und gegen den spanischen Tyrannen Philipp II. blieb er doch immer ein fanatischer Mönch und fand es ganz in der Ordnung, daß die Ketzer brennen müßten. Die Ermordung Heinrichs III. von Frankreich billigte er, und als die rachsüchtige Elisabeth von England Maria Stuart hatte hinrichten lassen, rief er aus: „Glückliche Königin! Ein gekröntes Haupt zu ihren Füßen!"

König Heinrich IV. und Elisabeth wußte er übrigens zu würdigen und äußerte einst: „Ich kenne nur einen Mann und nur eine Frau, würdig der Krone." Elisabeth erfuhr es und

ſcherzte: „Wenn ich je heirathe, muß es Sixtus ſein.“ Dieſer rief, als man ihm die Aeußerung hinterbrachte: „Wir brächten einen Alexander zu Stande!“

Die Jeſuiten wollten Sixtus überreden, daß er einen Jeſuiten als Beichtvater annehmen ſolle, wie die andern Großen; er aber meinte, „es würde beſſer für die Kirche ſein, wenn die Jeſuiten dem Papſte beichten wollten.“

Er that außerordentlich viel für die Verſchönerung Roms und legte mehrere nützliche Anſtalten an. Unter ihm wurde auch der große egyptiſche Obelisk auf dem Piazza del Popolo wieder aufgerichtet, der zwei höchſt merkwürdige Inſchriften hat: „Cäſar Auguſtus Pontifex Maximus unterwarf ſich Egypten und weihete ihn der Sonne“ auf der einen Seite, und auf der andern: „Sixtus V. Pontifex Maximus weihet dieſen Obelisken, nach deſſen Reinigung, dem Kreuze.“

Sixtus V. war den Kardinälen und den Römern zu ſtrenge, und ſo iſt es denn nicht zu verwundern, daß er bald anfing zu kränkeln. Sein Leibarzt fühlte an des Patienten Naſe, aber dieſer fuhr zornig in die Höhe und rief: „Wie! Du wagſt es, einem Papſt an die Naſe zu greifen?“ Der arme Doktor ward krank vor Schrecken.

Im Jahre 1590 ſtarb dieſer letzte gefürchtete Papſt. Er hätte immer noch länger leben können, wahrſcheinlich zum Heil der Menſchheit, denn er ging damit um, die meiſten Mönchsorden aufzulöſen. Vielleicht ſtarb er an dieſem Vorſatz.

Die Römer waren froh, daß ſie dieſen Zuchtmeiſter los waren, und gaben ihre Freude dadurch zu erkennen, daß ſie die auf dem Kapitol ſtehende Bildſäule dieſes Papſtes in Stücke ſchlugen. Pasquino ſagte: „Mache ich je wieder einen Mönch zum Papſte, ſo ſoll mir ewig der Rettig im Hintern bleiben.“

Der erſte Papſt im 17. Jahrhundert war Paul V., der nach den verwickeltſten und ſeltſamſten Intriguen im Conklave

gewählt wurde. Er hätte gern Sixtus V. nachgeahmt; aber die Reformation hatte das Ansehen der Päpste mächtig erschüttert. Paul wollte Venedig seine Macht fühlen lassen; aber der Senat dieser Republik kehrte sich wenig an den Bannstrahl des Papstes, der bereits zum Theaterblitz herabgesunken war.

Der Papst tobte und verlangte durchaus Gehorsam; allein der savoyische Gesandte klärte ihn über seinen Standpunkt in Bezug auf Regierungen und Fürsten auf und sagte ihm geradezu: „Das Wort Gehorsam ist unschicklich, wenn von einem Fürsten die Rede ist. Alle Welt würde es für vernünftig halten, wenn Ew. Heiligkeit Mäßigung gebrauchten."

Die Jesuiten versuchten es vergebens, das venetianische Volk zur Empörung zu verleiten und endlich verließen sie mit einer Menge anderer Mönche die Stadt. Das Volk schickte ihnen Verwünschungen nach. Der Senat benahm sich überhaupt gegen die geistlichen Anmaßungen mit großer Energie; alle Geistlichen gehorchten ihm und kehrten sich nicht an das Interdikt. Nur der Großvikar des Bischofs von Padua ließ dem Senat auf sein Verbot des Interdikts antworten, daß er thun werde, was Gott ihm eingebe; als man ihm aber antwortete, Gott habe dem Senat eingegeben, einen jeden Ungehorsamen hängen zu lassen, da kroch der Kuttenheld zu Kreuze."

In diesem Kampfe zwischen Venedig und der päpstlichen Gewalt zeichnete sich der Servite Paul Sarpi, auch Fra Paolo genannt, aus, indem er mit seiner gewandten Feder die Anmaßungen des Papstes mit großer Geschicklichkeit bekämpfte. Die Kardinäle Bellarmi und Baronius streugten vergebens ihren Geist an, um Sarpi zu schlagen, trotzdem, daß sie die ganze päpstliche Rüstkammer von Lügen zu Hülfe nahmen.

Um den gefährlichen Feind los zu werden, beschloß man, Sarpi zu ermorden. Eines Abends (1607) überfielen ihn Banditen und versetzten ihm fünfzehn Dolchstiche. Als er sie erhielt,

Digitized by Google

rief der Märtyrer der Wahrheit: „Ich kenne den Griffel der römischen Kurie!“

Sarpi starb indessen nicht an seinen Wunden, und der Antheil, welchen alle Venetianer an seinem Schicksal nahmen, belohnte den wackern Schriftsteller für das was er gelitten hatte. Da man den „römischen Kurialstyl“ kannte, so mußte eine Sicherheitswache Sarpi begleiten, wenn er ausging, und der Arzt, der ihn geheilt hatte, wurde zum St. Markusritter ernannt.

Urban VII., der 1644 starb, war ein kleiner Tyrann, da es ihm an Macht fehlte, ein großer zu sein. Die Ketzer aller Art haßte er gründlich und war eifrig bemüht, überall das Feuer des Fanatismus gegen sie anzuschüren. Er publicirte die wahnsinnige Bulle, die In coena Domini beginnt, und in welcher alle Spielarten der Ketzer bis in den allertiefsten Abgrund der Hölle „im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ verflucht werden. Diese Bulle wird bis auf den heutigen Tag alljährlich am Gründonnerstage zur Erbauung der Gläubigen in allen römischen Kirchen öffentlich vorgelesen.

Nebenbei war auch dieser liebenswürdige Papst, was man beim Militär einen „Kamaschenfuchser“ nennt. Er bekümmerte sich um die geringsten Kleinigkeiten und behandelte sie mit der größten Wichtigkeit. So verbot er bei strenger Strafe, in der Kirche Tabak zu kauen, zu schnupfen oder zu rauchen. Aber der spätere Innozens XII. ging noch weiter, indem er Jeden excommunizirte, welcher in der Peterskirche schnupfen würde! —

Urban befahl auch, daß sich die Chorherren von St. Anton nicht mehr im Scherze — kitzeln sollten, und daß man am Feste des heiligen Markus keine — Ochsen mehr in die Kirche lasse. An anderen Festtagen gehen seitdem desto mehr hinein, denn er ordnete auch an, daß neben den 52 Sonntagen noch 34 Feiertage bei Todsünde gefeiert werden sollten.

Digitized by Google

Er scharrte 20 Millionen Skudi zusammen, die er aber meistentheils für seine Familie verwandte, und hinterließ noch eine Schuldenlast von 8 Millionen.

Innozens X. war ein elender Papst, der sich ganz und gar von Donna Olympia, der Wittwe seines Bruders, seiner Mätresse, leiten ließ. Dieses unverschämte Weib, regierte die christliche Kirche und verhandelte ohne Scheu Aemter und Pfründen. Um nur Geld zu bekommen, säkularisirte sie zweitausend Klöster, das heißt, sie hob sie auf und zog deren Güter ein. Noch in den zehn letzten Tagen vor dem Tode des Papstes, soll sie eine halbe Million Skudi bei Seite geschafft haben.

Als sie einst beim Spiel eine sehr bedeutende Summe verlor, sagte sie lachend: „Ach, es sind ja nur die Sünden der Deutschen.“ Eine ähnliche Aeußerung erzählte man sich von Alexander VI.

Der Papst protestirte gegen den westphälischen Frieden, welcher der Welt nach dreißigjährigem Kriege den Frieden wiedergab, weil durch ihn zehn Stifte säkularisirt werden sollten. Selbst Oesterreich war empört über solche Niederträchtigkeit, und die Bulle, welche der päpstliche Nuntius an allen österreichischen Kirchen hatte anschlagen lassen, wurde abgerissen und der Drucker derselben eingesperrt und um 1000 Thaler gestraft.

Selbst Kaiser Ferdinand, so bigott er war, sagte zum Nuntius Melzi: „Der Papst hat gut reden; im Reiche geht es bunt zu, während er sich von Olympia krabbeln läßt.“

Der letzte Papst im siebenzehnten Jahrhundert war Innozens XII., ein Mann, der im Vergleich zu den andern Päpsten ziemlich vernünftig genannt zu werden verdient. Er erlebte die Freude, daß der Fürst, in dessen Lande die Reformation entstanden war, wieder in den Schooß der „allein seligmachenden“ römischen Kirche zurückkehrte, nämlich Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, der diesen Schritt thun mußte, wenn er König von

Polen werden wollte und der wie Heinrich VI. von Frankreich dachte, „daß eine Königskrone schon eine Messe werth sei.“

Im Innern dachte Friedrich August gar nicht römisch-katholisch, das heißt er war ein in Religionssachen freidenkender Mann. Als Prinz hatte er in Wien genanen Umgang mit dem nachherigen Kaiser Joseph I. Dieser klagte, daß ihm in der Burg ein Gespenst erschienen sei, welches ihn vor Irrlehren gewarnt und gedroht habe, in drei Tagen wieder zu kommen, wenn er sich nicht bessere.

Der sächsische Prinz bat Joseph, in seinem Zimmer schlafen zu dürfen, denn er hatte große Lust, die nähere Bekanntschaft dieses Gespenstes zu machen. Es kam auch wirklich wieder, aber Friedrich August packte es so kräftig, daß das arme Vieh von einem Gespenst mehrmals in seiner Angst: Jesus, Maria, Joseph! stöhnte. Der Prinz warf das Gespenst zum Fenster hinaus und siehe! es war Se. Hochwürden der Beichtvater!

Von den Päpsten im achtzehnten Jahrhundert ist nicht viel mehr zu sagen, als daß sie meistens nach der Pfeife der Jesuiten tanzten und es versuchten, ihre so ziemlich gestürzte öffentliche Macht auf Schleichwegen wieder zu erlangen, indem sie das Fundament des Staats durch die Jesuiten, ihre Hofmaulwürfe, unterminiren ließen, welche aber nur so weit für das Interesse des Papstes arbeiteten, als es mit dem ihrigen übereinstimmte.

Im Allgemeinen fingen jetzt selbst die heiligen Väter an menschlicher zu werden; das heißt die viehischen Unfläthereien, mit denen sich der päpstliche Hof bisher beschmutzt hatte, wurden mehr im Geheimen getrieben, da man nunmehr Ursache hatte, öffentlichen Skandal zu fürchten. In alten Zeiten setzte man sich in Rom über die öffentliche Meinung hinweg; allein die Reformation hatte gelehrt, daß man dies nicht ungestraft thun dürfe und daß es selbst Vice-Göttern nicht mehr gestattet war, wie die Schweine zu leben.

Benedikt XIV. (1740—1758) war der gelehrteste und humoristischste Papst, der bisher auf dem angeblichen Stuhl Petri gesessen hatte. Er war natürlich durch seine Stellung dazu gezwungen, die althergebrachten Anmaßungen der Päpste, besonders solche, die Geld eintrugen, zu unterstützen und zu vertheidigen; allein so viel er konnte, suchte er doch zu mildern und zu versöhnen.

Ich will nur zwei Anekdoten von ihm erzählen, die ihn als Mensch ziemlich charakterisiren.

Nachdem er einst dem Herzoge von York, also einem Ketzer, alle Merkwürdigkeiten des Vatikans gezeigt hatte, umarmte er ihn und sagte: „Um Absolution kümmern Sie sich nicht, aber der Segen eines alten Mannes wird Ihnen nicht schaden."

Ein alter Seekapitän, Namens Mirabeau, stellte sich mit seinen jungen Offizieren dem Papste vor. Die jungen Herrn konnten sich nicht enthalten, über die Etiquette zu lachen. Der Kapitän stammelte einige Entschuldigungen; aber Benedikt unterbrach ihn: „Sein Sie ruhig; ich bin zwar Papst, aber ich habe keine Macht, Franzosen am Lachen zu verhindern."

Clemens XIII. (1758—1768) war wieder ein Fanatiker. Er konnte die Zeit nicht aus dem Sinn bekommen, wo Kaiser vor den Päpsten auf den Knieen herumgerutscht waren und wo sich die Völker ohne Murren das Fell über die christlichen Ohren ziehen ließen. Alle päpstlichen Anmaßungen, selbst diejenigen, welche man allgemein als solche verdammt hatte, waren ihm geheiligte Anstalten zur Erhaltung der Kirche; sie waren ihm Religion und Sache Gottes.

Er erwartete alles Heil von den Jesuiten und sammelte diese um seinen Thron. Dies gab Pasquino genug Veranlassung zum Spott. Einst äußerte sich dieser steinerne römische Kladderadatsch: „Ich hatte einen Weinberg gepflanzt und wartete, daß er Trauben brächte; und er brachte Herlinge." Clemens setzte einen Preis

auf Entdeckung des Spötters; am andern Morgen antwortete Pasquino: „Es ist der Prophet Jeremias!“

Der Papst erlebte indessen den Jammer, daß das fromme Portugal, ja auch Frankreich, die Jesuiten zu ihrem Vater, dem Teufel jagten, und letzteres sie „für Feinde aller weltlichen Macht, aller Souveräne und der öffentlichen Ruhe“ erklärte.

Clemens nahm indessen nicht Vernunft an; er bestätigte die Jesuiten auf's Neue; hatte aber kein Glück damit. Seine deshalb erlassene Bulle wurde in Frankreich durch Henkershand verbrannt und ihre Bekanntmachung in Portugal bei Lebensstrafe verboten. Das bigotte Spanien entschloß sich sogar zu einem kräftigen Schritt. Alle Jesuiten in diesem Lande wurden an einem schönen Frühlingsmorgen aufgepackt und — nach dem Kirchenstaate geschickt. Kurz, von allen Seiten wurde Jagd auf dieses gefährliche Ungeziefer gemacht. Der von ihm nun halblb aufgefressene Papst — er sollte all die schwarzen Blutsauger ernähren! — trieb es so weit, daß Frankreich große Lust bekam, den Starrkopf zu Rom selbst beim Kragen zu nehmen; aber der Tod errettete ihn von diesem Schicksal.

Sein Nachfolger Clemens XIV. mußte endlich der allgemeinen Stimme Gehör schenken. Am 21. Juli 1773 wurde der Orden der Jesuiten aufgehoben. Dieser Akt verursachte in ganz Europa den ungeheuersten Jubel. Als Clemens die Aufhebungsbulle unterzeichnete, sagte er: „Diese Aufhebung wird mich das Leben kosten.“ Er kannte seine Leute. Clemens starb an Jesuitengift. Ein Großer in Wien fragte ganz naiv einen Ex-Jesuiten: „Clemens ist todt, nicht wahr, ihr habt ihm vergeben?“ — „Ja, wie wir allen Schuldigen vergeben!“ antwortete mit der sanftesten Miene der würdige Schüler Loyolas.

Clemens XIV. war unter 200 Päpsten der beste. Er saß von 1768 bis 1774 auf dem „Stuhl Petri,“ und wenn es denn

doch einmal Päpſte geben muß, ſo wollte ich, er ſäße noch heute darauf. Mit Vergnügen lieſt man die Lebensgeſchichte dieſes Mannes und ich bedaure nur, daß ich hier nicht länger bei derſelben verweilen kann.

Sein eigentlicher Name war Ganganelli. Er ſtieg durch ſeine Talente allmälig zu den höchſten Kirchenwürden und als er, ohne daß er es ſuchte, Papſt wurde, blieb er ebenſo einfach, wie er als Mönch geweſen war. Seine Mittagsmahlzeit war ganz bürgerlich einfach und als die Hofköche über dieſe Einfachheit jammerten, ſagte er: „Behaltet euern Gehalt, aber verlangt nicht, daß ich über eure Kunſt meine Geſundheit verliere.“

Alle andern Päpſte waren darauf bedacht, ihre Nepoten — d. h. Vettern — zu bereichern; er aber ſorgte väterlich für das Wohl ſeiner Unterthanen. Als man ihn fragte, „ob man ſeiner Familie nicht durch einen Kourier von ſeiner Erhebung Nachricht geben ſolle?“ erwiderte er: „Meine Familie ſind die Armen, und dieſe pflegen die Neuigkeiten nicht durch Kouriere zu erhalten.“

Ganganelli war ein vortrefflicher Menſch in jeder Beziehung und machte eine der wenigen Ausnahmen von dem alten Erfahrungsſatz, „daß ſich Jeder ganz und gar ändere, ſo bald er Papſt werde.“ Von ſeiner päpſtlichen Gewalt machte er, wo er konnte, den wohlthätigſten Gebrauch und ſeine Menſchenfreundlichkeit und Mildthätigkeit waren unbegrenzt.

Zwei Soldaten wurden zum Tode verurtheilt und endlich einer von ihnen begnadigt. Sie ſollten nun um ihr Leben würfeln; aber der Papſt duldete dies nicht, ſondern begnadigte beide, indem er ſagte: „Ich habe ja ſelbſt die Hazardſpiele verboten.“ — Ein engliſcher Lord war von dem Papſt ſo entzückt, daß er ausrief: „dürfte der Papſt heirathen, ich gäbe ihm meine Tochter.“

Nachdem Clemens die Sache der Jeſuiten drei Jahre lang ſelbſt auf das ſorgfältigſte geprüft hatte, unterſchrieb er die be-

rühmte Bulle: Dominus ac redemptor — die Bullen werden stets nach den Anfangsworten bezeichnet — wodurch die Jesuiten aufgehoben wurden und damit, wie er wohl wußte, sein Todesurtheil. — Schon in der Charwoche 1774 wirkte das Jesuitengift in den Eingeweiden des trefflichen Mannes. Alle Gegenmittel waren wirkungslos; er starb am 22. September. Der Körper war durch das Gift so zerstört worden, daß selbst das Einbalsamiren nichts half. Die Haare fielen aus, und selbst die Haut löste sich vom Kopfe, so daß bei der Ausstellung der Leiche das Gesicht mit einer Maske bedeckt werden mußte. —

Schließlich muß ich von diesem Papste noch bemerken, daß er es für unschicklich hielt, die Ketzer an jedem Gründonnerstage zu verfluchen, und daß er daher die früher erwähnte berüchtigte Bulle In coena Domini aufhob. Er schützte alle Männer von Verdienst, mochten sie nun Katholiken oder Protestanten sein. Die Inquisition war ihm ein Greuel und schon ehe er Papst war, befreite er Manche aus ihren Krallen.

Der dankbare Kammerpachter des Papstes, Giorgi, setzte ihm ein von dem berühmten Bildhauer Canova verfertigtes Denkmal; aber ein weit schöneres und unvergänglicheres errichtete Clemens XIV. sich selbst in der Geschichte.

Nach langem, heftigem Kampfe im Conklave setzten es die Jesuiten durch, daß abermals einer ihrer Freunde, Namens Braschi, als Pius VI. Papst wurde (1775—1799). Er war unwissend, listig, intolerant, stolz, hochmüthig, ausschweifend, starrsinnig, habsüchtig, herrschsüchtig, jähzornig, diebisch, selbstgefällig und eitel. — Eine schöne Galerie von schlechten Eigenschaften; aber dafür ist die Reihe der guten desto kürzer, so daß es sich kaum der Mühe lohnt, sie zu nennen. Er war ein guter Komödiant und ein hübscher alter Mann; das sind alle seine Verdienste.

Ein solcher Mensch war allerdings nicht geeignet, das wankende

Papſtthum aufrecht zu erhalten. Ein Stückchen nach dem andern bröckelte davon los und eine tüchtige Breſche in demſelben verurſachte ihm das Werk eines Deutſchen, des Weihbiſchofs von Trier, J. N. von Hontheim. Es handelte „über den Zuſtand der Kirche und von der rechtmäßigen Gewalt des Papſtes," und in ihm war bewieſen, daß der Zuſtand der Kirche erbärmlich und die Gewalt der Päpſte uſurpirt ſei.

Dieſes vortreffliche Buch, das Reſultat eines dreiundzwanzigjährigen Fleißes, wurde in verſchiedene Sprachen überſetzt, that dem Papſtthum unendlichen Schaden und rief eine Menge ähnlicher Schriften hervor. Der achtzigjährige Hontheim wurde indeſſen durch allerlei Quälereien dahin gebracht, zu widerrufen; er that es, um in ſeinem hohen Alter Ruhe zu haben; allein die in ſeinem Buche enthaltenen Beweiſe konnten dadurch ihre Bedeutung nicht verlieren; widerlegt hat ſie Niemand.

Kaiſer Joſeph II. machte mit dem Papſt und den Pfaffen wenig Umſtände. Er hob ſehr viele Klöſter auf und hielt es für beſſer, das Geld ſeines Volkes im Lande zu behalten, als es nach Rom zu ſenden. Die Wechſel aus Wien blieben aus und da Pius VI. dieſelben nicht entbehren konnte, ſo entſchloß er ſich, dorthin zu reiſen, um womöglich die Verſtopfung zu heben. Der Kaiſer ließ ihm zwar ſagen, „er werde nächſtens ſelbſt nach Rom kommen, um ſich von Sr. Heiligkeit Rath zu erbitten," — allein Pius wollte den Wink nicht verſtehen.

Die Wiener geriethen ganz außer ſich über die Anweſenheit des Papſtes in ihrer Stadt. Seit dem Konſtanzer Konzil war kein Papſt in Deutſchland geweſen und nun kam gar einer nach Wien! Und dazu einer, der es verſtand, prächtig Komödie zu ſpielen. Die Damen waren rein närriſch vor Vergnügen und Alles drängte ſich herzu, um den im Vorzimmer ausgeſtellten Pantoffel Sr. Heiligkeit zu küſſen.

Digitized by Google

Kaiser Joseph zuckte die Achseln zu dem Enthusiasmus seiner Wiener, erwies dem Papst alle Ehre, allein machte dessen Reisezweck vollständig zu nichte. Als Pius nämlich auf die Hauptsache kommen wollte, bat ihn Joseph, alles schriftlich zu machen, er verstehe nichts von Theologie" und verwies ihn an den Staatskanzler Kaunitz.

Der Papst erwartete nun wenigstens den Besuch dieses Ministers; allein er wartete vergebens und der heilige Vater mußte sich entschließen, selbst zu ihm zu gehen, unter dem Vorwande, seine Gemälde zu besehen. Pius reichte dem Kanzler die Hand zum Kusse, aber dieser begnügte sich damit, sie recht herzlich zu schütteln und der heilige Vater war ganz verblüfft. Er wurde es noch mehr, als ihn Kaunitz ohne Umstände vor seinen schönsten Gemälden hin und her schob, damit er den richtigen Standpunkt finde. Dies wollte aber Pius in Wien nicht gelingen, und die Million Skudi, welche die Reise kostete, war weggeworfen.

Der Kaiser schenkte dem Papste einen schönen Wiener Reisewagen — wahrscheinlich auch ein diplomatischer Wink! — und ein Diamantkreuz, 200,000 Gulden an Werth, als Pflaster auf die Wunde, die dem päpstlichen Ansehen geschlagen war.

Auf der Rückreise passirte Pius München und vergaß hier die erlittenen Demüthigungen. Er nannte diese Stadt das deutsche Rom, ein Name, um den es andere deutsche Städte nicht beneiden.

„Ich hoffe mein Volk noch zu überzeugen, daß es katholisch bleiben kann, ohne römisch zu sein," sagte der beste deutsche Kaiser einst zu Azara. Armer Kaiser! Es ging ihm wie seinem Vorgänger Friedrich II. von Hohenstaufen; das dumme Volk ließ ihn im Stich.

Pius erlebte aber nicht nur einen abtrünnigen Kaiser von Oesterreich, er erlebte sogar die große Revolution, welche mit

den Pfaffen den Kehraus tanzte. 1798 rückte Berthier in Rom ein und die neu-römischen Republikaner sangen:

Non abbiamo Pazienza,
non vogliamo Eminenza,
non vogliama Santita,
ma — Egualianza e Liberta.

(Wir haben keine Geduld, wir wollen keine Eminenz, keine Heiligkeit, sondern Freiheit und Gleichheit).

Man hatte gehofft, der nun schon sehr alte heilige Vater werde vor Alteration gen Himmel fahren; als er aber dazu noch keine Anstalten machte, sannen die Republikaner darauf, ihn wenigstens aus Rom fortzuschaffen. Der General Ceroni ging zu ihm und sagte: „Oberpriester! die Regierung hat ein Ende; das Volk hat die Souveränetät selbst übernommen."

Darauf nahm man dem Papst seine Kostbarkeiten und selbst seinen Ring ab und verlangte, daß er die dreifarbige Kokarde aufstecken solle. Der alte Pius weigerte sich jedoch und sagte: „Meine Uniform ist die Uniform der Kirche." Da nun nichts mit dem alten Mann anzufangen war, so packte man ihn in einen Wagen, brachte ihn unter sicherer Eskorte nach Siena und endlich nach Florenz in die dortige Karthause.

Die frommen Katholiken unterstützten ihn reichlich und der gedemüthigte alte Mann würde hier gern sein Leben beschlossen haben; allein so gut wurde es ihm nicht. Nachdem ihm sein Nepote noch den Schmerz bereitet hatte, mit dem Rest seiner Reichthümer durchzugehen, zwangen ihn die Republikaner, bei der Annäherung des Feindes nach Frankreich zu reisen.

Pius war krank und zeigte den Aerzten seine geschwollenen Füße und Beulen mit den Worten des Pilatus: Ecce homo! Aber das, was das Volk so lange von Päpsten und Fürsten erdulden mußte, hatte die Herzen der Republikaner für die Leiden

eines alten Papſtes unempfindlich gemacht. Sie hatten die Bedrückungen von Jahrhunderten und das Blut von Millionen zu rächen, welches die Päpſte „für den Glauben“ vergoſſen hatten. Pius mußte fort über die Alpen durch Eis und Schnee, meiſtentheils bei Nacht, um Aufläufe der Katholiken zu verhindern, bis er nach Valence an der Rhone kam.

Wir Deutſche ſind weichmüthige Narren, und die Leiden eines alten, kranken, gedemüthigten, wenn ſelbſt bösartigen Feindes gehen uns ans Herz. Mir geht es ebenſo, und damit ich nicht ſentimental werde, rufe ich mir den deutſchen Kaiſer Heinrich IV. ins Gedächtniß, wie er, körperlich und geiſtig krank, zu Fuß im ſtrengſten Winter durch Schnee und Eis die Alpen überſteigt, um im Schloßhof zu Canoſſa barfuß und faſt nackt ſich vor einem Papſt zu demüthigen; ich ſehe die Opfer der Inquiſition ſich am Marterpfahle winden, — und freue mich nur, daß die Rachſucht der Republikaner nicht zufällig einen guten Papſt, ſondern einen laſterhaften traf.

Pius benahm ſich indeſſen in ſeinen Leiden wie ein Mann, und es wäre eine Ungerechtigkeit, das nicht anzuerkennen. Man wollte ihn von Valence abermals weiter nach Dijon bringen, als er am 29. Auguſt 1799 ſtarb. Er hinterließ nichts als ſeine kleine Garderobe, 50 Livres an Werth, welche der Maire für Nationaleigenthum erklärte. — Die Revolutionen thun oft Einzelnen weh; aber noch häufiger thun ſie der Geſammtheit der Menſchen gut. — Wo wären wir ohne 1848?

Pius hatte verſucht, ſich durch viele geſchmackloſe Bauwerke zu verewigen, auf welche er ſtets ſeinen Namen und ſein Wappen ſetzen ließ, und unternahm es auch, die berüchtigten pontiniſchen Sümpfe auszutrocknen, obwohl ohne Erfolg. Er verlor dadurch ungeheure Summen und erwarb damit nichts als den Spottnamen Il Seccatore, welches der Austrockner heißt, aber zugleich auch einen überläſtigen Menſchen bedeutet.

Bei Pius Tode hatte Pasquino viel zu thun. Er antwortete auf die Frage: „Wie fand man den Leichnam des heiligen Vaters?“ — „Im Kopf waren seine Nepoten, im Magen Josephs Kirchenordnung und in den Füßen die pontinischen Sümpfe.“

Wer hätte es jemals gedacht, daß Frankreich, welches vor tausend Jahren die Macht des Papstes schuf, einst den Vice-Gott auf Pension setzen würde. Aber die Zeit der Wunder war wiedergekehrt, nur daß der Wunderthäter kein gläubiger Heiliger, sondern Napoleon I. war.

Der große Bonaparte verrieth die Freiheit und war klein genug, Kaiser werden zu wollen, und das konnte er nur, wenn er die Dummheit der Menschen beförderte, und dazu brauchte er wieder einen Papst; denn Pfaffen und Despotie gehören zusammen, wie Stiel und Hammer.

Der neue Papst Pius VII. salbte Napoleon. Pasquino konnte sein Maul nicht halten; er antwortete auf die Frage: „Warum ist das Oel so theuer?“ — „Weil so viele Könige gesalbt und so viele Republiken gebacken sind.“

Mit Zittern und Zagen ging Pius nach Frankreich; aber die wilden Löwen der Republik waren bereits wieder sanfte Schafe der Kirche geworden und der Papst äußerte selbst: „Ich rechnete darauf, als ehrlicher Mann empfangen zu werden, aber nicht als Papst.“

Die Pariser waren indessen — durch das Revolutionssieb filtrirte Pariser. Der Krönungszug war für sie kein heiliges Schauspiel, sondern eine Farce, und als Pius VII. seinen Segen ertheilte, riefen die Gamins: bis! bis!

Der Esel, auf welchem der Kreuzträger vor dem päpstlichen Wagen herritt, erregte ihre ganz besondere Heiterkeit: „Ach, seht da die päpstliche Kavallerie! Ach, der apostolische Esel, der heilige Esel, der Esel der Jungfrau!“ und schallendes Gelächter erschallte vor Notre Dame.

Der Kaiser ließ den Papst eine Stunde in der Kirche warten und setzte sich dann mit seiner Gemahlin selbst die Krone auf. Pius VII. spielte eine untergeordnete Figurantenrolle.

Zorn im Herzen kehrte der heilige Vater nach Rom zurück. Der Spott der Pariser hatte ihn vielleicht etwas verrückt gemacht. Er wurde im Kalender irre und meinte wahrscheinlich acht Jahrhunderte früher zu leben, denn er dachte ernsthaft daran, alle Fürsten und alle Kirchen wieder von sich abhängig zu machen. Er hatte das Papstfieber.

Napoleon hatte indessen erreicht, was er wollte und schonte den toll gewordenen Papst nicht länger. Am 2. Februar 1808 rückte General Miollis in Rom ein. Pius trat ihm entgegen und fragte: „Sind Sie Katholik?" — „Ja, heiliger Vater," stammelte der General ganz verlegen. Pius gab ihm schweigend den Segen und ging in sein Kabinet.

Lachen wir auch über die Anmaßungen des Papstes, so müssen wir doch gestehen, daß er seine Rolle dem allmächtigen Kaiser gegenüber gut spielte. Das römische Volk war durch die harte Behandlung, die man den Kardinälen und selbst dem Papst zu Theil werden ließ, gegen die Franzosen so erbittert, daß es diesem nicht schwer gewesen wäre, ein Seitenstück zur sizilianischen Vesper hervorzurufen. Daß er dazu Lust hatte, läßt sich vermuthen; allein die Sache war doch zu gewagt und Pius beschloß, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Napoleon wollte ihn jedoch in Frankreich unter seiner speziellen Aufsicht haben. Eines Nachts drangen Soldaten in den Vatikan und der heilige Vater wurde in einem Lehnstuhl durch das Fenster hinabgelassen und nach Frankreich gebracht. Hier lebte der Vice-Gott nicht „wie der liebe Gott in Frankreich," sondern zurückgezogen und einfach und begnügte sich damit, gegen die ihm angethane Gewalt zu protestiren. Er gab dem Kaiser nicht einen Zoll breit nach und das war männlich. In einer Privatunterhaltung, die zufällig

Digitized by Google

belauscht wurde, nannte er Napoleon verächtlicherweise „Komödiant!“ was den Kaiser so wüthend machte, daß er, um seinem Zorn Luft zu machen, ein kostbares Porzellangefäß auf dem Boden zertrümmerte.

Als Napoleon nach Elba verbannt wurde, zog Pius VII. (im Mai 1814) nach Rom und geberdete sich als echter Papst. Er hatte es erfahren, daß die Macht aus den geistlichen Händen wieder in die weltlichen übergegangen war. Mit Gewalt war sie nicht wieder zu erlangen, dazu fühlte er sich zu unmächtig; aber es gab andere Wege, heimliche, verborgene, und die Menschen waren noch immer dumm!

Sein erstes Werk war es, die Jesuiten wieder herzustellen (7. August 1814). Die Erweckung der andern Mönchsorden folgte nach, wie auch die der Bulle in coena Domini, die alle Ketzer verflucht. Ja, die Inquisition, selbst die Folter trat wieder ins Leben und wurde gegen mehrere unglückliche Carbonari angewendet. All der Unsinn der frühern Jahrhunderte kam wieder zu Tage. Pius öffnete die seit Jahren geschlossene Rumpelkammer des päpstlichen Zeughauses und heraus flatterten mittelalterliche Eulen und Fledermäuse. — Prozessionen, Wallfahrten, Heiligenbilder und wie der Gaukelapparat heißen mag, kamen aufs Neue zur Geltung; das neue Licht sollte mit Gewalt ausgelöscht werden. —

Pius VII. fiel auf dem Marmorboden seines Zimmers, brach einen Schenkel und starb am 20. August 1823 in einem Alter von 81 Jahren.

Sein Andenken muß jedem Freunde fast noch verhaßter sein, als das irgend eines andern Papstes aus der Zeit des frühern Mittelalters, weil Pius im neunzehnten Jahrhunderte lebte und aus Herrschsucht und Habgier das römische Ungeziefer über die Erde losließ, unbekümmert über das Unglück, welches dadurch angerichtet wurde; gleich jenem Jungen, von dem die Zeitungen be-

richteten, der Scheunen in Brand ſteckte, — um dadurch zu den Nägeln zu gelangen, wovon er den Erlös vernaſchte.

Leo XII., der nun folgte, war ein munterer Lebemann, von dem manche deutſche Dame zu erzählen wußte. Dabei war er Jagdliebhaber, kurz ein ganz flotter Burſche. Pasquino meinte: „Wenn der Papſt ein Jäger iſt, ſo ſind die Kardinäle die Hunde, die Provinzen die Forſte und die Unterthanen das Wild.“ — Ach, guter Pasquino, Wild waren die Unterthanen immer und das wird ſich nur ändern, wenn ſie ernſtlich wild werden!

Als Leo Papſt wurde — wurde er eben wieder ein Papſt! Er verkündete 1825 ein Jubiläum und lud die Gläubigen ein: „die Milch des Glaubens aus den Brüſten der römiſchen Kirche unmittelbar zu ſaugen.“ Bon appetit!

Dieſer Leo war ein ſolcher — Papſt, daß er die Kuhpockenimpfung als gottlos verbot, weil der Eiter eines Thieres mit dem Blute eines Menſchen vermiſcht werde! — Unter frühern Päpſten wurde für Geld ſelbſt Sodomiterei mit Thieren erlaubt und doch machen die Päpſte den Anſpruch auf Unfehlbarkeit.

Leo trat ganz in die Fußſtapfen ſeines Vorgängers und die Kirche, von den Regierungen, beſonders aber von der öſterreichiſchen, mit deſpotiſcher Liebe unterſtützt, erholte ſich immer mehr von dem Schlage, den ihr die Revolution verſetzt hatte. Im Jahr 1827 beſtand der päpſtliche Generalſtab aus 55 Kardinälen, 10 Nuntien, 118 Erzbiſchöfen und 642 Biſchöfen. Die Armee der Weltgeiſtlichen, Mönche und Jeſuiten vermag ich nicht zu taxiren.

Leo ſtarb 1829 und ihm folgte Pius VIII., der bereits am 30. November 1830 ebenfalls ſtarb, nachdem er den Obſcurantismus nach beſten Kräften befördert hatte. Wer daran zweifelt, der leſe ſein Generaledikt des heiligen Officiums vom 14. Mai 1829, worin in Gemäßheit eines heiligen Gehorſams

und unter Strafe der Ausschließung und des Verbanntseins, außer den andern Strafen, welche schon durch die heiligen Kanone, Dekrete, Konstitutionen und Bullen der Päpste ausgesprochen werden, Allen und Jeden, die der Gerichtsbarkeit des Generalinquisitors untergeben sind, geboten wird: binnen Monatsfrist Alles, was sie wissen oder erfahren werden, gerichtlich anzugeben, in Betreff Alles oder eines Jeden von Denen, welche Ketzer oder der Ketzerei verdächtig und von ihr angesteckt, oder ihre Gönner und Anhänger sind — die vom katholischen Glauben abgefallen sind — welche sich den Beschlüssen der heiligen Inquisition widersetzt haben oder sich widersetzten, die entweder in eigener Person oder durch Andere, auf welche Art es auch geschehen mag, einen Diener, Ankläger, einen Zeugen bei dem heiligen Gerichte in ihrer Person, ihrer Ehre und ihren Vorrechten beleidigt haben, oder beleidigen, zu beleidigen gedroht haben oder zu beleidigen drohen — welche in eigener Wohnung oder bei Andern Bücher von ketzerischen Verfassern, Schriften, die Ketzereien enthalten oder religiöse Gegenstände ohne Bevollmächtigung des heiligen Stuhles behandeln, ehedem besessen haben oder jetzt besitzen" ꝛc. ꝛc.

Am 2. Februar 1831 bestieg der Kardinal Mauro Capellari unter dem Namen Gregor XVI. den päpstlichen Stuhl. Er hieß eigentlich Bartolommeo Alberti Capellari und wurde 1765 in Belluno im Venetianischen geboren. Im Jahre 1783 trat er unter dem Namen Mauro in den Kamaldulenserorden, und nachdem er 1801 Abt, 1823 General seines Ordens geworden war, machte man ihn 1826 zum Kardinal.

Die Unzufriedenheit im Kirchenstaate war groß und bald nach seiner Besteigung des päpstlichen Stuhles brachen Aufstände aus, welche jedoch mit Hülfe österreichischer und französischer Truppen unterdrückt wurden. Anstatt, wie er verheißen, das Loos seiner unglücklichen Unterthanen zu erleichtern, zog er auf den Rath einiger Kardinäle die Zügel der Regierung noch schärfer an und

Digitized by Google

jede freie Aeußerung wurde im Kirchenstaate noch härter bestraft, wie zu jener Zeit selbst in Oesterreich oder Preußen.

Schon unter Pius VIII. war Gregor XVI. zu politischen Unterhandlungen gebraucht worden und namentlich leitete er diejenigen, welche mit Preußen wegen der gemischten Ehen gepflogen wurden. Als Papst gerieth er mit allen Regierungen in Streit, denn er trachtete danach, seine geistliche Gewalt in ihrer alten Herrlichkeit wiederherzustellen. Alle Anmaßungen der Päpste und der Hierarchie wurden von ihm mit Starrsinn aufrecht erhalten, Alles was dem entgegenstand, bekämpft und alle Anstalten und Einrichtungen begünstigt, welche seit Jahrhunderten zur Unterstützung dieses Strebens gedient hatten. Die Wissenschaften wurden unterdrückt, die Jesuiten begünstigt und Kloster errichtet oder neu aufgeführt.

Mit Spanien und Portugal kam er in Streit, ebenso mit Preußen wegen der Erzbischöfe Droste von Vischering und Dunin; mit Rußland gleichfalls und auch mit der Schweiz wegen der Aufhebung der Klöster im Aargau.

Er starb am 1. Juni 1846, und die Welt freute sich, einen Mann los zu sein, dessen ganzes Trachten es gewesen war, die Weltuhr zurückzustellen, während es überall gährte und das Volk zum Fortschritt drängte.

Zu seinem Nachfolger wurde Pius IX. erwählt, der jetzt noch auf dem sogenannten Stuhl Petri sitzt und von dem man hofft, daß er der letzte eigentliche Papst gewesen sein wird. Sein Name ist Giovanni Maria Graf Mastai-Ferretti. Er wurde am 13. Mai 1792 in Sinigaglia geboren. Er war ein von den Damen sehr wohlgelittener junger Mann geworden, als er 1815 in die päpstliche Garde treten wollte; allein leider konnte er nicht angenommen werden, da er an der fallenden Sucht oder Epilepsie litt. Er beschloß daher, die geistliche Laufbahn einzuschlagen, und fing an, die unnütze Wissenschaft zu studiren, welche man Theologie nennt,

Digitized by Google

die aber den relativen Nutzen hat, daß sie zu hohen Ehren und Stellen führen kann.

Ein römisch-katholischer Priester darf aber an keinem körperlichen Gebrechen leiden, und die Kirche hat sehr triftige Gründe dafür; der junge Graf Ferretti würde daher mit seinen epileptischen Anfällen gleichfalls von ihr zurückgewiesen worden sein, wenn sich nicht der Himmel mit einem Wunder hineingemischt hätte. Ein Geistlicher in Loretto, Namens Strambi, heilte ihn von dem gräßlichen Uebel durch Magnetismus, das heißt durch Handauflegen, — eine Kraft, welche übrigens auch viele Ketzer haben und ausüben.

Da nun nichts seiner Weihe als Priester im Wege stand, so wurde er in Rom als Priester ordinirt und 1823 mit der Mission nach Chili in Südamerika geschickt. Von dort kehrte er nach zwei Jahren zurück, wurde 1827 Erzbischof von Spoleto, 1833 Bischof von Imola und 1840 Kardinal. Am 16. Juni 1846 wurde er zum Papst gewählt und als Pius IX. am 21. Juni gekrönt.

Selten trat ein Papst seine Regierung unter so günstigen Umständen an, denn die Härte seines Vorgängers ließ jede versöhnliche Maßregel, jede Verbesserung als doppelt werthvoll erscheinen. Da Pius IX. ein milder und für einen Papst freisinniger Mann war, so trugen ihm die Italiener eine an Enthusiasmus grenzende Liebe entgegen. Man erwartete indessen mehr von ihm, als er in seiner Stellung als Papst leisten konnte und wollte, und die von der revolutionären Partei ihm zugemutheten Schritte überschritten diese Grenze.

Das Jahr 1848 brach an; auch der Papst mußte dem Sturme folgen und die Verfassung vom März 1848 bewilligen, obwohl mit Widerstreben. Das konstitutionelle Regieren war aber einem Papste ein ungewohntes Ding, und um den heraufbeschworenen Geist in seine Schranken zu bannen, wurde von ihm

Graf Pelegrino de Rossi zum Minister ernannt, welcher das Volk durch strenge Maßregeln in Furcht halten wollte. Das ging nicht im Jahr 1848, und die Folge waren Aufstände in Rom und die Ermordung des mißliebigen Ministers. Die Aufregung stieg, und das von dem Volksverein dirigirte Volk zog vor den Quirinal, seine Wünsche darzulegen. Der Papst wollte „sich nicht imponiren lassen," allein als man das kanonische Recht — das heißt wirkliche metallene Kanonen — gegen ihn anwandte, hatte er nachzugeben und ein demokratisches Ministerium zu ernennen, an dessen Spitze Graf Mamiani della Rovere stand. Da sich Pius aber aller Macht beraubt sah, so hielt er es für zweckmäßig am 24. November 1848 unter dem Schutze des baierischen Gesandten Grafen Spaur und in einer Verkleidung als Abbate aus Rom zu fliehen und sich in Gaëta unter den Schutz des Königs von Neapel zu stellen. Die Folge davon war, daß Rom zur Republik erklärt wurde.

Eine politische Geschichte Roms liegt außer dem Bereiche dieser Schrift, die weniger mit dem Fürsten des Kirchenstaates, als mit dem Oberhaupt der römisch-katholischen Christenheit zu thun hat. Daß dieser zugleich weltlicher Fürst und als solcher in politische Händel verwickelt ist, ist ein Umstand, welcher selbst von vielen Katholiken beklagt wird, da er dem Oberhaupt der Kirche die Würde raubt. Wie derselbe in seiner Eigenschaft als Fürst durch französische Bajonnette noch immer künstlich erhalten wird, ist bekannt, wie auch die ziemlich gewisse Hoffnung, daß mit dem Aufhören dieses Schutzes der Papst von seinen weltlichen Regierungssorgen erlöst werden wird.

So bewegt und trübe die Laufbahn des gegenwärtigen Papstes als Fürst war, so waren doch seine Erfolge als Oberhaupt der Kirche für ihn sehr günstig. Er trat genau in die Fußstapfen seines Vorgängers, allein that es in weniger schroffer Weise, als dieser. Es gelang ihm, mit fast allen Mächten Konkordate

abzuschließen, durch welche die Macht und das Ansehen der römischen Kirche wieder hergestellt wurde. Besonders erfolgreich war er in dieser Beziehung in Frankreich und Oesterreich, wo die Kirche ihren ganzen verderblichen Einfluß auf die Schulen wieder gewann.

Die Fürsten, durch das Jahr 1848 erschreckt, hielten es für nothwendig, den verdummenden und knechtenden Einfluß der Kirche auf das Volk wieder zur Unterstützung ihrer eigenen despotischen Gelüste zu Hülfe zu rufen, während andererseits die römische Kirche, besonders in Deutschland, danach strebte, sich von dem Einfluß der weltlichen Regierungen möglichst frei zu machen. Zu dem letzteren Zwecke wurden die Piusvereine gestiftet, deren erster 1848 im April in Mainz gegründet wurde und deren Zahl bald so sehr wuchs, daß bereits im Oktober desselben Jahres eine Generalversammlung von 83 solcher Vereine beschickt wurde. Von diesen Vereinen gingen nun unter verschiedenen Namen wieder andere Vereine hervor, die sämmtlich für die Wiederherstellung der römischen Herrlichkeit in der umfassendsten und praktischsten Weise wirkten.

Der ausgesprochene Zweck dieser Vereine ist es, mit allen gesetzlichen Mitteln zu wirken für die Freiheit des römischen Glaubens und Kultus, für das göttliche Recht der Kirche zu lehren und zu erziehen; für unbeschränkten Verkehr zwischen Bischöfen und Gemeinden und zwischen beiden und dem Papste; für Heilung der Nothstände und für freie Verwaltung und Verwendung des Kirchenvermögens. In politischer Beziehung wollten die Vereine nur zur Unterstützung der obrigkeitlichen Gewalt und zur Förderung der staatlichen Zwecke indirekt beitragen; allein sie beschränkten sich keineswegs darauf, sondern griffen wo immer möglich direkt in die Politik ein.

Pius IX. ist weit entfernt, das Unzeitgemäße der Lehren der römisch-katholischen Kirche zuzugeben, sondern im Gegentheil eifrig

bemüht, den Glauben an alle im Mittelalter zur Geltung gebrachten Dogmen wieder zu erwecken, und die Welt erlebte von ihm die wunderbare Thatsache, daß er die wahnsinnige Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria am 8. Dezember 1854 in der Peterskirche durch feierlichen Akt zum Dogma erhob.

Während die Thätigkeit der römischen Kirche in Deutschland solche Erfolge errang, verlor sie immer mehr und mehr in Rom und in ganz Italien und besonders in Sardinien und im jetzigen Königreich Italien, dessen konstitutionelle Regierung den Anmaßungen der Kirche entschieden entgegen trat.

Den härtesten Schlag erhielt jedoch die römische Kirche, oder vielmehr die päpstliche Gewalt durch den im Jahr 1866 stattgehabten Umschwung der Dinge. Die von dem österreichischen Reichstag ausgesprochene theilweise Aufhebung des Konkordats beraubt sie der Leitung des Schulwesens und der Kontrole über die Ehe und damit zweier der mächtigsten Hebel ihrer Macht.

Die große Thätigkeit, welche die römische Kirche durch ihre Vereine und andre ihr zu Gebot stehende Mittel entwickelt, und das immer dreistere Auftreten derselben machten nicht nur manche Regierungen stutzig, sondern veranlaßten auch die Männer der Wissenschaft und selbst diejenigen, welche sich nie um die Religion kümmerten, sich gegen die verfinsternden und die Entwicklung des freien Volksfortschrittes hemmenden Bestrebungen der Kirche mit aller Kraft zu erheben. Was immer auch Papst Pius IX. von dem in diesem Jahr von ihm zusammen berufenen Konzil für sanguinische Hoffnungen hegen mag, wer die Lage der Dinge mit vorurtheilsfreiem Auge betrachtet, sieht mit sonnenheller Klarheit, daß ein für das Mittelalter berechnetes Institut im Jahre 1869 nicht wieder neu aufblühen kann. Der Genius der Freiheit wird die Finsterlinge in den Staub treten.

V.

Sodom und Gomorrha.

„Es iſt kein feyner Leben auf erden, denn gewiſſe zinß haben von ſeinem Lehen, eyn Hürlein daneben und unſerem Herre Gott gedienet.“

Die Reformation wurde recht eigentlich durch das Schandleben der römisch-katholischen Geistlichkeit hervorgerufen, denn der Ablaßunfug war nur die nächste Veranlassung. Es verlohnt sich daher schon der Mühe, einen Blick in diese geistliche Kloake zu thun und zu prüfen, woher es kommt, daß gerade Diejenigen, welche durch ihre Stellung vorzugsweise dazu berufen waren, den Menschen als Muster der Sitte voranzugehen, sich durch die zügellosesten sinnlichen Ausschweifungen so sehr befleckten, daß sie dadurch den allgemeinen Abscheu gegen sich hervorriefen.

Die schaffende und erhaltende Kraft oder Macht, die wir Gott nennen, hat allen lebenden Geschöpfen den Geschlechtstrieb gegeben. Sie machte ihn zu dem mächtigsten Triebe, weil sie damit die Fortpflanzung verband, worauf sie bei allen organischen Geschöpfen besonders vorsorglich bedacht war; ja sie stellte es nicht in den freien Willen, dem Geschlechtstriebe zu folgen, sondern zwang dazu, ihm zu folgen, indem sie die unnatürliche Unterdrückung desselben empfindlich strafte. Der gewaltsam unterdrückte Geschlechtstrieb macht Thiere toll und Menschen zu Narren, wie wie wir an einigen Beispielen im Kapitel von den Heiligen gesehen haben.

Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist also eine Naturpflicht und an und für sich ebenso erlaubt und unschuldig, wie die Befriedigung des Durstes. Vom sittlichen Standpunkt aus

beurtheilt, verdienen der Freſſer und der Säufer in nicht geringerem Grade unſern Tadel, als der in der ſinnlichen Liebe ausſchweifende Wollüſtling und die ſeltſame und verkehrte Anſicht, wodurch wir ſelbſt die naturgemäße Befriedigung des Geſchlechtstriebes gleichſam zu einem Verbrechen, oder doch zu einer Handlung ſtempeln, deren man ſich ſchämen muß, — verdanken wir einzig und allein der mißverſtandenen, verunſtalteten chriſtlichen Religion.

Das geſellſchaftliche Zuſammenleben macht es durchaus nothwendig, daß die Leidenſchaften der Menſchen geregelt werden, ſei es nun durch die ſogenannte Sitte oder durch Geſetze. Wollte ein Jeder ſeinen Leidenſchaften den Zügel ſchießen laſſen, ſo würden ſich Staat und Geſellſchaft bald in wilde Anarchie auflöſen. Damit ein jeder Bürger, auch der ſchwächſte, im Genuß ſeines Lebens und Eigenthums ſelbſt gegen den ſtärkſten geſchützt ſei, muß Jeder ſeinen natürlichen Leidenſchaften eine vom Geſetz beſtimmte Grenze ſetzen, welche von den Vollziehern dieſer Geſetze, hinter denen die Geſammtkraft des Volkes ſteht, ſorgfältig bewacht und geſchützt wird.

Die Erfahrung lehrt, daß der Geſchlechtstrieb gar oft die gewaltigſten und verderblichſten Wirkungen hervorbringt, und ſo mußte er denn natürlich auch die ganz beſondere Aufmerkſamkeit der Geſetzgeber in Anſpruch nehmen. Sie fanden in der Ehe das geeignetſte Mittel, den Folgen geſchlechtlicher Ausſchweifungen vorzubeugen, und alle civiliſirten Völker alter und neuer Zeit betrachteten die Ehe als die feſteſte Grundlage des Staatslebens und in jeder Hinſicht als ein höchſt ſegensreiches und die Menſchen veredelndes Inſtitut.

Die chriſtliche Kirche verkannte die Wichtigkeit der Ehe durchaus nicht, und da ſie unabläſſig bemüht war, den größtmöglichen Einfluß auf die Menſchen zu erlangen, ſo bemächtigte ſie ſich auch vorzugsweiſe der Ehe, obwohl dieſelbe die Kirche nicht mehr be-

rührt, wie jede andere gesellschaftliche Einrichtung, und behauptete, daß zur Schließung derselben die priesterliche Einsegnung durchaus nöthig sei; ja sie ging so weit, daß sie diese rein gesellschaftliche Uebereinkunft, über welche höchstens dem Staat eine Kontrole zusteht, für ein sogenanntes Sakrament erklärte.

Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, daß die Päpste selbst die schamlosesten Betrügereien nicht scheuten, wenn es die Vergrößerung ihrer Macht galt, und so kann es uns nicht mehr besonders auffallen, wenn wir nachweisen, daß sie auch in Bezug auf die Ehe wahrhaft lächerliche Inkonsequenzen begingen.

Die Ehe, dieses heilige Sakrament, wurde den Geistlichen verboten, weil es sie verunreinige! — Den wahren Grund dieses Verbotes habe ich bei Erwähnung Gregors VII. im vorigen Kapitel erwähnt, und der angegebene Zweck wurde damit erreicht, obwohl dadurch Folgen erzeugt wurden, welche der römischen Kirche fast eben so großen Nachtheil brachten, wie den Menschen im Allgemeinen.

Die Geistlichen wurden durch das Cölibat — so nennt man die erzwungene Ehelosigkeit römischer Priester — völlig isolirt und ihre Verbindung mit den übrigen Menschen und dem Staate zerrissen, dafür aber desto fester an die Kirche, das heißt an den Papst, gefesselt; denn dieser ist es ja, von dem jeder römisch-katholische Geistliche in höchster Instanz sein zeitliches Heil zu erwarten hat. Der alte Vice-Gott in Rom ist ihm Familie und Vaterland. Ein echt römisch-katholischer Geistlicher kann gar kein guter Patriot oder Staatsbürger sein.

Was kümmern sich die Päpste um die abscheulichen Folgen des Cölibats. Sie wollen unumschränkt herrschen um jeden Preis, wenn auch durch ihren schändlichen Egoismus die Moralität der ganzen Welt sammt dem Christenthum zu Grunde geht. Die heiligen Väter in Rom werden durch nichts Anderes bewegt, als durch ihren Eigennutz, welche erhabenen Gründe sie auch mit

salbungsvollen Worten zur Bemäntelung desselben vorbringen mögen.

Weder Tonsur noch Weihen vermögen es, den Geistlichen die „menschlichen Schwächen", wie man dummer Weise die Regungen des Naturtriebes häufig nennt, abzustreifen. Die Natur respektirt einen geweihten Pfaffenleib eben so wenig, wie den irgend eines andern thierischen Organismus, und kämpft mit ihm um ihr Recht. Diese Kämpfe endeten bei gewissenhaften Geistlichen, denen es mit ihrem Keuschheitsgelübde Ernst war, gar häufig mit Selbstmord oder Wahnsinn, oder mit unnatürlicher Befriedigung des Geschlechtstriebes oder mit freiwilliger Verstümmelung. — Der schlechtere Theil der Geistlichen, die ich hauptsächlich mit „Pfaffen" meine, betrachtet dagegen die Ehe als eine Fessel, von der sie der gute Gregor befreit hat, und thut wie jener Mönch, der nach langen Kämpfen endlich dem Rathe eines alten Praktikus folgte: „Wenn mich der Teufel reizt, so thue ich, was er will, und dann hört der Kampf auf." Sie wissen sich, was die Befriedigung des Geschlechtstriebes anbetrifft, für die Ehe schadlos zu halten, indem sie nach Clemens VI. Ausdruck „wie eine Heerde Stiere gegen die Kühe des Volkes wüthen."

Diese Pfaffen nennt der heilige Bernhard „Füchse," die den Weinberg des Herrn verderben und die Enthaltsamkeit nur zum Deckel der Schande und Wollust brauchen, vor denen schon der Apostel Petrus gewarnt habe. „Man müsse," fährt er fort, „ein Vieh sein, um nicht zu merken, daß man allen Lastern Thür und Thor öffne, wenn man rechtmäßige Ehen verdamme."

Jesus war selbst nicht verheirathet; aber bei vielen Gelegenheiten äußerte er sich über die Ehe und erkannte sie als eine durch göttliche Anordnung geheiligte Anstalt an*); ja wir wissen,

*) Matth. 5, 31. 32; 19, 3—7. 9.

daß er mit seiner Mutter und seinen Jüngern einer Hochzeitsfeier in Kana in Galiläa beiwohnte *), was er nicht gethan haben würde, wenn er die Ehe überhaupt als eine unsittliche Verbindung erkannt hätte.

Die Apostel hatten darüber ganz dieselben Ansichten. Paulus nennt die Ehe einen in allen Betrachtungen ehrwürdigen Stand **) und erklärt sogar die Untersagung derselben für eine Teufelslehre ***). Kurz nach allen in der Bibel enthaltenen Lehren des Christenthums ist das Band, welches die Ehe um Mann und Weib schlingt, ein höchst ehrwürdiges.

Die Christen der ersten Zeit waren auch weit davon entfernt, die Ehe der Geistlichen als etwas Unerlaubtes zu betrachten, ja sie setzten dieselbe bei ihnen sogar voraus. Petrus selbst, dessen Nachfolger die Päpste sein wollen, und die meisten der Apostel waren verheirathet. Paulus verlangt von den Bischöfen und Diakonen, daß sie im ehelichen Stande leben sollten. Er schreibt an Thimotheus: „Ein wahres Wort: wer ein Bischofsamt sucht, der strebt nach einem edeln Geschäft. Ein Bischof muß deswegen tadellos sein, eines Weibes Mann, nüchtern, ernst, wohlgesittet, zum Lehrer tüchtig; kein Trunkenbold, nicht streitsüchtig (nicht schmutziger Habgier ergeben), sondern sanft, friedliebend, frei von Geiz; der seinem Hause gut vorstehe, der seine Kinder im Gehorsam erhalte mit allem Ernst: denn wer seinem eigenen Hause nicht vorzustehen weiß, wie kann er die Gemeinde Gottes regieren?†) Die Diakonen seien eines Weibes Männer, wohl vorstehend ihren Kindern und ihren Häusern.“ ††)

*) Joh. 2, 2.
**) Hebr. 13, 4.
***) 1. Tim. 4, 3.
†) 1. Tim. 3, 1—5.
††) Tim. 1, 3. 12.

An Titus ſchreibt er: „Deswegen habe ich Dich in Kreta zurückgelaſſen, damit Du das, was noch fehlt, vollends in Ordnung brächteſt und in jeder Stadt Prieſter (Aelteſte) anſetzeſt, wie ich Dir aufgetragen habe; wenn nämlich Jemand unbeſcholtenen Rufes iſt, eines Weibes Mann, der gläubige Kinder hat.“*)

Dieſe Stellen, welche noch durch zahlreiche andere vermehrt werden könnten, ſprechen ſo deutlich, daß es kaum begreiflich erſcheint, wie die Päpſte es wagen konnten, die Rechtmäßigkeit des Cölibats der Geiſtlichen aus der Bibel beweiſen zu wollen. Sie würden auch mit dieſem Geſetz nie durchgedrungen ſein, wenn nicht ſchon ſeit früher Zeit in der chriſtlichen Kirche die Idee von der Verdienſtlichkeit des eheloſen Lebens geſpukt hätte.

Wie dieſe dem Chriſtenthum ſo durchaus fremde Anſicht von der Ehe in demſelben allmälig Wurzel faßte, auseinander zu ſetzen, würde ſehr weitläufig ſein, und da ich hier mich darauf nicht einlaſſen kann, ſo will ich mich bemühen, den Gang der Sache in flüchtigen Umriſſen zu ſkizziren.

Zur Zeit als Jeſus auftrat, hatte der Glauben an die alten Götter eigentlich längſt aufgehört. Der öffentliche Gottesdienſt beſtand in leeren Ceremonien und an die Stelle der Religion war die Philoſophie getreten. Selbſt das Volk nahm Theil an den philoſophiſchen Streitigkeiten, wie heut zu Tage an den religiöſen und hing theils dieſen, theils jenen der unendlich vielen aufgeſtellten Syſteme an.

Als nun das Chriſtenthum entſtand, und die Zahl der Anhänger deſſelben ſich vermehrte, wurden auch die alten philoſophiſchen Anſichten, deren man ſich nicht ſo ſchnell entäußern konnte, in dasſelbe mit hinüber genommen und man verſuchte es, ſo gut es anging, dieſelben mit den chriſtlichen Lehren zu vereinigen.

Die reine Philoſophie — Vernunftwiſſenſchaft, Erkenntnißlehre

*) Tit. 1, 5—6.

— kann nie Schwärmerei erzeugen, welche eine entschiedene Feindin der Vernunft ist; werden ihr aber religiöse Bestandtheile beigemischt, so kann sie gar leicht nicht allein zur Schwärmerei, sondern selbst zum wüthendsten Fanatismus führen. Aber fast alle philosophischen Systeme jener Zeit hatten religiöse Bestandtheile in sich aufgenommen, theils griechischen, altorientalischen, egyptischen oder jüdischen Ursprungs und ihre Anhänger und Bekenner waren meistens Gnostiker, das heißt Geheimwisser oder Offenbarungskundige. In diese Systeme kam nun noch das christliche Element und das Resultat dieser Vereinigung waren oft sehr erhabene, aber noch häufiger höchst abgeschmackte Lehrbegriffe über Gott, Weltschöpfung, die Person Christi, den Ursprung des Uebels, das Wesen des Menschen u. s. w. Wir haben es hier nur mit ihren Ansichten über die Ehe zu thun.

Vorherrschend unter den Offenbarungs-Philosophen war die Ansicht, daß die Materie — das Körperliche — die Quelle alles Bösen, und daß die Welt nicht durch den höchsten Gott, sondern durch ein ihm untergeordnetes, unvollkommeneres Wesen, — Demiurg (Werkmeister) — geschaffen sei. Der Körper des Menschen stehe unter der Herrschaft der Materie und der bald mehr oder minder bösartig gedachte Demiurgos, und das Heil des menschlichen Geistes bestehe darin, daß es sich von den Fesseln der Materie und des Demiurgos losmache und zu dem höchsten Gott zurückkehre. Mit andern Worten heißt das: der Mensch soll ein rein geistiges Leben führen und alle vom Körper ausgehenden sinnlichen Regungen wie einen Feind bekämpfen

Hieraus geht schon deutlich hervor, daß die Ansichten dieser Schwärmer der geschlechtlichen Vereinigung und der Ehe nicht günstig sein konnten. Ehe ich einige dieser Ansichten namhaft mache, muß ich noch von dem Briefe des Paulus an die Korinther reden, welcher auf diese „Philosophie" von bedeutendem Einfluß war.

Die Christen in Korinth konnten sich über ihre Meinung von der Ehe nicht einigen und baten den Apostel Paulus um Belehrung. Dieser erfüllte ihr Begehr, und was er ihnen antwortete, kann Jeder in der Bibel nachlesen. (1. Korinth. Kap. 7.) Aus diesem Schreiben geht hervor, daß es Paulus für besser hielt, unverheirathet zu bleiben; aber er erklärt ausdrücklich, daß er mit diesem Rathe den Christen keine Schlinge werfen wolle, und daß derjenige, der es für besser halte zu heirathen, damit durchaus keine Sünde begehe. (1. Korinth. 7, 32.)

Vergleichen wir die in diesem Briefe enthaltenen Rathschläge mit seinen an andern Stellen stehenden Aussprüchen über die Ehe, so möchte man mit dem römischen Statthalter Festus ausrufen: „Paule, dein vieles Wissen macht dich rasen!“ Allein in dem Briefe selbst ist der Schlüssel zu seiner Handlungsweise enthalten: „Ich wollte euch aber vor Sorgen bewahren.“

Die Christen erwartete damals eine stürmische Zeit der Verfolgungen und Trübsal, dann auch die baldige Wiederkehr Christi zum Weltgericht, und dieser Glauben hatte auf die Antwort des Paulus unverkennbaren Einfluß. Ein Unverheiratheter wird die Leiden des Lebens meistens leichter ertragen, als ein Familienvater; das wird Jeder fühlen, der eine Familie hat.

Dieser Brief des Paulus diente den Vertheidigern des Cölibats der Geistlichen als Hauptstütze; sie vergaßen dabei aber außer den besondern Umständen, unter denen er geschrieben wurde, daß er an alle Christen zu Korinth und nicht allein an die Geistlichen geschrieben war; und hätte man die in ihm in Bezug auf die Ehe enthaltenen Rathschläge allgemein als Befehl anerkennen wollen, so würde das Christenthum bald ein Ende gehabt haben, indem seine Anhänger ausgestorben wären. — Denn, wenn Paulus sagt: wer heirathet thut wohl; wer nicht heirathet thut besser, so sagt er doch auch: Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre. Das hätten sich die

Geistlichen, welche das Cölibat vertheidigen, nur ebenfalls merken und als einen Befehl erachten sollen. Ehe ist besser als Hurerei und was Paulus darüber dachte, geht aus Folgendem hervor:

Durch die Rathschläge des Apostels, vielleicht auch dadurch verführt, daß die Frauen, welche Eheloſigkeit gelobten, von der christlichen Gemeinde erhalten und oft zu untergeordneten Kirchenämtern — zu Diakonissinnen — gewählt wurden, versprachen mehrere Wittwen in Korinth, sich nicht wieder zu verheirathen. Die jungen Weiber hatten sich jedoch zu viel Kraft zugetraut. Die Eheloſigkeit wurde ihnen höchst unbequem und viele von ihnen hätten gern wieder geheirathet, wenn sie es wegen ihres Gelübdes gedurft hätten. Aber der „Fleischesteufel" — um auch einmal diesen beliebten pfäffischen Ausdruck zu gebrauchen — kehrt sich an kein Gelübde und plagte die armen verliebten Weiberchen so sehr, daß sie es endlich machten, wie der oben erwähnte Mönch und ihm den Willen thaten, damit sie nur Ruhe gewannen. — Sie waren aber sehr schwer zu beruhigen, und ihr unzüchtiges Leben fing an, Aufsehen zu machen. Paulus fand sich dadurch veranlaßt, zu verordnen, daß diese Frauen, wenn sie Neigung dazu bekämen, trotz ihres Gelübdes lieber heirathen, als ein unzüchtiges Leben führen sollten, „damit nicht den Gegnern des Christenthums dadurch eine willkommene und gerechte Veranlassung gegeben werde, dasselbe zu verlästern."

Die Päpste handelten jedoch ganz anders wie der Apostel. Ihnen war es nur um Ausrottung der Ehe unter den Priestern zu thun und sie gestatteten sogar gegen eine Geldabgabe außereheliche, geistlich-fleischliche Ausschweifungen, unbekümmert um das Aergerniß, welches dadurch gegeben wurde; ja sie gingen selbst mit dem schändlichsten Beispiel voran!

Von ihnen gilt, was Paulus ahnungsvoll vorhersah: „Bestimmt aber sagt der Geist, daß in den letzten Zeiten einige vom

Glauben abfallen werden, achtend auf Irrgeiſter und Teufelslehren, die mit Scheinheiligkeit Lügen verbreiten, gebrandmarkt am eigenen Gewiſſen, die verbieten zu heirathen und gewiſſe Speiſen zu genießen, welche Gott geſchaffen, daß ſie dankbar genoſſen werden von den Gläubigen und von denen, welche die Wahrheit erkannt."

Doch ich will wieder zu unſern Offenbarungsnarren zurückkehren und anführen, was einige Sekten derſelben von der Ehe hielten.

Julius Caſſianus, ein Hauptnarr, erklärte die Ehe für Unzucht und die ganze zahlreiche Sekte der Enkratiten floh die Berührung der Weiber überhaupt als eine Sünde. Zu ihnen gehörten die Abeloniten in der Gegend von Hippo in Afrika, die ſich durchaus des geſchlechtlichen Umgangs enthielten. Um aber die Vorſchrift des Paulus (1. Korinth. 7, 29), daß diejenigen, die Weiber haben, ſeien als hätten ſie keine," buchſtäblich zu erfüllen, nahmen die Männer ein Mädchen und die Weiber einen Knaben zur beſtändigen Geſellſchaft zu ſich, um in Verbindung mit dem andern Geſchlecht, aber doch außer der Ehe zu leben.

Ein gewiſſer Marzion, der von dem Heidenthum zum Chriſtenthum übertrat, trieb es mit der Entſagung beſonders weit und litt wahrſcheinlich am Unterleibe, denn dafür ſprechen ſeine hypochondriſchen Lebensanſichten. Seine Genoſſen redete er gewöhnlich an: Mitgehaßte und Mitleidende! — Dieſer trübſelige Narr erklärte jedes Vergnügen für eine Sünde; er verlangte, daß jeder von den ſchlechteſten Nahrungsmitteln leben ſollte, und von der Ehe wollte er vollends nichts wiſſen, denn dieſe erſchien ihm als eine privilegirte Unzucht. Er verlangte von ſeinen Anhängern, wenn ſie verheirathet waren, daß ſie ſich von ihren Weibern trennten oder doch das Gelübde leiſteten, ſie nicht als ihre Weiber zu betrachten. — Dieſe Sekte be-

ſtand bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts unter beſondern Biſchöfen.

Manche Lehren dieſer philoſophiſchen Chriſtenſekten führten zur Auflöſung aller ſittlichen Ordnung. Kapokrates, der wahrſcheinlich zur Zeit des Kaiſers Hadrian in Alexandrien lebte, lehrte: daß die Befriedigung des Naturtriebes nie unerlaubt ſein könne, und daß die Weiber von der Natur zum gemeinſchaftlichen Genuſſe beſtimmt wären. Wer ſich der ſittlichen Ordnung unterwerfe, der bleibe unter der Macht des Erdgeiſtes; ſich aber allen Lüſten ohne Leidenſchaft hingeben, heiße gegen ihn kämpfen und ihm Trotz bieten.

Ein anderer Schwärmer Namens Marzius führte geheimnißvolle Ceremonien ein und machte beſonders die Weiber damit bekannt, wodurch bei ihnen alle Schamhaftigkeit vernichtet wurde.

Von den Anhängern des Kapokrates erzählt man, daß ſie bei ihren Verſammlungen die Lichter verlöſchten und untereinander das thaten, wobei ſich übrigens Niemand gern leuchten läßt. Die Adamiten trieben es ähnlich. Vor ihrem Tempel, den ſie das Paradies nannten, war eine bedeckte Halle. Unter dieſer entkleideten ſie ſich und marſchirten dann nackt und paarweiſe in die Verſammlung. Hier ergriff jedes Männlein ein Fräulein — — und das nannte man die myſtiſche Vereinigung. Ganz ſo, wie bei unſern gut proteſtantiſchen Muckerverſammlungen. Die Seelenbräute ſind eine uralte Erfindung.

Andere Häretiker — ſo hieß die ganze Klaſſe dieſer ſeltſamen Philoſophen — geſtatteten zwar die Ehe, verhinderten aber die Schwangerſchaft, indem ſie es machten wie Onan, der Erzvater der Onanie.

Montanus, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts in Phrygien lebte, ſagte: daß Jeſus und die Apoſtel der menſchlichen Schwäche viel zu viel nachgeſehen hätten. Er verachtete alles Irdiſche und legte auf die Eheloſigkeit ſehr großen Werth.

Die Valesier, eine Sekte des dritten Jahrhunderts, zwangen ihre Anhänger zur Kastration; ja sie trieben dieselbe so leidenschaftlich, daß sie gar häufig Fremde durch List in ihre Häuser lockten und diese unangenehme Operation mit ihnen vornahmen.

Die Lehren dieser Schwärmer, besonders über das Verdienst der Ehelosigkeit, fanden in der christlichen Kirche sehr großen Beifall, und besonders waren es die des Montanus, welche sowohl unter Geistlichen als Laien großen Anhang fanden. Wenn nun auch die römische Kirche schon frühzeitig jede kirchliche Gemeinschaft mit den Montanisten abbrach, so behielt sie doch ihre Lehre über die Fasten und das Verdienstliche der Ehelosigkeit.

Daß alles Irdische verachtet werden müßte, wurde bald der allgemeine unter den orthodoxen Christen geltende Grundsatz. Wie den Anhängern des Montanus war ihnen Jesus und seine Jünger viel zu milde und nachsichtig, und auf welche Abwege sie durch ihre ascetische Schwärmerei geriethen, haben wir im ersten Kapitel gesehen.

Je mächtiger der Geschlechtstrieb war und je mehr sinnliches Vergnügen seine Befriedigung gewährte, desto verdienstlicher erschien es, ihn zu bekämpfen, und diejenigen, denen es vollkommen gelang, standen im höchsten Ansehen und waren Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Die Kirchenväter in den ersten Jahrhunderten waren meistens der Ansicht, daß die Seelen gefallener Geister zur Strafe in einen Körper gebannt wären, und daß die sittliche Freiheit des Menschen in der Fähigkeit bestände, sich durch Besiegung „des Fleisches" aus der niedern Ordnung empor zu schwingen. — Der Irrthum lag in der Uebertreibung; setzt man statt „Besiegung" und Abtödtung Herrschaft, so wird wohl jeder Vernünftige mit der Lehre einverstanden sein.

Die Ehe hielt man zwar nicht eigentlich für böse; allein man betrachtete sie als ein nothwendiges Uebel zur Fortpflanzung

des Menschengeschlechtes und zur Verhinderung der Ausschweifungen, von dem man so wenig als nur möglich Gebrauch machen müsse; man würdigte das schönste Verhältniß zu einer bloßen Kinderbesorgungsanstalt herab.

Die Vorliebe für den ehelosen Stand wurde immer allgemeiner und stieg zum Fanatismus, so daß einer der ältesten Kirchenlehrer, Ignatius, sich zu der Erklärung gezwungen sah: daß es sündlich sei, sich der Ehe aus Haß zu entziehen.

Der Philosoph Justinus, welcher den Märtyrertod erduldete, hielt es für sehr verdienstlich, wenn man den Geschlechtstrieb ganz und gar unterdrücke, indem man sich dadurch dem Zustande der Auferstandenen annähere. Er verwarf daher auch die Ehe ganz und gar und verwies auf Christus, der nur deshalb von einer Jungfrau geboren sei, um zu zeigen, daß Gott auch Menschen hervorbringen könne ohne geschlechtliche Vermischung. Einen Jüngling, der sich selbst kastrirte, belobte er sehr.

Athenagoras und Andere, die nicht so strenge waren, gaben die Ehe nur wegen der Kindererzeugung zu. Clemens von Alexandrien vertheidigte zwar die Ehe und wies auf das Beispiel der Apostel hin; allein er gestand doch zu, daß derjenige vollkommener sei, welcher sich der Ehe enthalte.

Origenes, der sich selbst entmannte, sein Schüler Hierax und Methodius verdammten die Ehe, und ihre Lehren fanden unter den Mönchen Egyptens großen Beifall.

Einer der heftigsten Eiferer gegen die Ehe war Quintus Septimus Florens Tertullian, Priester zu Karthago. Er erklärte die Ehe zwar nicht für böse, aber doch für unrein, so daß sich der Mensch derselben schämen müsse. Die zweite Ehe nannte er geradezu Ehebruch. Auf die Frage, was aber aus dem Menschengeschlechte werden sollte, wenn die Ehe aufhöre, antwortete er: „Es kümmere ihn wenig, ob das Menschengeschlecht ausstürbe; man müsse wünschen, daß die Kinder bald stürben,

da das Ende der Welt bevorstände." — Und Tertullian war selbst verheirathet!

Die Lehren dieses sehr geachteten Kirchenvaters waren von sehr großem Einfluß. Die Geistlichen, welche diese Ansichten von der Verdienstlichkeit der Enthaltsamkeit verbreiteten und anprieſen, mußten natürlich mit dem Beispiel vorangehen, und sie hatten in jener Zeit auch noch die besten praktischen Gründe, sich der Ehe zu enthalten, da sie es ja hauptsächlich waren, welche den Verfolgungen zum Opfer fielen.

So kam es denn allmälig, daß die verheiratheten Kirchenlehrer in eine Art von Verachtung geriethen, und dieser Umstand war ein Beweggrund mehr für die Geistlichen, sich der Ehe zu enthalten. Fanatische Bischöfe wußten es bei den ihnen untergebenen Geistlichen mit Gewalt durchzusetzen, daß sie sich nicht verheiratheten, und das Volk sah immer mehr in dem ledigen Stand einen höhern Grad der Heiligkeit.

Diese Ansicht war schon im fünften Jahrhundert ziemlich allgemein, und diejenigen Geistlichen, welche nicht aus Ueberzeugung unverheirathet blieben, thaten es aus Scheinheiligkeit, und die verheirathet waren, wußten den Glauben zu erwecken, als lebten sie mit ihren Frauen wie mit Schwestern. Fälle von Selbstentmannung kamen sehr häufig vor; aber dessen ungeachtet war um diese Zeit die Ehelosigkeit der Geistlichen weder allgemein, noch wurde sie von der Kirche geboten.

Der erste Versuch hiezu geschah im vierten Jahrhundert auf der in Spanien von neunzehn Bischöfen abgehaltenen Synode zu Elvira (zwischen 305—309). Hier wurde es nicht allein verboten, Verheirathete als Priester anzustellen, sondern man untersagte auch denen, die bereits im Ehestand lebten, den geschlechtlichen Umgang mit ihren Weibern.

Andere Synoden folgten diesem Beispiel und da man nun sehr häufig den unverheiratheten Geistlichen den Vorzug gab, so

bewog dies viele zum ehelosen Leben und der Scheinheiligkeit und Heuchelei waren Thür und Thor geöffnet.

Auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (325) stellte ein spanischer Bischof den Antrag, die Ehe der Priester allgemein zu untersagen; allein da erhob sich Paphnutius, Bischof von Ober-Thebais, ein achtzigjähriger, in der höchsten Achtung stehender, unverheiratheter Mann, und vertheidigte die Ehe mit solcher Wärme und so überzeugend, daß sich die Versammlung damit begnügte, den Geistlichen die Beischläferinnen zu verbieten. — Doch selbst die Erlaubniß, sich zu verheirathen, brachte den dazu geneigten Priestern wenig Nutzen, denn der Zeitgeist erklärte sich einmal gegen die Ehe.

Einen bedeutenden Einfluß auf diese Cölibatsschwärmerei hatte das Mönchswesen. Den fanatischen Mönchen war die Ehe und jede geschlechtliche Berührung ein Gräuel; ja sie gingen in ihrem verkehrten Eifer so weit, daß sie sogar die Frauen verfluchten, und behaupteten, daß man sie gleich einer ansteckenden Seuche oder gleich giftigen Schlangen fliehen müsse. Sie riefen sich, wenn sie einander begegneten, Sentenzen zu, welche sie immer daran erinnern sollten, daß das Weib zu verachten sei, wie z. B. „Das Weib ist die Thorheit, welche die vernünftigen Seelen zur Unzucht reizt," und dergleichen.

Was die allgemein auf das Höchste verehrten Mönche als verwerflich bezeichneten, erschien nun auch den Laien so, und wenn sich auch nicht Jeder zum Mönchsleben stark genug fühlte, so suchte man doch, selbst in der Welt lebend, so viel als möglich Ansprüche auf ascetische Heiligkeit zu erwerben.

Dies Streben nach Heiligkeit erzeugte heldenmüthige Entschlüsse, die zwar subjektiv immer zu bewundern sind, aber doch mit Bedauern darüber erfüllen, daß so viel moralisches Pulver ins Blaue hinein verschossen wurde.

Jünglinge und Jungfrauen schwärmten für die Keuschheit.

Pelagius, ſpäter Biſchof von Laodicea, bewog noch im Brautbett ſeine Braut zu einem enthaltſamen Leben; Andere wurden in derſelben kritiſchen Lage von ihren Bräuten dazu beredet. Einige Beiſpiele habe ich ſchon früher angeführt.

Einzelne Sekten, wie die Euſtathianer und Armenier, erklärten jetzt geradezu, daß kein Verheiratheter ſelig werden könne und wollten von verehelichten Prieſtern weder das Abendmahl annehmen, noch ſonſt mit ihnen irgend eine Gemeinſchaft haben. Da ſie aber auch das Fleiſcheſſen für ſündlich erklärten und behaupteten, daß die Reichen, wenn ſie nicht ihrem ganzen Vermögen entſagten, nicht ſelig werden könnten, ſo wurden ihre Lehren auf einem Konzil als irrthümlich verdammt.

Das weitere Umſichgreifen des Mönchsweſens erzeugte ein immer allgemeineres Vorurtheil gegen die Ehe, und die verheiratheten Prieſter bekamen einen immer ſchwierigern Stand.

Viele der Kirchenväter, deren Schriften allgemeine Verbreitung fanden, waren mit aſcetiſchen Anſichten aufgewachſen und eiferten heftig gegen die Ehe. Dies thaten Euſebius und Zeno, Biſchof von Verona, derſelbe, der erklärte, daß es der größte Ruhm der chriſtlichen Tugend ſei, die Natur mit Füßen zu treten.

Ambroſius, römiſcher Statthalter der Provinz Ligurien und Aemilien, trat zum Chriſtenthum über und wurde acht Tage nach ſeiner Taufe zum Biſchof von Mailand gemacht. Er kannte kaum die chriſtlichen Lehren, und da er nicht hoffen konnte, ſich durch Gelehrſamkeit auszuzeichnen, ſo verſuchte er es durch ein aſcetiſches Leben. — Da es bis dahin noch für Ketzerei galt, die Ehe zu verdammen — die Apoſtel waren ja verheirathet geweſen, — ſo geſtand er ihr immer noch einiges Gute zu; aber er konnte in den Anpreiſungen des eheloſen Lebens kein Ende finden und hatte es beſonders darauf abgeſehen, den Jungfrauen ihre Jungfrauſchaft zu erhalten. Maria ſtellte er ihnen beſtändig als Muſter

auf und erzählte die seltsamsten Wunder, die stattgefunden haben sollten, um die Jungfrauschaft dieses oder jenes Mädchens zu retten. Ja, er ging so weit, die Kinder zum Ungehorsam gegen die Eltern zu verführen, indem er in einem Aufrufe an die Jungfrauen sagte: „Ueberwinde erst die Ehrfurcht gegen deine Eltern! Wenn du dein Haus überwindest, so überwindest du auch die Welt."

Er erzeugte in Mailand durch seine Predigten einen solchen Keuschheitsfanatismus unter den Mädchen, daß die jungen Männer in Verzweiflung geriethen, und vernünftige Eltern ihren Töchtern verbieten mußten, seine Predigten zu besuchen. Sein Ruf war so weit verbreitet, daß man ihm aus Afrika Jungfrauen zusandte, damit er sie zur Keuschheit verführe.

Augustin, der nach einem wilden Leben zum Christenthum übertrat und endlich auch Bischof von Hippo wurde, verdammte zwar die Ehe ebenfalls nicht geradezu, trug aber durch seine Schriften sehr viel zur Cölibatschwärmerei bei. Er lehrte, daß der unverheirathete Sohn und die unverheirathete Tochter weit besser seien, als die verehelichten Eltern und sagte: „Die eheloſe Tochter wird im Himmel eine weit höhere Stufe einnehmen, als ihre verehelichte Mutter: ihr Verhältniß wird zu einander sein, wie das eines leuchtenden und eines finstern Sterns."

Die Ehe zwischen Joseph und Maria stellte er als Muster einer Ehe auf, denn sie lebten im ehelichen Verhältniß, hatten sich aber gegenseitig Enthaltsamkeit gelobt. Früher sei die Ehe nothwendig gewesen, um das Volk Gottes fortzupflanzen, jetzt aber, da das Christenthum bereits verbreitet sei, müsse man auch diejenigen, welche sich Kinder zeugen wollten, zur Enthaltsamkeit ermahnen. Man müsse wünschen, daß Alles ehelos bleibe, damit die Stadt Gottes eher voll und das Ende der Welt beschleunigt

würde. — Uebrigens forderte Auguſtin von den Geiſtlichen nicht durchaus Eheloſigkeit.

Von dem allergrößten Einfluß auf das Cölibat und auf das Mönchsleben war der uns ſchon bekannte Hieronymus. Er hatte ſelbſt aus Erfahrung die Macht des Geſchlechtstriebes kennen gelernt und ſchildert ſeine Kämpfe ſo lebhaft, daß es Grauen erregt.

„Ich, ſchrieb er an Euſtochium, der ich mich aus Furcht vor der Hölle zu ſolchem Gefängniß verdammte, der ich mich nur in der Geſellſchaft von Skorpionen und wilden Thieren befand, befand mich doch oft in den Chören von Mädchen. Das Geſicht war blaß von Faſten, und doch glühte der Geiſt von Begierden im kalten Körper und in dem vor dem Menſchen ſchon erſtorbenen Fleiſche loderte das Feuer der Wolluſt. Von aller Hülfe entblößt, warf ich mich zu den Füßen Jeſu, benetzte ſie mit meinen Thränen, trocknete ſie mit meinen Haaren und das widerſpenſtige Fleiſch unterjochte ich durch wochenlanges Hungern.“

Beſonders eifrig bemüht war auch Hieronymus, die Frauen für das enthaltſame Leben zu gewinnen. Dies gelang ihm vortrefflich, denn durch ſeinen Umgang mit den vornehmen Römerinnen hatte er ſich eine ſehr genaue Kenntniß des weiblichen Herzens und ſeiner ſchwachen Seiten erworben.

Eine Stelle in ſeinen Briefen zeigt dies ſchon deutlich und beweist, daß die Weiber vor tauſend Jahren nicht anders waren, als ſie es heut zu Tage ſind. Er ſchreibt nämlich an ein junges Mädchen, welchem der Aufenthalt im Hauſe der Mutter zu enge wird:

„Was willſt du, ein Mädchen von geſundem Körper, zart, wohlbeleibt, rothwangig, vom Genuſſe des Fleiſches und Weins und vom Gebrauch der Bäder aufgeregt, bei Ehemännern und Jünglingen machen? Thuſt du auch das nicht, was man von dir verlangt, ſo iſt es doch ſchon ein ſchimpfliches Zeugniß für dich,

wenn solche Dinge von dir verlangt werden. Ein wollüstiges Gemüth verfolgt unanständige Dinge desto brennender, und von dem, was nicht erlaubt ist, macht man sich desto lockendere Vorstellungen.

„Selbst dein schlechtes und braunes Kleid gibt ein Kennzeichen deiner verborgenen Gemüthsart ab, wenn es keine Falten hat, wenn es auf der Erde fortgeschleppt wird, damit du größer zu sein scheinst; wenn es mit Fleiß irgendwo aufgetrennt ist, damit zugleich das Garstige bedeckt werde und das Schöne in die Augen falle. Auch ziehen deine schwärzlichen und glänzenden Hosen, wenn du gehst, durch ihr Rauschen die Jünglinge an sich.

„Deine Brüste werden durch Binden zusammengepreßt, und der verengte Busen wird durch die Gürtel in die Höhe getrieben. Die Haare senken sich sanft entweder auf die Stirne oder auf die Ohren herab. Das Mäntelchen fällt zuweilen nieder, um die weißen Schultern zu entblößen, und dann bedeckt sie wieder eilends, als wenn es nicht gesehen werden sollte, dasjenige, was sie mit Willen aufgedeckt hatte."

Um die Mädchen zu verführen, Jesum zum Bräutigam zu erwählen, gebrauchte er oft sehr seltsame Mittel, indem er dieses zarte Verhältniß höchst üppig und unzart schilderte. So schreibt er zum Beispiel an Eustochium: „Es ist der menschlichen Seele schwer, gar nichts zu lieben; etwas muß geliebt werden. Die fleischliche Liebe wird durch die geistliche überwunden. Seufze daher und sprich in deinem Bette: des Nachts suche ich denjenigen, den meine Seele liebt. Dein Bräutigam muß in deinem Schlafgemach nur mit dir scherzen. Bitte, sprich zu deinem Bräutigam und er wird mit dir sprechen. Und hat dich der Schlaf überfallen, so wird er durch die Wand kommen, seine Hand durch das Loch stecken und deinen Bauch berühren."

Die keusche Ehelosigkeit erschien Hieronymus als das Höchste

und von der Ehe weiß er nur das zu rühmen, — daß aus ihr Mönche und Nonnen erzeugt würden!

In sehr heftigen Streit gerieth er mit Jovian, welcher die Ehe vertheidigte. Er bekämpfte die Lehren desselben mit großer Gewandtheit, wenn uns auch die beigebrachten Argumente sehr häufig ein Lächeln ablocken.

In einer seiner Streitschriften führt er den Jovian redend ein. Er läßt ihn fragen, wozu Gott die Zeugungsglieder geschaffen und warum er die Sehnsucht nach Vereinigung in den Menschen gelegt habe? — Darauf antwortete Hieronymus, daß diese Körpertheile geschaffen wären, um den Flüssigkeiten, mit denen die Gefäße des Körpers bewässert sind, Abgang zu verschaffen!

„Auf das aber, fährt er fort, daß die Geschlechtsorgane selbst, der Bau der Zeugungstheile, die Verschiedenheit zwischen Mann und Weib, und die Gebärmutter, welche geeignet ist zur Empfängniß und Ernährung der Frucht, einen Geschlechtsunterschied zeigen, will ich in Kürze antworten.

Wir sollen wohl deshalb nie aufhören der Wollust zu fröhnen, damit wir nie vergebens diese Glieder mit uns herumtragen? Warum soll wohl da die Wittwe ehelos bleiben, wenn wir blos dazu geboren sind, nach Weise des Viehs zu leben? Was brächte es mir denn für Schaden, wenn ein Anderer meine Frau beschläft? — Was will da der Apostel, daß er zur Keuschheit auffordert, wenn sie gegen die Natur ist? Gewiß verdient es der Apostel, der uns zu seiner Keuschheit auffordert, zu hören: warum trägst du dein Schamglied mit dir herum? Warum unterscheidest du dich von dem Geschlecht der Weiber durch Bart, Haare und durch andere Beschaffenheit der Glieder? u. s. w. Laßt uns Christum nachahmen, der sich der Zeugungsglieder nicht bediente und sie doch hatte."

Die Art und Weise, wie der heilige Hieronymus die Ehe

bekämpfte, fand indessen wenig Beifall, wenn auch sehr viele mit ihm in der Hauptsache übereinstimmten, und er sah sich genöthigt, sich zu vertheidigen.

„In Streitschriften," sagte er, „habe man mehr Freiheit, als im Lehrvortrag, und könne sich in ihnen selbst einer Art von Verstellung bedienen, um seinen Feind desto besser zu Boden zu stürzen."

So schreibt er gegen einen Mönch, der ihn in Verdacht bringen wollte, daß er die Ehe überhaupt verdamme, ganz in der alten Art, und schließt: „Weg mit dem Epikur, weg mit dem Aristippus! Sind die Sauhirten nicht mehr da, dann wird auch die trächtige Sau nicht mehr grunzen. Will er nicht gegen mich schreiben, so vernehme er mein Geschrei über so viele Länder, Meere und Völker hinweg: Ich verdamme nicht das Heirathen! Ich verdamme nicht das Heirathen! Ich will, daß Jeder, welcher etwa wegen nächtlicher Besorgnisse nicht allein liegen kann, sich ein Weib nehme."

Im ersten Kapitel habe ich angegeben, wie sich die Republik der christlichen Gemeinde allmälig in eine Despotie verwandelte. Diese Veränderung, in Verbindung mit dem mächtigen Einfluß des Mönchswesens, wirkte für die Priesterehe sehr nachtheilig. Ihre Gegner traten immer entschiedener auf, und von der öffentlichen Meinung unterstützt, folgten immer mehr Familien dem Beispiele der von Elvira.

Ein allgemeines Verbot der Priesterehe war indessen bis zum Ende des vierten Jahrhunderts noch nicht gegeben worden; aber dessen ungeachtet verdankte sie ihr Fortbestehen weniger der Anerkennung ihrer Rechtmäßigkeit, als vielmehr einer theils auf besonderen Ansichten, theils auf dem Gefühl der Unausführbarkeit der strengen Grundsätze begründeten Nachsicht von Seiten der Bischöfe, während fortdauernd das Bestreben dahin gerichtet war, ihr völlig ein Ende zu machen.

Einen sehr bedeutenden Antheil an der Unterdrückung der

Prieſterehen von Seiten der Machthaber der Kirche hatten der Geiz und die Geldgier derſelben. War es den Prieſtern erlaubt, zu heirathen, ſo fiel auch ihr Nachlaß an ihre rechtmäßigen Kinder, und Alles, was mit Liſt und Betrug zuſammengeſcharrt war, ging der Kirche verloren.

Da ich keine Geſchichte der Kämpfe um die Prieſterehe ſchreiben, ſondern mehr das Verderbliche des Cölibats zeigen will, und auch dargethan habe, wie die Idee von der Verdienſtlichkeit der Eheloſigkeit unter den Chriſten Eingang gewann, ſo kann ich mich in Bezug auf den erſten Punkt um ſo kürzer faſſen, als ich im Verfolg des zweiten noch genöthigt ſein werde, auf jene Kämpfe zurückzukommen.

Die griechiſche Kirche hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß ein ſo unnatürliches Geſetz, wie das Cölibat ohne die größten Nachtheile nicht durchzuführen ſei, und auf einer unter Juſtinian II. im kaiſerlichen Palaſt Trullus gehaltenen Synode (692) wurde beſchloſſen, daß die Geiſtlichen nach wie vor heirathen und mit ihren Weibern leben könnten. Dieſer vernünftige Beſchluß behielt in der griechiſchen Kirche bis auf den heutigen Tag ſeine Geltung.

Die trulliſche Synode begnügte ſich aber nicht allein damit, die Prieſterehe ſtillſchweigend zu geſtatten, wie es die von Nicäa that, denn dies würde am Ende wenig geholfen haben, ſondern ſie verordnete: daß ein Jeder, der es wagte, den Prieſtern und Diakonen nach ihrer Ordination die eheliche Gemeinſchaft mit ihren Weibern zu unterſagen, abgeſetzt werden ſollte. Ferner daß diejenigen, welche ordinirt werden und unter dem Vorwande der Frömmigkeit nun ihre Weiber fortſchicken, excommunizirt werden ſollten.

Die Päpſte Konſtantin und Hadrian I. waren vernünftig genug, die Beſchlüſſe der trulliſchen Synode zu billigen, und Papſt Hadrian II. (867—871) war ſelbſt verheirathet. Noch am Anfang des elften Jahrhunderts kann man es als Regel

annehmen, daß überall der beſſere Theil der Geiſtlichen in einer rechtmäßigen Ehe, oder doch wenigſtens in einem Verhältniß lebte, welches der Ehe gleich geachtet wurde.

Die Päpſte Viktor II., Stephan IX. und Nikolaus II. ſetzten jedoch die Verſuche fort, die Prieſterehe abzuſchaffen; aber der Hauptfeind derſelben war Gregor VII.; er verbot ſie geradezu und zwang die ſchon verheiratheten Prieſter, ihre Weiber zu verlaſſen.

Der Kampf der Geiſtlichen um ihre Rechte als Menſchen dauerte zwei Jahrhunderte. Endlich unterlagen ſie; aber dieſer Sieg brachte der römiſchen Kirche keinen Segen. Die traurigen Folgen des Cölibats rieſen, wie ich ſchon im Eingange bemerkte, die Reformation hervor. Aber ſelbſt dieſe vermochte es nicht, den Starrſinn der Päpſte zu brechen. Die Fürſten drangen bei der Trientiner Kirchenverſammlung auf Abſchaffung des Cölibats, welches als die Wurzel alles Uebels betrachtet wurde; aber vergebens; das Cölibat wurde von dieſem Konzil beſtätigt, und ſeine Beſchlüſſe gelten noch bis heute.

Das Vorurtheil von der Verdienſtlichkeit der Selbſtquälerei, und der Vorzug, welchen fanatiſche Biſchöfe den unbeweibten Geiſtlichen gaben, bewogen viele von dieſen zum eheloſen Leben, wenn auch ihre Neigungen damit durchaus nicht übereinſtimmten. Sie wußten es indeſſen ſchon anzuſtellen, daß ſie den Schein der Heiligkeit bewahrten, dabei aber doch dem brüllenden Fleiſchesteufel im Geheimen opferten. Sehr günſtig war dafür die ſeltſame Sitte, daß unverheirathete Geiſtliche, oder auch Laien, Jungfrauen zu ſich ins Haus nahmen, welche gleichfalls Keuſchheit gelobt hatten. — Dieſe Jungfrauen nannte man Agapetinnen oder Liebesſchweſtern. Mit dieſen lebten die Geiſtlichen „in geiſtiger Vertraulichkeit und platoniſcher Liebe.“ Sie waren fortwährend mit ihnen beiſammen und ſchliefen ſogar meiſtens mit ihnen in einem Bette, behaupteten aber, daß ſie — eben nur mit einander ſchliefen.

Dies zu glauben, — nun dazu gehört eben Glauben. Von einigen weiß man mit Bestimmtheit, daß sie mitten in den Flammen der Wollust unverletzt blieben. Der heilige Adhelm, zum Beispiel, legte sich zu einem schönen Mädchen, die sich alle Mühe gab, das geistliche Fleisch rebellisch zu machen. Der Heilige benahm sich aber wie die drei Männer im feurigen Ofen, und bannte den Unzuchtsteufel durch fortwährendes Psalmsingen.

Ich kannte einen zwanzigjährigen Dragonerfähnrich, dem dies Kunststück ohne Psalmensingen gelang. Wahrscheinlich ging es ihm und St. Adhelm wie jenem Abt in Baden, von dem uns Hämmerlin, Kanonikus zu Zürich und Probst zu Solothurn (starb 1460), erzählt, der sich zur Gesellschaft zwei hübsche Dirnen holen ließ, und als sie nun da waren, höchst ärgerlich ausrief: „Die verfluchten Versuchungen, gerade jetzt bleiben sie aus!“

Das faule Leben, welches die Pfaffen führten, und die ascetischen Uebungen, welche sie mit sich vornahmen, waren der Keuschheit nichts weniger als günstig. Von den geachtetsten und würdigsten Kirchenlehrern aus den ersten Jahrhunderten, denen es mit Besiegung des Geschlechtstriebes vollkommen ernst war, wissen wir, wie viel ihnen derselbe zu schaffen machte, und welche Kämpfe sie zu bestehen hatten.

Basilius hatte sich in eine reizende Einöde zurückgezogen; aber er gestand, daß er wohl dem Getümmel der Welt, aber nicht sich selbst entgehen könne. „Was ich nun in dieser Einsamkeit Tag und Nacht thue,“ schreibt er an einen Freund, „schäme ich mich fast zu sagen; — — indem ich die inwohnenden Leidenschaften mit mir herumtrage, bin ich überall gleicherweise im Gedränge. Deshalb bin ich durch diese Einsamkeit im Ganzen nicht viel gefördert worden.“

Gregor von Nazianz behandelte seinen Körper auf die härteste Weise, aber dessen ungeachtet klagt er über die unaufhör-

lichen Neigungen zur Wollust, über die Anfälle des Teufels und seine eigene Schwäche. Er droht seinem rebellischen Fleisch, es durch Schmerzen aller Art so zu entkräften, daß es ohnmächtiger als ein Leichnam werden solle, wenn es nicht aufhören würde, seine Seele zu beunruhigen. Aber gerade seine Kasteiungen machten ihn so entzündbar, daß er einst, als ein Verwandter mit einigen Frauen in die Nähe seiner Wohnung zog, aus dieser flüchtete, um nur seine Keuschheit zu retten!

Aehnliche Beispiele haben wir schon im zweiten Kapitel kennen gelernt. Alle diese heiligen Männer sind entzündbar wie Streichhölzchen und gleichen jenem würdigen Priester aus dem Gebiete von Nursia, welcher gewissenhaft und standhaft genug war, seine Frau nach seiner Ordination zu fliehen. Als er hochbetagt war, erkrankte er an einem Fieber und war im Begriff, sein Leben zu enden, als seine Frau sich liebevoll über ihn beugte, um zu lauschen, ob er noch athme. Da raffte der Sterbende seine letzten Lebenskräfte zusammen und rief: „Fort, fort, liebes Weib, thu' das Stroh hinweg, noch lebt das Feuer!"

Climakus wußte ebenfalls aus Erfahrung, daß der „Fleischesteufel" der am härtesten zu besiegende ist. Er sagte: „Wer sein Fleisch überwunden hat, hat die Natur überwunden, ist über die Natur, ist ein Engel. — Ich kann mit David sagen, daß ich in mir den Gottlosen wahrgenommen, der durch seine Wuth meine Seele ängstigte, — durch Fasten und Abtödtung verlor er seine Hitze, und da ich ihn wieder suchte, fand ich kein Merkmal seiner Gewalt mehr in mir." Warum er ihn aber wieder suchte, das hat der fromme Mann vergessen anzugeben.

Der heilige Bernhard war ebenfalls ehrlich genug, die Macht dieses „Gottlosen" anzuerkennen: „Diesen Feind können wir weder fliehen, noch in die Flucht schlagen, wenn gleich Hieronymus die Flucht vor dem Weibe auräth, als der Pforte des Teufels, der Straße des Lasters,

— der Mann ist eine Stoppel, nähert er sich, so brennt er."

Was manche Heilige für wunderliche Dinge vornahmen, um die verzehrende Liebesgluth zu ersticken, haben wir schon früher gesehen. Der heilige Abt Wilhelm legte sich auf ein Bette von — glühenden Kohlen und lud seine Verführerin ein, sich zu ihm zu legen! Ja, dieser Heilige ließ das Grab seiner verstorbenen Geliebten öffnen, weil er das Andenken an sie nicht ausrotten konnte, und nahm ihren faulenden Körper mit in seine Zelle, um ihn sich als Stärkungsmittel unter die Nase zu halten, wenn ihn der Fleischesteufel kitzelte.

Solche Kämpfe hatten also sogar Heilige zu bestehen und gestanden ihre Schwachheit ein; aber wie wenige Heilige gibt es unter den Geistlichen! Die meisten gleichen wohl dem heiligen Augustin, Bischof von Hippo, der bekannte, daß er einst Gott gebeten habe: „er möge ihm die Gabe der Keuschheit verleihen, aber nicht sogleich, indem er wolle, daß seine wollüstigen Triebe erst gesättigt werden möchten." Dann ist die Keuschheit freilich leicht!

So stark nun auch der Glauben in der ersten Zeit des Christenthums war, so hieß es ihm doch etwas zu viel zumuthen, nichts Böses zu denken, wenn ein junger Mann und ein junges Weib in Einem Bette schliefen, und viele vernünftige Kirchenlehrer trachteten darnach, dies anstößige und verdächtige Zusammenleben zu bekämpfen.

Dies that unter Andern schon der heilige Chrysostomus. Er schrieb: „Ich preise glücklich diejenigen, welche mit Jungfrauen zusammen wohnen und keinen Schaden nehmen, und wünschte selbst, daß ich solche Stärke hätte; auch will ich glauben, daß es möglich sei, solche zu finden. Aber ich wünsche auch, daß die, welche mich tadeln, mich überzeugen könnten, daß ein junger Mann, welcher mit einer Jungfrau zusammen wohnt, sich an ihrer Seite

befindet, mit ihr an einem Tische speist, sich mit ihr den ganzen Tag unterhält, mit ihr, um ein anderes zu verschweigen, lächelt, scherzt, schmeichelnde und liebkosende Worte wechselt, von Begierde fern gehalten werden könne. — — Ich habe vernommen, daß Viele zu Steinen und zu Statuen Neigung empfunden haben. Vermag aber so viel ein Kunstwerk, was muß da erst vermögen ein zarter lebender Körper?"

Jedenfalls mußte solches Zusammenleben den Weltkindern Stoff zum Spott und zur Verdächtigung geben, und wenn man einen Pfaffen angreifen wollte, so griff man ihn immer zuerst bei seiner Liebesschwester an. Viele Jungfrauen bestanden zwar auf Untersuchung ihrer Jungfrauschaft durch Hebammen; aber der heilige Cyprian meint mit Recht: „Augen und Hände der Hebammen können auch getäuscht werden."

Am sichersten war es freilich, wenn der Geistliche den Beweis seiner Unschuld führen konnte, wie der Patriarch Acacius, der von der Kirchenversammlung zu Seleucia (489) der Unzucht beschuldigt wurde. Er hob seine Kutte auf und bewies den ehrwürdigen Vätern durch den Augenschein, daß Unzucht bei ihm ein Ding der Unmöglichkeit sei.

Schon Tertullian spricht von der oftmals vorkommenden Schwangerschaft solcher „Jungfrauen" und von den verbrecherischen Mitteln, welche sie anwendeten, dieselbe zu verheimlichen; denn damals konnten sie sich noch nicht damit entschuldigen, daß sie einen Papst gebären würden, wie es später oftmals vorkam, als die Lehre geltend gemacht wurde, daß der Vater der Päpste der — heilige Geist sei!

Die Synode von Elvira fand es auch schon für nöthig, ihr Augenmerk auf die platonischen Bündnisse zu richten, und verordnete, daß Bischöfe und Geistliche nur Schwestern oder Töchter (aus früherer Ehe erzeugte) bei sich haben sollten, welche das Gelübde der Keuschheit geleistet hatten. Aber in den Verordnungen des

Digitized by Google

Erzbischofs Egbert von York (um 750) finden wir Strafen festgesetzt für Bischöfe und Diakonen, welche mit Mutter, Schwester u. s. w., ja mit vierfüßigen Thieren Unzucht treiben! Ein Beweis, daß solche Vergehungen vorkamen.

Später suchte man dem Uebel dadurch zu steuern, daß man das Alter, welches die Liebesschwestern haben mußten, sehr hoch ansetzte. Schon Theodosius II. sah sich genöthigt, zu bestimmen, daß die im Dienste der Kirche stehenden Diakonissinnen über sechszig Jahre alt sein mußten, da es vorgekommen war, daß ein Diakon eine vornehme Frau in einer Kirche von Konstantinopel geschändet hatte. Dieses Alter schützte jedoch nicht gegen die Unzucht, und ein ungenannter Bischof, der dagegen eiferte, kannte die geile Natur der Pfaffenspatzen — so nannte man später die Franziskaner zum Unterschied von den Dominikanern, die Schwalben hießen — indem er schrieb: „Auch nicht ein altes noch häßliches Frauenzimmer sollen die Geistlichen in ihr Haus nehmen, weil man da, wo man vor Verdacht sicher ist, am schnellsten sündige; auch die Lust sich nicht an das Häßliche kehre, indem der Teufel ihr das hübsch mache, was abscheulich ist."

Den Beweis, wie früh sich schon die verderblichen Folgen des Vorurtheils gegen die Priesterehe zeigten, liefern die Beschlüsse der ersten Konzilien. Das zu Elvira sah sich schon genöthigt, Strafen festzusetzen gegen unzüchtige Geistliche. „Wenn ein im Amte befindlicher Bischof, Priester oder Diakon," heißt einer ihrer Beschlüsse, „erfunden worden ist, daß er Unzucht getrieben habe, so soll er auch am Ende seines Lebens nicht zur Kommunion gelassen werden."

Das Konzil zu Neu-Cäsarea bestimmte, daß ein solcher Geistlicher abgesetzt werde und Buße thun solle. Ja, diese Beschlüsse redeten auch schon von Knabenschändungen und Sodomiterei mit Thieren.

Doch was nützen alle strengen Strafbestimmungen, wenn sie

gegen eine Sache gerichtet sind, welche der Natur durchaus entgegen ist; sie können höchstens bewirken, daß sich die mit der Strafe Bedrohten mehr Mühe geben, ihre Handlungen zu verheimlichen; und schon die hier genannten Kirchenversammlungen reden von Frauen der Geistlichen, die ihre im Ehebruch erzeugten Kinder umbrachten.

Gar viele Geistliche, die sich nach ihrer Ordination nicht von ihren Frauen trennen wollten, gelobten sich ihrer zu enthalten; aber der heilige Bernhard sagt: „Eine Frau haben und mit dieser nicht sündigen, ist mehr als Todte erwecken.“ — Wie oft wurde nicht dieses Gelübde gebrochen, und wie oft wurde es nicht eben mit dieser Absicht geleistet! War ein Geistlicher gewissenhaft, so hatte er den größten Schaden davon, denn die mit der Enthaltsamkeit ihres Mannes unzufriedene Frau suchte sich einen Stellvertreter, und zeigten sich Folgen dieses Umganges, dann kam der unschuldige Mann in Verdacht, sein Gelübde gebrochen zu haben.

Daß die Frauen der Geistlichen sich gar häufig auf solche Weise und manchmal selbst mit der Erlaubniß oder mit Wissen ihrer Männer entschädigten, beweisen abermals die Bestimmungen des schon oft genannten Konzils von Elvira. Eine derselben lautet: „Wenn die Frau eines Geistlichen hurt und ihr Mann dies weiß und sie nicht sogleich verstößt, so soll er auch nicht am Ende des Lebens die Kommunion empfangen.“

Doch nicht allein die Ehe der Geistlichen, ja sogar die der Laien wurde von der Kirche auf das Sorgfältigste überwacht. Ich finde augenblicklich dafür keinen früheren Beweis, als in dem Buch von den Kirchenstrafen, welches Regino, Abt von Prüm, im Jahr 909 auf Befehl des Erzbischofs Rathbod von Trier schrieb. Dort heißt es: „Der Verehelichte, der sich 40 Tage vor Ostern und Pfingsten oder Weihnachten, an jeder Sonntagsnacht, am Mittwoche und Freitage; von der sichtbaren Empfängniß bis

zur Geburt des Kindes von der Frau nicht enthält, muß, wenn ein Sohn geboren wird, 30 Tage, wenn eine Tochter geboren wird, 40 Tage Buße thun. Wer in der Quadrageſima (der vierzigtägigen Faſtenzeit) vor Oſtern ſeiner Frau beiwohnt, muß ein Jahr Buße thun oder 16 Solidos an die Kirche bezahlen oder unter die Armen vertheilen. Thut er es in der Beſoffenheit und zufällig, ſo darf er nur 40 Tage Buße thun. — Jeder muß ſich vor Empfang des Abendmahls der Frau ſieben, fünf oder drei Tage enthalten.

Die Kirche verdankt das große Licht St. Iſo in St. Gallen nur dem Umſtande, daß er von ſeinen vornehmen Eltern — in der Oſternacht gezeugt wurde, welche darüber Gewiſſensſkrupel hatten und ihn der Kirche widmeten.

Schon früher bemerkte ich, daß der Eigennutz der Biſchöfe großen Antheil an der Verdammung der Prieſterehe hatte. Bekam ein verheiratheter Prieſter keine Kinder, — nun dann ſah man durch die Finger. Die Folge davon war, daß ſie die Schwangerſchaft ihrer Weiber entweder verhinderten, wie Onan, oder daß ſie zu gefährlichen Mitteln ihre Zuflucht nahmen.

Ein ſüdamerikaniſcher Indianerſtamm ſoll ein ganz unſchädliches Mittel beſitzen, die Empfängniß der Weiber zu verhindern, was oft von ſolchen Frauen angewendet wird, die nicht gleich eine Familie haben wollen. Mich wundert, daß noch Niemand daſſelbe aufgefunden und nach Europa gebracht hat; er könnte ſich große Verdienſte um die römiſche Kirche und ſonſt erwerben.

Den Beweis dafür, wie es der Kirche ganz hauptſächlich darauf ankam, daß die Geiſtlichen keine Kinder bekommen, die ſie beerben konnten, liefert ein Konzilium, welches Erzbiſchof Johann von Tours im Jahre 1278 in London hielt.

Dort heißt es in einer der Verordnungen: „Da die Fleiſchesluſt den Klerikalſtand vielfältig entehrt, beſonders wenn es zum Kinderzeugen kommt, ſo verordnen wir, daß die Kleriker,

besonders die in den heiligen Weihen sich befindlichen, sich nicht unterstehen, ihren im geistlichen Stande erzeugten Söhnen und ihren Konkubinen etwas testamentarisch zu vermachen. Solche Vermächtnisse sollen der Kirche des Testators zufallen."

Das Leben der Geistlichen in den ersten Jahrhunderten lernen wir sehr genau aus den Schriften der Kirchenväter kennen, welche sich bemühten, die unter denselben herrschende Verderbniß zu bekämpfen. Es erscheint oft unglaublich, daß die Religion, die Jesus lehrte, zu so abscheulichen Lastern führen konnte, wie sie uns in diesen Schriften berichtet werden. Daß die Geistlichen sich für das Verbot der Ehe auf andere Weise zu entschädigen suchten, nun das ist menschlich und an und für sich zu entschuldigen. Bei solchen Vergehungen muß man nicht sowohl den schwachen Menschen, als vielmehr das naturwidrige Verbot verdammen, welches zur Verletzung der Sittengesetze zwingt; aber anders ist es mit den von den Bischöfen begangenen Schändlichkeiten und Verbrechen, die in dem Geiz, der Herrschsucht und andern bösen Leidenschaften ihre Ursache haben.

Basilius schreibt an Eusebius, Bischof von Samosata: „Nur an die allernichtswürdigsten Menschen ist jetzt die bischöfliche Würde gekommen"; in einem Briefe, welchen er und zweiunddreißig andere Bischöfe an sämmtliche Bischöfe Galliens und Italiens richten, wird der schmachvolle Zustand der Kirche mit großer Wehmuth geschildert: „Die Schlechtigkeit der Bischöfe und Kirchenvorsteher," heißt es darin, „sei so groß, daß die Bewohner vieler Städte keine Kirchen mehr besuchen, sondern mit Weib und Kind außerhalb der Mauern der Städte unter freiem Himmel für sich Gebete verrichteten."

Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Cyrill von Jerusalem u. s. w. können nicht grell genug die Sittenverderbniß der Geistlichen schildern. Diese hatten es damit so weit gebracht,

daß man die Unzucht als förmlich zum Pfaffen gehörig betrachtete und nicht mehr für ein Verbrechen hielt. — Die afrikaniſchen Synoden ſahen ſich gezwungen, zu verordnen, daß kein Geiſtlicher allein zu einer Jungfrau oder Wittwe gehen ſolle!

Am lebhafteſten ſchildert die Geiſtlichen und den Sittenverfall der damaligen Zeit der ſchon oft genannte heilige Hieronymus. Er ſchreibt in einem Briefe an Euſtochium: „Sieh, die meiſten Wittwen, die doch verehelicht waren, ihr unglückliches Gewiſſen unter dem erlogenen Gewande verbergen. Wenn ſie nicht der ſchwangere Bauch oder das Geſchrei der Kinder verräth, ſo gehen ſie mit emporgeſtrecktem Halſe und hüpfendem Gange einher. — Andere aber wiſſen ſich unfruchtbar zu machen und morden den noch nicht geborenen Menſchen. Fühlen ſie ſich durch ihre Ruchloſigkeit ſchwanger, ſo treiben ſie die Frucht durch Gift ab. Oft ſterben ſie mit daran, und dreifachen Verbrechens ſchuldig, gelangen ſie in die Unterwelt, als Selbſtmörderinnen, als Ehebrecherinnen an Chriſtus, als Mörderinnen des noch nicht geborenen Sohnes. Ich ſchäme mich, es zu ſagen, o der Abſcheulichkeit! es iſt traurig, aber doch wahr.

„Woher brach die Peſt der Agapetinnen in unſere Kirchen herein? Woher ein anderer Name der Eheweiber ohne Ehe? Ja, woher das neue Geſchlecht der Konkubinen? Ich will mehr ſagen, woher die Hure eines Mannes? Ein Haus, ein Schlafgemach, nur oft ein Bett umfaßt ſie, und nennen uns argwöhniſche Leute, wenn wir etwas Arges vermuthen.“

Und weiter in demſelben Briefe: „Es giebt Andere, ich rede von Leuten meines Standes, welche ſich deßhalb um das Presbyterat und Diakonat bewerben, um die Weiber deſto freier ſehen zu können. Ihre ganze Sorgfalt geht auf ihre Kleider, auf daß ſie gut riechen, und die Füße unter einer weiten Haut nicht aufſchwellen. Die Haare werden rund gekräuſelt, die Finger ſchimmern von Ringen, und damit ihre Fußſohlen kein

feuchter Weg benetze, berühren sie ihn kaum mit der Spitze. Wenn du solche siehst, solltest du sie eher für Verlobte, als für Geistliche halten. Einige bemühen sich ihr ganzes Leben hindurch nur darum, die Namen, Häuser und Sitten der Matronen kennen zu lernen. Einen von ihnen, den vornehmsten in dieser Kunst, will ich kurz beschreiben, damit du desto leichter am Lehrer die Schüler erkennest.

„Er steht eilfertig mit der Sonne auf, entwirft die Ordnung seiner Besuche, sieht sich nach einem kürzeren Wege um, und der überlästige Alte geht beinahe bis in die Kammern der Schlafenden. Wenn er ein zierliches Kissen oder Tuch oder sonst etwas von Hausrath sieht, so lobt, bewundert und berührt er es; indem er klagt, daß es ihm fehle, preßt er es mehr ab, als daß er es verlangte, weil sich eine jede Frau fürchtet, den Stadtfuhrmann zu beleidigen. Ihm sind Fasten und Keuschheit zuwider; eine Mahlzeit billigt er nach ihrem feinen Geruche und nach einem gemästeten jungen Kranich. Er hat ein barbarisches und freches Maul, das immer zu Schmeichelworten gewaffnet ist. Du magst dich hinwenden, wohin du willst, so fällt er dir zuerst in die Augen." — Solcher geistlichen „Stadtfuhrleute" gibt es auch noch heut zu Tage und ich könnte dem wackern Hieronymus mehrere nennen, die zu seinem Porträt vortrefflich passen würden.

Dergleichen Schilderungen erweckten dem Hieronymus natürlich viele Feinde, die sich dadurch rächten, daß sie ihn verlästerten. Viele Noth hatte er mit einem Diakon, Namens Sabinian. Dieser hatte eine Wallfahrt zu allen lüderlichen Häusern Italiens unternommen und nebenbei eine Menge Jungfrauen genothzüchtigt und Ehefrauen verführt, von denen mehrere wegen dieser Verbrechen öffentlich hingerichtet wurden. Endlich verführte er auch die Frau eines vornehmen Gothen, der diesen Schimpf entdeckte, echt gothisch darüber ergrimmte und den lüderlichen Pfaffen auf Tod und Leben verfolgte. — Dieser kam mit einem Empfehlungsschreiben zu St. Hieronymus nach Bethlehem, wo er in ein Kloster

gesteckt wurde. Hier sah er eines Tages eine Nonne aus dem Kloster der Paula, verliebte sich in dieselbe, schrieb ihr Liebesbriefe und erhielt die Versicherung, daß alle seine Wünsche erfüllt werden sollten, — als der Handel entdeckt und die Keuschheit der Nonne gerettet wurde. — Sabinian fiel Hieronymus zu Füßen und erhielt Verzeihung unter der Bedingung, daß er die ihm auferlegte Buße tragen solle. Er versprach Alles, hielt aber nichts, lebte lustig wie zuvor und verleumdete Hieronymus wo er konnte. — Solche Galgenfrüchte trug schon damals der heilige Christbaum der Kirche!

Die Gesetzgebung des Justinian war der Priesterehe durchaus nicht günstig, denn in einer Verordnung von 528 heißt es: — „Indem wir die Vorschrift der heiligen Apostel befolgen, verordnen wir, daß, so oft ein bischöflicher Stuhl in einer Stadt erledigt ist, die Bewohner derselben über drei Personen von reinem Glauben und tugendhaftem Leben sich vereinigen, um aus ihnen den Würdigsten hervorzuheben. Doch treffe die Wahl nur einen solchen, der das Geld verachtet und sein ganzes Leben Gott weiht, der keine Kinder und keine Enkel hat. — — Der Bischof muß durchaus nicht durch Liebe zu den fleischlichen Kindern verhindert werden, aller Gläubigen geistlicher Vater zu werden. Aus diesen Ursachen verbieten wir, Jemanden, der Kinder und Enkel hat, zum Bischof zu weihen." In derselben Verordnung wird den Bischöfen auch verboten, in ihrem Testamente ihren Verwandten etwas von dem zu vermachen, was sie als Bischöfe erwarben.

Die folgenden Bestimmungen sind noch strenger, und in einem Erlaß von 531 befiehlt Justinian, daß Niemand zum Bischof geweiht werde, als wer keiner Frau ehelich beiwohne und Kinder zeuge. Statt der Frau möge ihm die heiligste Kirche dienen. — Diese ist aber, nach des heiligen Ambrosius üppiger Schilderung: eine nackte, reizende Braut; deren schöne und

bezaubernde Gestalt Christum mit Begierde erfüllt und ihn bewogen habe, sie zur Gemahlin für sich zu erwählen!

Daß alle strengen Gesetze wenig fruchteten, dafür könnte man unendlich viel Beweise anführen. Alle Synoden waren bemüht, schärfere Verordnungen zu erlassen und auf einer im Jahr 751 gehaltenen wurde bestimmt: „der Priester, welcher Unzucht übt, soll in ein Gefängniß gesteckt werden, nachdem er vorher gegeißelt und ausgepeitscht worden ist."

Ratherius von Verona, der zu Anfang des 10. Jahrhunderts lebte, klagt: „O! wie verworfen ist nicht die ganze Schaar der Kopfgeschorenen, da unter ihnen keiner ist, der nicht ein Ehebrecher ist oder ein Sodomit."

Unter so bewandten Umständen war es denn wohl natürlich, daß vielen Christen Bedenken kamen, ob es wohl ziemlich sei, daß sie das, was sie für das Heiligste hielten, das Abendmahl, aus so beschmutzten Händen annehmen könnten.

Auf eine deshalb an ihn gerichtete Frage antwortete Papst Nikolaus I.: „Es kann Niemand, so sehr er auch verunreinigt sein mag, die heiligen Sakramente verunreinigen, welche Reinigungsmittel aller Befleckungen sind. Der Sonnenstrahl, welcher durch Kloaken und Abtritte geht, kann doch dieserhalb keine Befleckung an sich ziehen. Daher mag der Priester beschaffen sein, wie er will, er kann das Heilige nicht beflecken." Aus diesem beruhigenden Bescheid und passend gewählten Vergleich sieht man übrigens, daß die Pfaffen beim Papst in nicht besonders gutem Geruch standen!

Die Ansichten der Kirche von der Ehe übten aber nicht nur ihren demoralisirenden Einfluß auf die Pfaffen selbst aus; die Ehrwürdigkeit der Ehe im Allgemeinen litt darunter, denn es war nur natürlich, daß ein Verhältniß, welches von den so hoch verehrten Lehrern verachtet wurde, auch bei den Laien nicht in besonderer Achtung stehen konnte. Die Lüderlichen benutzten daher

gern die Zeitansicht, um ledig zu bleiben und so ungezwungener ihren Leidenschaften zu folgen; und die Verheiratheten, welche ihrer Weiber überdrüssig waren, fanden leicht einen heiligen Vorwand, sich ihrer zu enthalten und sich außer dem Hause zu entschädigen.

Das Leben der Päpste um diese Zeit, besonders im elften Jahrhundert, war wenig geeignet, auf die Sittlichkeit der Geistlichkeit vortheilhaft einzuwirken. Ich verweise in Bezug hierauf auf das vorige Kapitel.

Ein großer Eiferer gegen die Priesterehe, obwohl auch gegen die Unzucht der Pfaffen, war der Kardinal Petrus Damiani, der durch seine Schriften einen ganz außerordentlich großen Einfluß ausübte; das heißt in Bezug auf das Cölibat, aber nicht auf die Besserung der Geistlichen. Er war im Jahre 1002 in Ravenna von ganz armen Eltern geboren, die schon so viele Kinder hatten, daß sie nicht wußten, was sie mit dem neuen Ankömmling anfangen sollten. Die harte Mutter faßte den Entschluß, den Knaben auszusetzen, wurde aber durch die Frau eines Priesters davon abgehalten.

Petrus weihte sich der Kirche und wurde endlich im Jahre 1058 oder 59 Kardinalbischof von Ostia. Er nahm diese Stelle nur mit Widerstreben an und, empört über die Verderbtheit der Pfaffen, gab er sie bald wieder auf und zog sich in ein Kloster zurück, wo er 1069 starb.

Damiani entwirft von dem Schandleben der Pfaffen in seinem liber Gomorrhianus ein trauriges Bild. Er beklagt und schildert darin ihre Hurerei, ihre widernatürliche Unzucht, insbesondere ihre Sodomiterei, ihre Unzucht mit Jünglingen und Knaben, ihre Unfläthereien mit Thieren; die Unzucht der Pfaffen und Mönche unter einander, mit ihren Beichtkindern, und führt an, wie die gemeinschaftlichen Verbrecher, um ungestört fortsündigen zu können, sich einander in der Beichte absolvirten.

Damiani wird in seinem Eifer gegen die Weiber der Priester oft spaßhaft, und seine Anrede an dieselben ist wahrhaft originell. „Indeß rede ich auch euch an, ihr Schätzchen der Kleriker, ihr Lockspeise des Satans, ihr Auswurf des Paradieses, ihr Gift der Geister, Schwert der Seelen, Wolfsmilch für die Trinkenden, Gift für die Essenden, Quelle der Sünden, Anlaß des Verderbens. Euch, sage ich, rede ich an, ihr Lusthäuser des alten Feindes, ihr Wiedehopfe, Eulen, Nachtkäuze, Wölfinnen, Blutegel, die ihr ohne Unterlaß nach Mehrerem gelüstet. Kommt also und hört mich, ihr Metzen und Buhlerinnen, Lustdirnen, ihr Mistpfützen fetter Schweine, ihr Ruhepolster unreiner Geister, ihr Nymphen, Sirenen, Hexen, Dirnen, und was es sonst für Schimpfnamen geben mag, die man euch beilegen möchte.

„Denn ihr seid Speise der Satane, zur Flamme des ewigen Todes bestimmt. An euch weidet sich der Teufel, wie an ausgesuchten Mahlzeiten, und mästet sich an der Fülle eurer Ueppigkeit. Ihr seid die Gefäße des Grimmes und des Zornes Gottes, aufbewahrt auf den Tag des Gerichts. Ihr seid grimmige Tigerinnen, deren blutige Rachen nur nach Menschenblut dürsten, Harpyen, die das Opfer des Herrn umflattern und rauben, und die, welche Gott geweiht sind, grausam verschlingen.

„Auch Löwinnen möchte ich euch nicht unpassend nennen, die ihr nach Art wilder Thiere eure Mähne erhebt und unvorsichtige Menschen zu ihrem Verderben in blutigen Umarmungen räuberisch umklammert. Ihr seid die Sirenen und Charybden, indem ihr, während ihr trügerisch anmuthigen Gesang ertönen laßt, unvermeidlichen Schiffbruch bereitet. Ihr seid wüthendes Otterngezücht, die ihr vor Wollustbrunst Christum, der das Haupt der Kleriker ist, in enern Buhlen ermordet."

Damiani muß ein komischer Kauz gewesen sein, und um seinen Reichthum an Schimpfwörtern könnte ihn manches Fischweib beneiden. Nicht weniger seltsam sind oft seine Vergleiche. So

zum Beispiel vergleicht er, um der Markgräfin Adelheid von Turin die Nachtheile der Priesterehe begreiflich zu machen, die Priester mit ihren Frauen den Füchsen, die Simson bei den Schwänzen an einander band, Fackeln dazwischen steckte, sie anzündete, und sie dann in die Saatfelder der Philister jagte.

Damiani war es vorzüglich, welcher Papst Gregor VII. den Weg bahnte. Durch ihn und andere Eiferer kam es endlich so weit, daß die Orthodoxen die außereheliche Unzucht für weit weniger verbrecherisch hielten als die Ehe, und zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. verstießen viele Ehemänner, sowohl Geistliche als Laien, ihre Weiber, und gesellten sich zu Jungfrauen, die ebenfalls, wie sie, Keuschheit gelobt hatten. Kurz es erneuerte sich wieder der Unfug mit den Liebesschwestern, der eigentlich unter den Geistlichen nie aufgehört, nur daß man die geheuchelte Keuschheit bei Seite gethan und in ehrlicher, offener Hurerei gelebt hatte.

Andere Ehemänner, in Verzweiflung darüber, daß sie als Verheirathete nicht selig werden könnten, verstießen gleichfalls ihre Frauen und begaben sich sammt Hab und Gut unter den Schutz der Mönche und führten eine gemeinsame kanonische Lebensweise.

Trotzdem stieß aber Gregors VII. Cölibatgesetz auf den entschiedensten Widerstand. Lambert von Aschaffenburg erzählt daß bei der Bekanntmachung desselben die ganze Schaar der Geistlichen gemurrt habe. Alle wären der Meinung gewesen, „daß es besser sei, zu freien, als Brunst zu leiden, und daß durch das Verbot der Ehe der Hurerei Thor und Thür geöffnet würde. Wolle Gregor auf seiner Meinung bestehen, so wollten sie lieber dem Priesterthume entsagen, dann möge er, den Menschen anstinken, sehen, woher er Engel zur Regierung des Volks in den Kirchen bekomme."

Mehrere Anhänger Gregors, welche das Cölibatgesetz mit Gewalt durchsetzen wollten, verloren beinahe das Leben darüber.

Als Bischof Altmann von Passau den Befehl des Papstes von der Kanzel verkündigte, mußten ihn die anwesenden vornehmen Laien vor den wüthenden Priestern schützen, die ihn in Stücke reißen wollten. — Der Bischof Heinrich von Chur gerieth durch seinen Eifer für das Cölibat ebenfalls in Lebensgefahr.

Als Erzbischof Johann von Rouen auf einer Synode das Gesetz verlas, entstand ein Tumult, man bombadirte den Erzbischof mit Steinen, so daß er in großer Eile die Kirche verlassen mußte.

In England fand Gregors Gesetz ebenfalls bedeutenden Widerstand; aber einer der englischen Prälaten tröstete sich, indem er sagte: „Man kann wohl den Priestern die Weiber, aber nicht den Weibern die Priester nehmen."

Bis zum Tode Heinrichs IV. von Deutschland wurden hier die beweibten Priester auf das Grausamste verfolgt, und da es den Päpsten nur um Ausrottung der Priesterehe zu thun war, so wurden außereheliche Unzucht und die oft daraus entstehenden Verbrechen weniger hart bestraft.

Auf die Anfrage des Abts Rudolf von Saëz, was einem Mönch geschehen solle, der es versucht hatte, einen Ehemann zu vergiften, antwortete Anselm, Erzbischof von Canterbury, — man solle ihn nicht zum Diakonat oder Presbyteriat befördern!

Die englischen Geistlichen zeichneten sich ganz besonders durch ihre Lüderlichkeit aus, und ehrenhalber mußte der Papst endlich offiziell dagegen einschreiten. Auf der Synode zu London (1125) wurde also bei Strafe der Absetzung den Priestern das Zusammenleben mit Weibern verboten. Der Legat des Papstes, Kardinal Johann von Crema, hatte große Mühe gehabt, diesen Beschluß durchzukämpfen, und noch am Abend desselben Tages, wo es ihm gelungen war, ertappte man ihn mit einer feilen Dirne. Er war unverschämt genug, sich damit zu ent-

ſchuldigen, „daß er nur ein Zuchtmeiſter der Prieſter ſei.“

Biſchof Ranulph von Durham, genannt Flambard, oder Paſſaflaberer, war vielleicht der lüderlichſte Geiſtliche in der Welt. Er lebte wie ein türkiſcher Sultan. Schöne Mädchen in üppiger Entkleidung kredenzten ihm bei Tiſche den Wein, und damit er ſtets die Mittel hatte, flott zu leben, ſo bedrückte und plünderte er ſeine geiſtlichen Pflegekinder.

Sein Ruf war auch zu dem päpſtlichen Legaten gedrungen. Dieſer ließ ihn vor die Synode nach London citiren; allein Ranulph fand es nicht für gut, dieſem Rufe zu folgen, und der Kardinal Johann entſchloß ſich ſelbſt nach Durham zu gehen, um ſich hier durch den Augenſchein von der Wahrheit der Gerüchte zu überzeugen.

Ranulph wußte zu leben. Er empfing den Legaten Sr. Heiligkeit auf das Freundlichſte, veranſtaltete ein großes Gaſtmahl, bei dem alle Leckereien der Welt und die feinſten Weine aufgetragen wurden, ſo daß der Kardinal ganz außer ſich vor Entzücken war, beſonders da eine ſchöne „Nichte“ des Biſchofs, die auf ihre Rolle einſtudirt war, ſich alle mögliche Mühe gab, ihn vortrefflich zu unterhalten, ja ſich endlich bewegen ließ, bei dem päpſtlichen Legaten zu ſchlafen.

Nachdem dieſer wie ein Gimpel in die ihm geſtellte Falle gegangen war, verſammelte der Biſchof ſeine Kleriker und Knaben, welche Becher und Lichter trugen und begab ſich jetzt in feierlicher Prozeſſion an das Bette. Der Chorus rief: Heil! Heil!

Der verwirrte Legat fragte erſtaunt: „Soll dies eine Ehrenbezeugung für den heiligen Petrus ſein?“ „Mein Herr,“ antwortete der Biſchof, „es iſt in unſerem Lande Sitte, daß wenn ein Vornehmer heirathet, man ihm dieſe Ehre erzeigt. Stehet auf und trinket, was in dieſem Kelche iſt. Weigerſt du dich, ſo ſollſt du den Kelch trinken, nach welchem du nicht mehr dürſten wirſt.“

Digitized by Google

Der Legat mußte gute Miene zum böſen Spiel machen; er erhob ſich, „nackt bis zur Hälfte des Leibes“ und trank den dargereichten Becher ſeiner Bettgenoſſin zu. Darauf entfernte ſich der Zug mit dem Biſchofe, der nun wegen ſeines Bisthums unbeſorgt war.

Die Veranlaſſung zu dem Streite zwiſchen König Heinrich von England und Thomas Becket war auch ein lüderlicher Prieſter zu Worceſterſhire, der die Tochter eines Pächters geſchändet und dieſen ermordet hatte, und welchen der König trotz alles Proteſtirens des Erzbiſchofs vor den weltlichen Richterſtuhl zog.

In Frankreich trieben es die Geiſtlichen ungefähr ebenſo wie in England. Der Erzbiſchof von Beſançon zum Beiſpiel machte ſich aller möglichen Verbrechen ſchuldig. Um ſeinen Geiz zu befriedigen, verkaufte er Alles, was Käufer fand und plünderte ſeine Geiſtlichen dermaßen aus, daß ſie in ärmlicher Kleidung, wie Bauern, umhergehen mußten. Nonnen und Geiſtlichen geſtattete er für Geld die Ehe. Er ſelbſt lebte mit einer Verwandtin, der Aebtiſſin von Reaumair Mont, hatte ein Kind von einer Nonne und nebenbei die Tochter eines Prieſters als Konkubine; kurz, er geſtattete ſich alle geſchlechtlichen Ausſchweifungen und ſeine Geiſtlichen hielten ſich Konkubinen.

Der Erzbiſchof von Bordeaux unterhielt eine Räuberbande, die er zu ſeinem Vortheil auf Expeditionen ausſandte. Einſt kam er mit einer Menge lüderlicher Mädchen und Kerle in die Abtei des heiligen Eparchius, lebte hier drei Tage in Saus und Braus und zog endlich ab, nachdem er das Kloſter rein ausgeplündert hatte. „Seine übrigen Verbrechen verbietet die Schamhaftigkeit zu nennen,“ ſagt Papſt Innozens III. in ſeinen Briefen. Wer die Schandthaten der Pfaffen in jener Zeit ſtudiren will, der leſe dieſe päpſtlichen Briefe. Dem Papſte wurden ſo viele berichtet, daß er bald allein würde haben Meſſen leſen müſſen, wenn er ſie alle nach Verdienſt beſtraft hätte; er hielt es daher für beſſer,

Milde zu üben, ſo ſehr und oft dieſe ſchlecht angebrachte Milde auch empören mß.

Ein Mönchprieſter hatte mit einem Mädchen verbotenen Umgang gehabt. Als die Dirne ſchwanger war, ergriff er ſie, als wolle er mit ihr ſcherzen, am Gürtel und verletzte ſie ſo hart, daß eine Fehlgeburt erfolgte. Der Fall kam vor Papſt Innozens III. und dieſer entſchied: „daß wenn die Fehlgeburt noch kein Leben gehabt habe, der Mönch den Altardienſt auch ferner verrichten könne; daß er aber, wenn dieſe ſchon Leben gehabt habe, des Altardienſtes ſich enthalten müſſe."

Schon im Jahr 428 hatte Papſt Cöleſtin es für nöthig gefunden, Strafe darauf zu ſetzen, wenn Geiſtliche ihre Beichtkinder zur Unzucht verführten. Dergleichen Fälle kommen unendlich oft vor und werde ich im letzten Kapitel ausführlicher über die Beichte reden.

Einem ſtarken Affen in einer Menagerie zu nahe zu kommen, war für eine Frau nicht ſo gefährlich, als mit einem Pfaffen in Berührung zu kommen. Da dieſe ein faules Leben hatten, ſo erhitzten ſie Tag und Nacht ihre Phantaſie mit üppigen Bildern und dachten an nichts anderes, als wie ſie ihre geilen Triebe befriedigen könnten. Fälle der Nothzucht kamen unendlich viele vor.

Unter Heinrich VI. baten die Geiſtlichen in England um Erlaſſung der Strafen wegen begangener Nothzucht. — Zu Baſel hatte im Jahr 1297 ein Geiſtlicher eine Jungfrau mit Gewalt geſchändet. Man kaſtrirte ihn zur Strafe und hing das corpus delicti zum abſchreckenden Beiſpiel für andere Pfaffen mitten in der Stadt an einer frequenten Paſſage auf. — Die Venetianer ließen in ſpäterer Zeit einen Auguſtiner zu Brescia, der ein elfjähriges Mädchen genothzüchtigt und dann ermordet hatte, *viertheilen*.

Sodomiterei und *Knabenſchändung* waren unter den Geiſtlichen ganz gewöhnlich und das ſchon ſeit den älteſten Zeiten

der christlichen Kirche, wie die Konzilienbeschlüsse beweisen, von denen ich einige angeführt habe. Im Jahre 1212 wurde auf einem Konzil den Mönchen und regulirten Kanonikern verboten, zusammen in einem Bette zu liegen und Sodomiterei zu treiben.

Im Jahre 1409 wurden zu Augsburg auf Befehl des Raths vier Priester und ein Laie wegen Knabenschändung am Perlachthurme, mit gebundenen Händen und Füßen, in einem hölzernen Käfig aufgehängt, bis sie verhungerten. — Im nächsten Kapitel von den Klöstern werde ich zeigen, daß Sodomiterei bis auf die neueste Zeit als Folge des Cölibats unter den Pfaffen gebräuchlich ist.

Aus dem, was ich bisher mittheilte, geht schon hervor, daß die Bischöfe ihren Geistlichen in der Sittenlosigkeit meistens vorangingen, wenn sie es auch nicht alle so arg trieben, wie der Bischof Heinrich von Lüttich, der eine Aebtissin zur Mätresse und in seinem Garten einen förmlichen Harem hatte, und der sich rühmte, in 22 Monaten vierzehn Söhne gezeugt zu haben.

Unter so bewandten Umständen waren die Laien froh, wenn es diesen Kirchenstieren erlaubt wurde, Konkubinen zu halten, damit nur ihre Weiber und Töchter vor ihnen sicher wären. Ja, die Friesen gingen so weit, daß sie gar keine Priester duldeten, die nicht Konkubinen hatten. „Se gedulden oek geene Preesteren, sunder eheliche Fruwen (d. h. Konkubinen), up dat se ander lute bedde nicht beflecken, wente sy meinen, dat idt nicht mogelygk sy, und baven die Natur, dat sick ein mensche ontholden konne," heißt es in der Chronik.

Ich bemerkte schon früher, daß es den Päpsten mehr um die Vernichtung der Priesterehe, als um die Erhaltung der Keuschheit der Geistlichen zu thun war, denn sie wollten nicht, daß rechtmäßige Kinder das Gut erbten, was sie als Kirchengut betrachteten. Wenn nun auch die Konzilien, auf Betrieb Einzelner, dem Konkubinenwesen ein Ende machen wollten, indem sie Verordnungen dagegen

erließen, so war man eben nicht strenge auf die Befolgung derselben bedacht.

Ja, vielen Bischöfen wäre es gar nicht recht gewesen, wenn ein Papst durchgreifende Maßregeln angeordnet hätte, denn diese Konkubinen waren für sie eine Quelle der Gelderpressung. Häufig, wenn sie Geld brauchten, fiel es ihnen ein, ihren Geistlichen das Konkubinat auf das Strengste zu verbieten, da es ihnen nur um die Strafgelder zu thun war.

Heinrich von Hewen, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts Bischof von Konstanz war, führte selbst ein üppiges Leben, und die Abgaben, welche ihm seine Geistlichen von ihren Konkubinen entrichteten, verschafften ihm eine jährliche Einnahme von 2000 Gulden.

Zur Zeit der Reformation mußten die Priester in Irland für jedes mit ihren Konkubinen erzeugte Kind ihrem Bischof acht bis zwölf Thaler bezahlen.

Unter solchen Verhältnissen war es denn kein Wunder, wenn das Konkubinat trotz aller Verbote, welche bei allen Synoden wenig beachtete stehende Artikel wurden, in voller Wirksamkeit blieb, und endlich sahen die Päpste ein, daß es ein unvermeidliches Uebel sei und suchten nun selbst Vortheil daraus zu ziehen. Sie dekretirten, daß jeder Geistliche, mochte er nun eine Konkubine haben oder nicht, einen bestimmten jährlichen Hurenzins entrichten müsse.

Als Beleg dafür, daß das Konkubinat unter den Geistlichen im 15. Jahrhundert allgemein war, und zugleich um die Sitten des Klerus überhaupt durch den Mund eines Zeitgenossen kennen zu lernen, will ich einige Stellen aus einem Werke des Nikolaus de Clemanzis anführen, der in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts lebte, eine Zeit lang päpstlicher Geheimschreiber, Schatzmeister und Kanonikus der Kirche zu Langres war und 1440 als Kantor und Archidiakonus zu Lisieux starb.

Seine Schilderung der Bischöfe ist wahrhaft scheußlich. Nach ihm trieben und gestatteten sie für Geld alle Laster. Vorzüglich sind aber die Domherrn und ihre Vikare verdorbene Menschen. Sie sind der Habsucht, dem Stolze, Müßiggange und der Schwelgerei ergeben. Sie halten ohne Scham ihre unehelichen Kinder und Huren gleich Eheweibern im Hause und sind ein Gräuel in der Kirche.

Die Priester und Kleriker leben öffentlich im Konkubinate und entrichten ihren Bischöfen den Hurenzins. Die Laien wissen an mehreren Orten den Schändungen der Jungfrauen und Ehefrauen keinen andern Damm entgegenzustellen, als daß sie die Priester zwingen, sich Konkubinen zu halten.

„Ist Jemand," schreibt Clemanzis, „heut zu Tage träge und zum üppigen Müßiggange geneigt, so eilt er sogleich, ein Priester zu werden. Alsdann besuchen sie fleißig lüderliche Häuser und Schenken, wo sie ihre ganze Zeit mit Saufen, Fressen und Spielen zubringen, betrunken schreien, fechten und lärmen, den Namen Gottes und der Heiligen mit ihren unreinen Lippen verwünschen, bis sie endlich aus den Umarmungen ihrer Dirnen zum Altar kommen."

Clemanzis erwähnt hier auch des Saufens der Priester. Darin waren sie besonders stark und setzten einen Ruhm darein, es den Laien zuvorzuthun. Schon im ersten Jahrhundert stoßen wir auf Bischöfe, die vollendete Trunkenbolde waren. Einer derselben, Drocticisilus, verfiel in Säuferwahnsinn. Die Pfaffen sagten, wenn sie guter Laune waren, von sich selbst: „Wir sind das Salz der Erde, aber man muß es anfeuchten, denn kein guter Geist wohnt im Trockenen. Besonders gut trank man in den Klöstern. Doch davon später.

Zu einem guten Trunk gehört natürlich auch eine gute Tafel und es ist ja noch heute Jedem bekannt, daß die katholischen Geistlichen einen trefflichen Tisch führen. Bischöfe jagten unermeßliche

Summen durch ihren Schlund, und um der nüchternen Gegenwart einen Begriff von ihren kostspieligen Fressereien zu geben, setze ich den Küchenzettel für das Gastmahl am Tage der Installation Georg Nevils, Erzbischofs von York, hieher.

Zu diesem Feste waren erforderlich: 300 Quart Weizen, 330 Tonnen Ale, 104 Tonnen Wein, 1 Pipe Gewürzwein, 80 fette Ochsen, 6 wilde Stiere, 1004 Hämmel, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaunen, 300 Ferkel, 100 Pfauen, 200 Kraniche, 200 Ziegenlämmer, 2000 junge Hühner, 4000 junge Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Rohrdommeln, 4000 Enten, 200 Fasanen, 500 Rebhühner, 4000 Schnepfen, 400 Wasserhühner, 100 große Brachvögel und 100 Wachteln, 1000 Reiher, 200 Rehe und 400 Stück Rothwild, 1506 Wildpretpasteten, 1400 Schüsseln gebrochenen Gelée, 4000 Schüsseln ganzen Gelée, 4000 kalte Custards, 2000 warme Custards, 300 Hechte, 300 Brachsen, 8 Robben, 4 Delphine oder Taumler und 400 Torten. — 62 Köche und 515 Küchendiener besorgten die Zubereitung dieser Speisen und bei der Tafel selbst warteten 1000 Diener auf.

Doch kehren wir wieder von der Pfaffenvöllerei zur Pfaffenhurerei zurück. — Die Basler Synode (1431—1448) gab sich die nutzlose Mühe, ernstliche Verordnungen gegen das Konkubinat zu erlassen; aber zu dem einzigen Mittel, demselben ein Ende zu machen, konnte man sich nicht entschließen, obgleich sehr angesehene Männer auf der Synode, wie der Geheimschreiber und Ceremonienmeister derselben, Clemens Sylvius Piccolomini, günstig für die Priesterehe gestimmt waren. Er äußerte: „Es gab, wie ihr wißt, verheirathete Päpste, und auch Petrus, der Apostelfürst, hatte eine Frau. Vielleicht dürfte es gut sein, wenn den Priestern zu heirathen gestattet wäre, weil viele verheirathet im Priesterthum ihr Seelenheil befördern würden, welche jetzt ehelos zu Grunde gehen."

Große Eiferer gegen das Konkubinat in dieser Zeit waren

Bischof Berthold von Straßburg und Bischof Stephan von Brandenburg. Der letztere klagt bitter über die Geistlichen in seiner Diözese und sagt, daß sehr Viele Beischläferinnen hielten, und durch ihr lüderliches Leben „nicht nur gemeine Leute, sondern auch Fürsten und Große" ärgerten.

„Und diese Priester," sagte er auf einer Synode zu Brandenburg, „haben eine solche Hurenstirn, daß sie es für eine Kleinigkeit halten, Unzucht und Ehebruch zu begehen. Denn wenn aus Schwachheit des Fleisches ihre Köchinnen und Mädchen von ihnen oder vielleicht von anderen geschwängert sind, so leugnen sie die Sünde nicht ab, sondern achten es sich zur hohen Ehre, die Väter aus so verdammlichem Beischlafe erzeugter Kinder zu sein. — Ja, sie laden die benachbarten Geistlichen und Laien beiderlei Geschlechtes zu Gevattern ein, und stellen große Festlichkeiten und Freudengelage über die Geburt solcher Kinder an. Verflucht seien die, welche durch eigenes Geständniß das kund werden lassen, was sie durch Leugnen noch zweifelhaft machen, und so einigermaßen der rechtlichen Strafe entgehen könnten!" — Es ist dies ein schönes Pröbchen bischöflicher Moral.

Die Regierungen mancher Länder, welche einsahen, daß nur dadurch größerem Aergerniß vorgebeugt werde, waren vernünftig genug, das Konkubinat der Geistlichen beinahe als rechtmäßige Ehe gelten zu lassen. Dies thaten zum Beispiel mehrere Regierungen in der Schweiz, und die Obrigkeit schützte hier die Konkubinen der Geistlichen und deren Kinder gegen die Habsucht der geistlichen Vorgesetzten, indem sie Testamentsvermächtnisse für die ersteren als giltig anerkannten.

Zu dem Bischof von Tarent, der Legat des Papstes in der Schweiz war, sagte Jemand, daß die Nonnen dort thun könnten, was sie wollten, es würde nicht untersucht ꝛc., bekämen sie aber

Kinder, dann erwarte sie ein fürchterlicher, finsterer Kerker. Darauf erwiderte der Legat: „Selig sind die Unfruchtbaren!"

Doch mit den Klöstern haben wir es noch nicht zu thun, sondern vorläufig nur mit den Weltgeistlichen. — Das Konkubinat derselben, selbst wenn es gewissermaßen vom Gesetz geschützt war, konnte doch niemals die Ehe ersetzen und diente nur dazu, die Geistlichkeit verächtlich und lächerlich zu machen. Es lag in der Natur dieses Verhältnisses, daß selten Frauen von einigem Werth ein solches eingingen. Kam auch wohl hin und wieder ein Fall vor, wo sich ein Mädchen aus Liebe über die bestehenden Vorurtheile hinwegsetzte, so waren es doch meistens nur gemeine Dirnen, welche nur darauf trachten, die Geistlichen zu plündern. „Pfaffengut fließt in Fingerhut", sagt ein altes Sprichwort.

Dieses halbgeduldete Verhältniß konnte niemals ein geachtetes werden, und bleibt stets eine Entwürdigung. Es kam wohl vor, daß einzelne Geistliche ihren Konkubinen alle Achtung zollten, wie sie einer Gattin zukommt, allein meistens und besonders von den Gebildeten wurden sie als Köchinnen oder sonstige Dienstboten im Hause gehalten. Solche Personen wußten nun den erlangten Vortheil trefflich zu ihrem Vortheil zu benützen. Sie schämten sich des Verhältnisses nicht, wohl aber der gebildetere Geistliche, der ihr Herr war, und der sich viel gefallen, ja oft ganz und gar unter den Pantoffel bringen ließ, damit nur seine menschlichen Schwachheiten nicht unter die Leute gebracht würden; denn diese ermangelten nicht, ihre Späße über die „Pfaffenköchinnen" anzubringen, und gar mancher Geistliche mußte sich still wegschleichen, wenn die jungen Burschen sangen:

Mädchen, wenn du dienen mußt,
So diene nur den Pfaffen,
Kannst den Lohn im Bett verdienen
Und darfst nicht viel schaffen.

Viele verdorbene Geistliche waren froh, daß die Ehe sie nicht an eine Frau fesselte; sie konnten ihre Lüsternheit nach Abwechslung befriedigen, indem sie die Dirne, die ihnen nicht mehr gefiel, wegjagten und eine neue nahmen. Solche Konkubinate, die leider sehr häufig vorkamen, waren gemeine Hurerei und dadurch wurde bei den Pfaffen eine Gemeinheit und Rohheit erzeugt, die sich besonders in ihrer Denkungsart über geschlechtliche Dinge äußerte, wie sie in der Ehe wohl nur selten entstehen können.

Solche Pfaffen machten aus ihrer Lüderlichkeit gar kein Geheimniß; ja sie rühmten sich derselben, und gleichzeitige, sehr glaubwürdige Schriftsteller erzählen, daß bei Freß- und Saufgelagen diese „Pfarrfarren" und „Kuttenhengste", wie sie Fischart nennt, mit den Bauern Wetten machten, deren Gegenstand so obscön war, daß ich sie gar nicht einmal näher andeuten mag, obwohl mir alle Prüderie sehr fern liegt.

Ja diese Pfaffen scheuten sich nicht, ihre unzüchtigen Verhältnisse auf der Kanzel zu erwähnen, und oft machten sie diese Unschicklichkeit dadurch noch schlimmer, daß sie dieselbe mit irgend welchen rohen Späßen würzten.

An den Kirchweihen wurden von ihnen die wildesten und lüderlichsten Gelage gefeiert. Alle benachbarten Pfarrer mit ihren Köchinnen besuchten den Geistlichen, der sein Kirchweihfest feierte, und dann wurde gefressen, gesoffen und andere Lüderlichkeiten getrieben.

Als der Bischof von Mainz den Bischof von Merseburg einst besuchte und unterwegs bei einem Pfarrer einkehrte, wo eben das Kirchweihfest gehalten wurde, begleitete ihn sein Leibarzt, der davon folgende ergötzliche Erzählung liefert:

„Der Bischof steigt abe, und nahet zu der Pfarrhe zu, zu seinem Handtwerk. Nun hatte der Pfarrher zehn ander Pfarren geladen zur kirchweyhe, und ein yeglicher hatte eine köchin mit sich gebracht. Do sie aber leutte kommen sahen, lauffen die Pfaffen

mit den huren alle in einen ſtalle, ſich zu verbergen. Indes gehet ein Grafe, der an des Biſchoffs hofe war, in den hofe, ſeinen gefug zu thun, und da er in den ſtall will, darein die hüren und büben geflohen waren, ſchreyt des pfarrers köchin, Nicht Junker, nicht, Es ſeind böſe hunde darinnen, ſie möchten euch beiſſen. Er leßt nicht nach, gehet hinein, vnd findet einen großen hauffen hüren und büben im ſtalle.

„Da der Grafe in die ſtuben kumpt, hatt man dem Biſchoff eyn feyſte Ganß fürgeſetzt zu eſſen, hebt der Grafe an, vnd ſagt diß geſchicht dem Biſchoff zum Tiſchmerlein, gen abend kamen ſie gen Merßburg, daſelbs ſagt der Biſchoff von Mentz, diß geſchicht dem Biſchoff von Merßburg. Da das der heylig vatter hörete, betrübet er ſich nicht vmb das, das die Pfaffen hüren haben, ſondern darumb, daß die köchin die büben im ſtalle hunde geheißen hätte, vnd ſpricht, Ach Herre Gott, vergebe es Gott dem weibe, das die geſalbten deß Herren hunde geheyßen hat. Das hab ich darumb erzelet, das man ſehe, wie wir Deutſchen das Sprichwort ſo feſt halten, Es iſt kein Dörflein ſo klein, es wirdt des jars einmal kirmeß darinne. Das aber geſchrieben ſtehet, Es kumpt kein hurer im Himmel, des achten wir nit.“

„Da wir uns nun genug mit der Hurerei beſchäfftigt haben,“ heißt es in einer Predigt, „ſo wollen wir zum Ehebruch übergehen.“

Das Konkubinat war noch am Ende das allerunſchuldigſte Ergebniß des Cölibatgeſetzes. Einen weit verderblicheren Einfluß auf die Moralität des Volkes hatten die ſonſtigen aus demſelben entſtehenden Folgen.

Man kann es als Regel annehmen, daß es noch immer der beſſere Theil der Geiſtlichen war, welcher mit ſtändigen Konkubinen in einem der Ehe ähnlichen Verhältniß lebte. Die echten Pfaffen betrachteten aber die Frauen und Töchter der Laien als Wild,

auf welches sie Jagd machten und welches sie durch alle möglichen niederträchtigen Verführungskünste in ihre Netze zu locken trachteten.

Diese Künste mußten einen um so größern Erfolg haben, als ihr Stand die Pfaffen mit den Frauen in häufige Berührung brachte und die Dummheit der Männer diesen Verkehr noch erleichterte. Trotz aller Beispiele und täglich unter ihren Augen vorgehenden Niederträchtigkeiten wurden die Männer nicht klug, denn die Pfaffen wußten sich einen solchen heiligen Schein zu geben, daß die Ehetölpel es kaum wagten, auch nur einen Verdacht zu haben.

Alle Erzählungen von ihrer Lüderlichkeit erklären die Pfaffen natürlich für schamlose Lügen, und war ein Fall einmal gar zu offenkundig geworden, dann verboten sie strenge, davon zu reden, und verwiesen auf das Beispiel des Kaisers Konstantin, der einst einen Priester, den er in flagranti ertappte, mit seinem kaiserlichen Mantel zudeckte, und prägten ihren Beichtkindern ein, was der fromme Rabanus Maurus sagte: „Wenn man einen Geistlichen sähe, die Hand auf dem Busen eines Weibes, so müsse man annehmen, daß er sie segne!“ — Allerdings befanden sie sich nach solchem Segen gar häufig in „gesegneten Umständen“!

Einer derjenigen Schriftsteller früherer Zeit, welche die Schandthaten der Pfaffen mit der größten Rücksichtslosigkeit aufdeckten, war Poggio Bracciolino, den ich schon früher nannte. Die ganze Kuttenwelt gerieth in Allarm, und sein berühmter Gönner Cosmo de Medici empfahl ihm die größte Vorsicht. Im siebenten Kapitel, wo wir über den Mißbrauch des Beichtstuhls reden, werden einige der von ihm erzählten Fälle mitgetheilt werden.

Felix Hämmerlin, gestorben 1457, Chorherr zu Zürich und Zofingen und Probst zu Solothurn, schildert besonders die Verdorbenheit der Mönche; aber auch von den Weltgeistlichen weiß er manche Dinge zu erzählen, die man für ganz unglaublich

halten müßte, wenn sie nicht auch noch von andern geachteten, ernsten und wahrheitsliebenden Männern jener Zeit bestätigt würden. — Die bestialische Rohheit mancher Pfaffen überstieg alle Begriffe. Selbst die Beschlüsse der Conzilien liefern die Beweise davon. Bald wird ihnen durch dieselben verboten, halbnackt, barfuß, oder in zerrissenen Jacken und Hosen den Gottesdienst zu halten; bald, keine obscönen Grimassen am Altar zu machen und keine schmutzigen Lieder zu singen.

Dies mußte ich vorherschicken, um folgender Geschichte Glauben zu verschaffen, die Hämmerlin erzählt: Ein Priester lebte in einem unerlaubten Verhältnisse mit einer sehr angesehenen Frau. Die Sache wurde bekannt, und er wurde gezwungen, von seiner Pfarre zu fliehen. Als er verzweiflungsvoll im Walde umherirrte, begegnete ihm ein Mönch, der ihn fragte, weshalb er so betrübt umherlaufe. Der Priester erzählte ganz treuherzig sein Leiden. Aber der vermeintliche Mönch war der Satan — vielleicht auch ein Schalk in einer Kutte — und erwiderte: „Nicht wahr, wenn du das böse Glied nicht hättest, dann könntest du in deiner Pfarrei sicher wohnen?“ — „Allerdings, mein Herr,“ antwortete der Pfarrer. — „Nun, so hebe dein Gewand auf, damit ich es berühre, wie sie es ja auch berührt hat, dann kannst du dich ohne Scheu deiner Gemeinde zeigen, und es wird in dem Augenblicke verschwunden sein.“ Der Geistliche that, was der Mönch wollte, und rannte dann voller Freuden in seine Pfarrei zurück, ließ die Glocken läuten, versammelte die Gemeinde und bestieg die Kanzel. Voll Zuversicht hob er seine Kleider auf — et mox membrum suum abundantius quam prius apparuit.

Sehr lesenswerth sind die Schriften von Johann Busch, der Probst der regulirten Chorherren zu Soltau, in der Nähe von Hildesheim, und Visitator des Erzbisthums Magdeburg war. Er verfolgte mit großem Eifer die Priester, welche Konkubinen

hielten, und strafte sie nicht mit Geld, wie sie es bis dahin gewohnt gewesen, sondern mit kanonischen Strafen.

Einst lud er einen Pfarrer sammt seiner Konkubine zu sich. Erstern ließ er in das Kloster kommen, aber die Dirne mußte draußen bleiben. Auf das Schärfste befragt, leugnete der Pfarrer standhaft und betheuerte mit einem heiligen Eide, daß er ganz keusch mit seiner Magd lebe. Nun ging Busch vor die Thür zu dem Mädchen und sagte: „Ich habe gehört, daß du bei deinem Herrn zu schlafen pflegst"; aber sie läugnete und meinte, daß sie nur mit Kühen, Kälbern und Schweinen zu thun habe. Als aber Busch sagte, daß ihr Herr bereits gestanden habe, da gestand sie auch, und der geistliche Herr hatte falsch geschworen.

Von den Satirendichtern jener Zeit will ich gar nicht einmal reden, denn es ist wahrscheinlich, daß sie hin und wieder etwas erfanden, um die Pfaffen lächerlich zu machen. Ihre Schriften wurden indeß überall mit Beifall gelesen, denn alle Welt war über die freche Sittenlosigkeit der Pfaffen empört.

Johann Franz Piko, Prinz von Mirandola, der die seltsame Unterredung mit Papst Alexander VI. hatte, schilderte in einer Eingabe an Papst Leo X. (1513) den Verfall des Klerus, und ist besonders darüber empört, daß solche Knaben, welche den höhern Geistlichen zur Befriedigung ihrer unnatürlichen Wollust gedient, zum Kirchendienste erzogen wurden.

Geiler von Kaisersberg (starb 1510) war Lehrer der Theologie zu Freiburg und wurde dann Prediger zu Straßburg. Er erklärte einst dem Bischof: daß wenn ein Unkeuscher keine Messe lesen dürfe, er nur die Geistlichkeit des ganzen Sprengels suspendiren möge, denn die meisten lebten in einem ärgerlichen Konkubinate.

Dieser eben so sittenreine als gelehrte originelle Mann schilderte in seinen trefflichen Predigten die Mönche und Pfaffen nach dem Leben. In einer derselben „vom menschlichen Baum",

heißt es: „Soll nämlich die Frucht der ehelichen Keuschheit auf den Aesten des Baumes wachsen, so hüte dich, sieh dich vor, schäme dich. Zum Ersten hüte dich vor den Mönchen. Diese Tengerferlin gehen nicht aus den Häusern, sie tragen etwas von der Frucht hinweg.

„Ja, wie soll ich sie aber erkennen! Zu dem Ersten erkenne sie, wenn einer in dein Haus kommt, so ketscht er ein kleines Novizlein mit sich, es ist kaum eine Faust groß, das bleibt in einem Winkel sitzen, dem gibt man einen Apfel, bis die Frau ihn durch das ganze Haus geführt hat.

„Zum Andern, so siehe seine Hände an, so bringt er Gaben, das schenkt er dir, das der Frau, das den Kindern, das der Dienerin.

„Das dritte Zeichen ist, wenn er dir unbescheidene Ehre anthut. Wenn du ein Handwerksmann bist, nennt er dich Junker. — Wenn du einen semmelfarbenen Mönch siehst, so zeichne dich mit dem heiligen Kreuze, und ist der Mönch schwarz, so ist es der Teufel, ist er weiß, so ist es seine Mutter, ist er grau, so hat er mit beiden Theil.

„Zu dem Andern hüte dich vor den Pfaffen, die mache dir nicht geheim, besonders die Beichtväter, Leutpriester, Helfer und Kapläne. Ja, sprichst du, meine Frau hasset Mönche und Pfaffen, sie schwört, sie habe sie nicht lieb. Es ist wahr, sie wirft es so weit weg, daß es Einer in drei Tagen mit einem Pferd nicht errennen möchte. Glaub ihr nicht, denn der Teufel treibt die Frauen, daß sie der geweihten Leut begehren."

Interessante Belege zu der Lüderlichkeit der Geistlichen enthalten die Schriften der Aerzte. Aus ihnen lernt man die schrecklichen Folgen des Cölibats an den Leibern der Pfaffen selbst kennen. Es war nur ein Unglück, daß sie diese weiter mittheilten und auch die Menschen körperlich zu Grunde richteten, welche sie bereits geistig elend gemacht hatten. Alle Aerzte klagten,

daß die Luſtſeuche, welche deutſche Landsknechte aus Frankreich mitgebracht haben ſollten, durch die Pfaffen auf eine grauenerregende Weiſe verbreitet wurde.

Vergebens waren alle Ermahnungen zur Mäßigkeit. Kaspar Torella, erſter Kardinal am Hofe Alexanders VI., Biſchof von St. Juſta in Sardinien und Leibarzt des Papſtes, bat die Kardinäle und ſämmtliche Geiſtlichen: „doch ja nicht des Morgens bald nach der Meſſe Unzucht zu treiben, ſondern des Nachmittags und zwar nach geſchehener Verdauung, ſonſt würden ſie ihre Sündhaftigkeit mit Abzehrung, Speichelfluß und ähnlichen Krankheiten zu büßen haben, und die Kirche würde ja ihrer ſchönſten Zierden beraubt werden.“

Einige Aerzte waren ſogar boshaft genug, die Beſorgniß auszuſprechen, daß die Geiſtlichen die Luſtſeuche auch in den Himmel verpflanzen würden; und der Arzt Wendelin Hock forderte den Herzog von Württemberg auf, der Lüderlichkeit der Pfaffen Einhalt zu thun, da ſonſt das ganze Land verpeſtet werde. Dieſe Beſorgniß war keineswegs aus der Luft gegriffen, denn die veneriſchen Krankheiten nahmen ſo überhand, daß man in den meiſten größeren Städten eigene Spitäler dafür erbaute, welche man Franzoſenhäuſer nannte.

Bartholomäus Montagna, Profeſſor der Heilkunde zu Padua, hatte an den Leibern ſeiner geiſtlichen Freunde die beſte Gelegenheit, die Luſtſeuche zu ſtudiren, und ſchrieb daher ein Buch, in welchem er einige Kardinalkrankheiten ſchrecklich genug ſchildert. Alexander VI. ſelbſt hatte fürchterlich zu leiden, und der Kardinalbiſchof von Segovia, der die Aufſicht über die Hurenhäuſer zu Rom hatte, widmete ihnen ſo große Sorgſamkeit, daß er darüber ſein Leben einbüßte.

Zur Zeit der Reformation kamen unzählige Nichtswürdigkeiten der Pfaffen an das Licht. Als Luther anfing Lärm zu ſchlagen, da regte es ſich von allen Seiten, und Schriften gegen die Geiſt-

lichkeit erſchienen in unendlicher Zahl und überſchwemmten ganz Europa.

Luther, Melanchthon, Zwingli und Andere forderten laut die Erlaubniß zur Ehe für die Prieſter, und letzterer richtete im Namen vieler Geiſtlichen Schriften an ſeine Vorgeſetzten, die aber alle nichts fruchteten. Aus einer derſelben will ich nur Folgendes anführen:

Ein Schulmeiſter, der verheirathet war, hatte Luſt, ein Prieſter zu werden, und wurde es mit Einwilligung ſeiner Frau. Er hatte ſich aber zu viel zugetraut, indem er dachte, das Keuſchheitsgelübde halten zu können. Er wehrte ſich lange und hätte gern ſeine Frau wieder zu ſich genommen; da er dies aber nicht durfte, ſo hing er ſich an eine Dirne, verließ den Wohnort ſeiner Frau, um dieſe nicht zu kränken, und kam in das Bisthum Konſtanz. Die Frau, welche hörte, daß er eine Haushälterin habe, zog ihm nach. Der Mann, welcher ſie lieb hatte, ſchickte die Haushälterin weg und nahm ſeine Frau wieder zu ſich, da er meinte, es ſei dies doch beſſer, da es ohne „weibliche Pflege“ nun einmal nicht ginge. Der Generalvikar und die Konſiſtorialräthe theilten aber ſeine Anſicht nicht; ſie befahlen ihm bei Verluſt ſeiner Pfründe, ſeine Frau wegzuſchicken. Der arme Geiſtliche erbot ſich, dieſelbe als Konkubine jährlich zu verzinſen; allein das war umſonſt, ſie mußte fort. Darauf nahm er ſeine fortgeſchickte Konkubine wieder zu ſich, und Alles war in beſter pfäffiſcher Ordnung; der Generalvikar hatte nichts dagegen zu erinnern!

Der Rath von Zürich geſtattete bald nach einer Deputation, in welcher Zwingli die Ehe wacker vertheidigt hatte, daß ſich die Prieſter verheiratheten. Mehrere machten ſogleich von dieſer Erlaubniß Gebrauch und verkündeten ihren Entſchluß von der Kanzel. Das Volk bezeugte laut ſeinen Beifall, und bei der Trauung eines Prieſters in Straßburg, wo man bald dem guten Beiſpiele folgte

rief man im Volke, er habe Recht gethan, und wünschte ihm tausend glückliche Jahre.

Erasmus von Rotterdam, der durch seine Schriften sehr viel beitrug, die Macht der Päpste zu untergraben, nannte die Reformation das „lutherische Fieber," oder ein Lustspiel, da es mit einer Heirath schließe. Als er Luthers Vermählung erfuhr, scherzte er: Es ist ein altes Mährlein, daß der Antichrist von einem Mönch und einer Nonne kommen soll. Er schrieb gleichfalls gegen das Cölibat, meinte aber, daß die Päpste es schwerlich abschaffen würden, da ihnen der Hurenzins gar zu gut thue.

Auf der Trientiner Synode, wo all der alte römische Kohl wieder aufgewärmt wurde, bestätigte man auch wieder aufs Neue das Cölibat und erließ die strengsten Befehle gegen das Konkubinat. Aber auch diese Beschlüsse halfen nicht viel. In Polen lebten zur Zeit der Reformation fast alle Geistlichen in heimlicher Ehe, und viele bekannten sie selbst öffentlich. Dieser Zustand änderte sich auch nach der Trientiner Synode nicht, und daß das Konkubinat fortbestand, lehren die unzähligen spätern Verordnungen dagegen.

In denjenigen Ländern, in welchen die Reformation festen Fuß gefaßt hatte, waren die Geistlichen freilich darauf bedacht, ihr Schandleben vor den Augen der Welt mehr zu verbergen; aber wie begreiflich wurde damals nichts für die Sittlichkeit gewonnen, sondern diese wurde im Gegentheil noch mehr dadurch gefährdet. Die Pfaffen blieben trotz aller Conzilienbeschlüsse liebebedürftige Menschen, um die Sache einmal recht zart auszudrücken, und da beim unvorsichtigen Genuß harte Strafen drohten, so waren sie darauf angewiesen, sich in der Kunst der Verstellung und Heuchelei zu vervollkommnen. Das Handwerk des Frauenverführens wurde nun jesuitischer betrieben, und das war wahrlich kein Gewinn.

In den echt katholischen Ländern genirte man sich indessen weniger, und der Kardinal Bellarmin zum Beispiel führte ein Leben, als hätte nie eine Reformation stattgefunden. Man erzählt von ihm, daß er 1624 Geliebten gehabt und nebenbei zur Sodomiterei noch vier schöne Ziegen gehalten habe! Mehr kann man von einem Kardinal billigerweise nicht verlangen.

Im siebenzehnten Jahrhundert erschienen noch sehr zahlreiche, die Unzucht der Pfaffen betreffende Verordnungen, und da man einmal das Konkubinat nicht ausrotten konnte, so viel Mühe man sich auch gab, so bestimmte man nun das Alter der Köchinnen und Haushälterinnen auf fünfzig Jahre, und trotz dieses Alters, welches gegen das höchst rücksichtslose Kinderbekommen sicherte, worauf es hauptsächlich ankam, mußten die Pfaffenköchinnen sich einer strengen Prüfung unterwerfen.

Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert werden die Provinzialsynoden immer seltener, und dies ist der Grund, weshalb die beständigen Erinnerungen an die Keuschheitsgesetze wegfallen, welche nur hin und wieder in den bischöflichen Hirtenbriefen eingeschärft werden.

Man hatte eingesehen, daß Pfaffenfleisch sich nicht ertödten läßt, und war weit diplomatischer geworden. Anstatt bei Keuschheitsvergehen an die große Glocke zu schlagen, vertuschte man sie, und suchte den Glauben zu verbreiten, als stehe es mit der Keuschheit der Pfaffen sehr gut. Fand man eine Erinnerung nöthig, so sorgte man auch dafür, daß keine Kunde davon unter die Leute kam, und in dem Ausschreiben Joseph Konrads, Bischofs von Freisingen und Regensburg an den Regensburger Klerus, vom 7. Januar 1796, heißt es ausdrücklich: „Uebrigens wollen wir, daß von diesen Statuten keine Nachricht unter das Volk komme, damit nicht der Klerus verachtet und verspottet werde. Wir haben uns auch deswegen der lateinischen

Sprache bedient, damit für die Ehre des Klerus gesorgt und das Volk bei seiner guten Meinung erhalten werde, da einige in demselben glauben, es dürfe auch nicht der Verdacht eines schändlichen Verbrechens auf die Priester und seine Seelsorger fallen."

Ein Umlaufschreiben des Bischofs Ignaz Albert von Augsburg vom 1. April 1824 ist im Allgemeinen außerordentlich diplomatisch abgefaßt und um so mehr wird man darin von folgender Stelle frappirt: — „Ja, wir wissen es, daß es bei einigen Pfarrern schon zur Gewohnheit geworden ist, an Kirchfesten und Jahrmärkten mit den Köchinnen zu erscheinen und im Pfarrhause oder in Wirthshäusern einzusprechen und in später Nacht vollgefressen und vollgesoffen nach Hause zurückzukehren."

In Spanien stand es mit der Sittlichkeit der Geistlichen in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts sehr schlecht, und der Großinquisitor Bertram erklärte: daß die ganze Strenge der Inquisition dazu nöthig sei, um Kleriker und Mönche von Verbrechen zurückzuhalten, und zu verhindern, daß der Beichtstuhl in ein Bordell umgewandelt werde. — Wie es mit der Moralität der Geistlichen in der Schweiz steht, werden wir im nächsten Kapitel an einigen Beispielen sehen. — In Südamerika überbieten die Pfaffen alle andern Stände an Lüderlichkeit, was dort etwas heißen will. In Peru besteht das Konkubinat in voller Blüthe.

Wie es mit der Sittlichkeit der römischen Geistlichkeit in Deutschland steht, will ich hier nicht erörtern. Leser, die in katholischen Distrikten unseres Vaterlandes wohnen, wissen es. Das Cölibat besteht noch, und wenn auch die höhere Bildung unseres Zeitalters es nicht gestattet, daß die Lüderlichkeit der Pfaffen mit derselben frechen Unverschämtheit auftritt wie früher, so bleiben die Folgen dieses Cölibats doch überall dieselben. Diese

Digitized by Google

Folgen waren es faſt ebenſo ſehr wie die Habſucht der Pfaffen, welche die Reformation herbeiführten; und wenn das jetzt zuſammentretende Konzil über die Mittel berathen ſollte, die katholiſche Religion in den ſchwankenden Ländern zu rehabilitiren, ſo ſollte es nicht vergeſſen, daß die Aufhebung des Cölibats das wirkſamſte ſein würde.

VI.

Die Mönchserei.

Im Weltgewühle wohnt
Der Sünde freche Fülle,
In heil'gen Mauern thront
Unheiligkeit in Stille.

Digitized by Google

Wie das Mönchswesen entstand, habe ich früher angedeutet. Klöster stiegen im Mittelalter wie Pilze aus der Erde hervor. Bis zur Reformation waren allein 14,993 Bettelmönchklöster errichtet worden! Durch die Reformation und die darauf folgenden Kriege gingen in Deutschland 800 Klöster zu Grunde, in Sachsen allein 130; aber dessen ungeachtet fand Kaiser Joseph II. bei seinem Regierungsantritte noch 1565 Mönchs- und 604 Nonnenklöster in seinen Staaten. Zur Zeit Luthers belief sich die Zahl der Mönche auf 2,465,000, und das stehende Heer der Bettelmönche allein auf eine Million!

Es ist fast unmöglich, alle Spielarten dieser Mönche und Nonnen aufzuzählen und unterlasse es daher, wie Marnix de St. Aldegonde in seinem berühmten „Bienenkorb" deß heil. Röm. Immenschwarms ꝛc." und bemerke nur mit seinen Worten: „Wie etliche in Schneeweis, etliche inn kohlschwarz, die andern in Eselgraw, inn grasgrün, in feuerrodt, in himmelblaw, inn bund oder geschecket gekleyd gehn, die eynen eyn helle, die andern eyn trübe kapp antragen, die eyn Rauchfarb vom Fegfeuer geräuchert, die ander von Requiem Todenpleych. Den einen Mönch graw wie ein Spatz, den andern hellgraw wie eyn Klosterkatz: Etliche vermengt mit schwarz und weis, wie Atzeln, Raupen vnd Läus, die andern Schwefelfarb und Wolffsfarb, die Dritten Eschenfarb vnd Holtzfarb, etliche inn vil Röcken vber einander, die andern in eyner blosen Kutt: Etliche

mit dem hemd vberm Rock, die andern ohn eyn hemd, oder mit eym pantzerhemd, oder härin hemd, oder Sanct Johanns Cameelshaut auf bloſer haut: Etliche halb, etliche gantz beſchoren; etliche bärtig, die andern Unbärtig und Ungeberdig: Etliche gehn barhaupt, vil Barfüßig, aber all miteynander müßig: Etliche ſind ganz Wüllin, etlich Leinin, etlich Schäfin, etlich Schweinin: Etlich füren Juden Ringlein auff der Bruſt, die andern zwey ſchwerter kreutzweis zum kreutzſtreich darauff geſchrenckt, die dritten ein Crucefix für eyn Bottenbüchs, die Vierten zwen ſchlüſſel. Die fünfften Sternen, die ſechsten kräntzlin: die ſiebenden Spiegel auß dem Eulenſpiegel, die achten Biſchofshut, die Neunten fligel, die Zehenden Tuchſchären, die eylfften Kelch, die zwölfften Muſcheln und Jacobsſtäb, die Dreizehnden geyſſeln, die Viertzehenden ſchilt, vnd andre ſonſt auff der Bruſt ſeltſam grillen, von Paternoſtre, Ringen vnd Prillen. Sehet da, die Feldzeychen ſint ſchon ausgetheylt, es fälen nur die Federpuſch, ſo ziehen ſie hin inn Krig gerüſt."

Es war dies eine ungeheure Macht, beſonders durch ihren Reichthum, zu welchem ſie durch die Schenkungen frommer Schwachköpfe und durch — Betrügereien gelangten. Hatte eine Kirche oder ein Kloſter Luſt nach einem ſchönen Landſtrich, ſo fand ſich bald im Kloſterarchiv eine vergilbte Pergamenturkunde, ausgeſtellt von dieſem oder jenem Fürſten der Vorzeit, welcher den erſehnten Landſtrich dem Kloſter ſchenkte. Im Kloſter St. Medardi zu Soiſſons war eine förmliche Fabrik von falſchen Dokumenten. Der Mönch Guernon beichtete auf dem Sterbelager, daß er ganz Frankreich durchzogen habe, um für Klöſter und Kirchen falſche Dokumente zu machen. Da war es denn freilich kein Wunder, daß zur Zeit der Revolution das Vermögen der Geiſtlichkeit in Frankreich auf 3000 Millionen Franken angeſchlagen werden konnte!

Die Pfaffen verſchmähten kein Mittel, um reich zu werden,

denn sie hatten es längst erkannt, daß Geld Macht ist, und dann — wollten sie gut leben. Ihre Gelübde wußten sie damit trefflich zu vereinigen, und was die fanatischen Stifter der Klöster eingerichtet hatten, um dem Wohlleben zu steuern, wurde von ihren Nachfolgern so gedreht und gewendet, daß es ihnen zu einer Quelle des Erwerbes und Wohllebens wurde.

Die Karthäuser zum Beispiel, denen ihre Regel den Genuß des Fleisches verbot, kultivirten die Obstbaumzucht und die Fischereien in solchem Grade, daß sich von deren Ertrage auch ohne Fleisch sehr luxuriös leben ließ. Karthäuserobst ist in der ganzen Welt bekannt. Die Obstbaumschule der Karthause in Paris trug jährlich 30,000 Livres ein. Dafür konnte denn auch ihr Prior während einer Krankheit für 15,000 Livres Hechtbouillon verzehren!

Die Messe war, wie die Mönche lehrten, die einzige Erfrischung für die armen Seelen im Fegefeuer, die mächtigste Vogelscheuche für den Teufel, und war für dreißig Kreuzer zu haben, ja die Bettelmönche lasen für die Hälfte und fanden sich um so besser.

Einzelne Klöster wurden außerordentlich reich durch einen Ablaß, zu welchen ihnen der Papst ein besonderes Privilegium gegeben hatte. Der Portinuncula-Ablaß brachte den Franziskanern Millionen. — Ein Hieronymitenkloster bei Valladolid mit achtzig Mönchen hatte das ausschließliche Privilegium, die Kreuzbulle zu verkaufen, was ihm jährlich 12,000 Dukaten eintrug.

So gern nun auch die Mönche nahmen, so ungern gaben sie, und Jeder, der es wagte, sie mit Gewalt dazu zu zwingen, wurde bis in den tiefsten Abgrund der Hölle verflucht, wie folgende Formel zeigt, die einer jeden Schenkungsurkunde angehängt war: „Sein Name sei vertilget aus dem Buche des Lebens; und alle Plagen Pharaons sollen ihn treffen — der Herr werfe ihn aus seinem Eigenthum, und gebe solches seinen Feinden — sein

Theil ſei bei dem Verräther Judas — bei Dattan und Abiram — ſeine Aecker werden wie Sodom, und Schwefel verderbe ſein Haus wie Gomorrah, — die Luft ſchicke Legionen Teufel über ihn — er ſei verflucht vom Fuße bis zum Haupte, daß ihn die Würmer mit Geſtank verzehren und ſein Eingeweide ausſchütte wie Judas — ſein Leichnam werde verzehrt von den Vögeln und wilden Thieren, und ſein Gedächtniß von der Erde vertilgt — verflucht alle ſeine Werke, verflucht wenn er aus- und eingeht, verflucht ſei er im Tode wie ein Hund, und wer ihn begräbt, ſei vertilgt. Verflucht die Erde, wo er begraben wird, und er bleibe bei den Teufeln und ſeinen Engeln im hölliſchen Feuer!" — Dabei mußte einem Chriſten des Mittelalters wohl der Appetit nach Kloſtergut vergehen!

Wenn nun auch das Hauptgeſchäft der Mönche im Handel mit geiſtlicher Waare beſtand, ſo ließen ſie ſich doch auch zu dem mit irdiſchen Dingen herab, als die erſten im Kurs zu fallen begannen. Viele Klöſter wußten ſich das Recht zu erwerben, Wein und Bier zu verzapfen und verdienten damit viel Geld. In Nürnberg verkaufte eins jährlich 4500 Eimer Bier. Jeder Bettler, der in ſeine Bierſtube kam, erhielt einen Pfennig, aber das Glas Bier wurde ihm für zehn Pfennige verkauft.

Im Allgemeinen gaben ſich die Mönche aber mehr mit dem Trinken als mit dem Verkaufen ab, und die Kloſterkeller ſtehen bei allen alten Zechern im beſten Andenken. Die frommen Väter hatten in ihren Kellern Fäſſer, die größer waren als die Zellen ihrer Vorfahren, der armen Einſiedler.

Als man in Oeſterreich die Klöſter aufhob, fand man ſelbſt in Nonnenklöſtern herrlich verſehene Weinkeller. Die Kanoniſſinnen zu Himmelspforten in Wien hatten in dem ihrigen noch 6800 Eimer und Raum für das doppelte. Es gab da einen Gottvaterkeller, Gottſohn- und Heiligengeiſtkeller, einen Muttergottes-, Johannes-, Xaveri- und Nepomukkeller. Der allergrößte, der Gott-

ſohnkeller, war leer bis auf ein einziges Faß. — Was mag nun erſt in Mönchsklöſtern für ein Vorrath geweſen ſein!

Saufen galt bei den alten Rittern für eine Tugend und es war die einzige, in welcher ſie es einigermaßen weit brachten, worin ſie aber dennoch im Allgemeinen von den Mönchen übertroffen wurden; einzelne Ausnahmen fanden freilich ſtatt und es kam ſogar vor, daß Mönche von einem Ritter todtgeſoffen wurden.

Ein ſehr geachteter proteſtantiſcher Geiſtlicher zu Caen in Frankreich war angeklagt worden, über die Ohrenbeichte der Katholiken ſchlecht geſprochen zu haben. Die Sache wurde ſehr ſtrenge unterſucht, aber man konnte an dem Geiſtlichen keine Schuld finden und er wurde freigeſprochen. Der Jubel darüber war in Caen ungeheuer und Jeder ſuchte ſeine Freude auf irgend eine Weiſe an den Tag zu legen. Dies that denn auch ein Ritter, welcher in einem ziemlich ſchlechten Rufe ſtand. Er lud zwei Kapuziner ein und „der Wein floß in Strömen.“ Es begann ein Wettſaufen, welches damit endete, daß einer der Mönche maustodt auf dem Platze blieb. — Seelenvergnügt ging nun der proteſtantiſche Edelmann zu dem Geiſtlichen und ſagte: „Er ſei über deſſen Freiſprechung außerordentlich erfreut und habe gedacht, dies durch nichts beſſer an den Tag zu legen als dadurch, daß er dieſer Freude einen Mönch opferte. Eigentlich hätte es ein Jeſuit ſein ſollen; da er dieſen aber nicht habe bekommen können, ſo möge der Geiſtliche diesmal mit einem Kapuziner vorlieb nehmen.“

Wenn die Klöſter nicht ſelbſt ſtark genug waren, ſich zu beſchützen, ſo rechnete es ſich irgend ein Fürſt zur Ehre, ihr Schutzherr zu ſein, wofür ihm dann von den Kloſterherren dieſe oder jene Rechte eingeräumt wurden. Aber nicht alle Schutzherrn machten davon einen ſo ernſthaften Gebrauch, wie der Herzog Julius von Braunſchweig. Dieſer ließ die Aebtiſſin von Gandersheim, eine geborene von Warberg, die ſich mit ihrem Stiftsverwalter

zu tief eingelaſſen hatte, nach der Stauffenburg abführen und hier (1587) lebendig einmauern!

Meiſtens brauchten die Klöſter keinen Schutz; die Aebte und Prälaten waren große Herren, welche Lehnsleute hatten, die ihnen zu allerlei Dienſten verbunden waren, wie auch Leibeigene. Oft war es bei dieſen Lehnsleiſtungen übrigens nur auf einen gnädigen Spaß abgeſehen, der mitunter ſehr mittelalterlich derb war.

Der Lehnsmann eines Kloſters zu Bologna mußte jährlich dem Abt einen Topf mit Reis mit einem Huhn darin bringen, und dieſen Sr. Hochwürden unter die Naſe halten, denn — er war nur den Dampf davon ſchuldig.

Ein Bauernhof zu Soeſt in Weſtphalen hatte die Verpflichtung, dem Dominikanerkloſter alljährlich ein Ei auf einem vierſpännigen Wagen zu bringen. — Im Quedlinburgiſchen mußten Bräute den Herren Pfaffen ihren „Stech- oder Bunzengroſchen“ zahlen und im Paderbornſchen eine Bockshaut liefern. — Mehreren ſchwäbiſchen Klöſtern mußten die Bräute einen kupfernen Keſſel geben, „ſo groß, daß ſie darin ſitzen konnten,“ und die Beweisführung war natürlich das Hauptgaudium für die frommen Herrn.

Die Gräfin Hidda von Eulenburg ließ ſich von Wittwen, die wieder heiratheten, einen Beutel ohne Nath mit zwei „Schreckenbergern“ darin liefern, und unfruchtbare Eheleute mußten im Hildesheimſchen alljährlich, wegen des Abgangs an Taufgeld, damit man mit ihrem Unvermögen Geduld habe, einen „Geduldshahn“ opfern.

Die Fuchsnatur der Pfaffen offenbarte ſich auch in ihrer Lüſternheit nach Hühnern und ihre Lehnsleute mußten davon herbeiſchaffen, ſo viel ſie nur immer konnten. Es gab Haupt- und Leibhühner, Rauchhühner, Erbzins- und Faſtnachtshühner, Pfingſt-, Sommer-, Herbſt-, Ernten-, Wald-, Garten-, Heu- und Ehrenhühner! Audubon hat dieſe Hühnerarten in ſeiner Naturgeſchichte

der Vögel vergeſſen; doch waren ſie ja auch nur in Europa zu Hauſe und Gloger, als er ſein treffliches Werk ſchrieb, hätte ſich darum bekümmern ſollen.

Manche Aebte und Biſchöfe unterhielten Heere, wie es Fürſten nicht vermochten. Der Biſchof Galen von Münſter hatte 42,000 Mann Infanterie, 18,000 Reiter und die ſchönſte Artillerie, und die meiſten Klöſter waren verbunden, ein mehr oder minder bedeutendes Kontingent zu den Truppen des Landesbiſchofs ſtoßen zu laſſen. Als die Reformation und die Revolution die Klöſter gehörig angezapft hatte, da wurde dies manchem ſchwer genug, und eine Aebtiſſin ſchrieb an die Kreisdirektion: „daß ſie und ihre Kanoniſſinnen im letzten Kriege ſo von den Franzoſen zugerichtet worden, daß ſie nicht im Stande ſeien, auch nur einen halben Mann aufſitzen zu laſſen.“

Ehe wir nun einen Blick in die Klöſter thun, wollen wir einmal prüfen, welchen Nutzen die Mönche der Welt brachten. Wir werden leider finden, daß dieſer zu dem Uebel, deſſen Urſache ſie waren, ſo wenig im Verhältniß ſteht, daß er faſt ganz und gar verſchwindet.“

Die Vertheidiger des Mönchsweſens machen geltend, daß durch Mönche das Chriſtenthum in die fernſten Welttheile getragen wurde. Es iſt das ein ſehr zweifelhaftes Verdienſt; denn das Mönchs-Chriſtenthum brachte mehr Fluch als Segen, wohin es auch immer kam, namentlich aber ſolchen Völkern, die unter dem Einfluß eines ewig milden heitern Himmels ſich gebildet hatten und für welche das ſcheußliche Mönchs-Chriſtenthum mit ſeinen trübſeligen asceti-ſchen Anſichten eine moraliſche Unmöglichkeit war. Das erſte Kloſter wurde 1525, alſo 4 Jahre nach der Eroberung von Mexiko, gebaut und 12 Millionen unglücklicher Indianer wurden dem blutigen Pfaffengotte als Opfer geſchlachtet!! Aehnlicher Art waren die Wirkungen des durch Mönche verbreiteten Chriſten-thums faſt überall. Die Marianneninſeln wurden früher von

150,000 glücklichen Naturkindern bewohnt, und im Laufe der Zeit wurden sie durch christliche Krankheiten, Trunksucht und das Franziskaner-Evangelium auf 1500 elende, Christen genannte Subjekte reduzirt.

Um auch dem Teufel zu geben, was ihm gebührt, will ich wenigstens bemerken, daß die Jesuiten, welche sich viel mit dem Missionswerke beschäftigten, neben dem vielen Schlechten, dessen Urheber sie sind, in manchen Gegenden der Erde segensreich wirkten, so daß das Untergehen ihrer Missionen zu beklagen ist, wie zum Beispiel in Südamerika an den Ufern des Amazonenstroms und des Orinoko.

Das Missionswesen, wie es von Katholiken und Protestanten betrieben wurde und zum Theil noch betrieben wird, ist ein an der Menschheit begangenes himmelschreiendes Unrecht, welches ich ein Verbrechen nennen würde, wenn ihm nicht, großentheils wenigstens, ehrlich-dummer Glaubenseifer zu Grunde läge. Die protestantischen Missionäre, besonders diejenigen, welche von dem puritanischen England auszogen, haben vor den Mönchen nur allein das voraus, daß ihr Fanatismus weniger blutig war. Die Bewohner der Freundschaftsinseln liefern die schlagendste Illustration zu dieser Behauptung, die jedem in die Augen fallen muß, der die Schilderungen der dort lebenden Indianer vor und nach Einführung des Christenthums liest. — Männer, wie Dr. Livingstone, sind unter den Missionären sehr selten. Er und die wenigen ihm gleichgesinnten Männer sind ein Segen für die Menschheit; allein ihr geläutertes Christenthum würde wenig Gnade finden vor den Augen der Inquisition oder selbst vor orthodoxen englischen Christen. Ich nenne hier Dr. Livingstone und die ihm gleichgesinnten Männer, da es ein bitteres Unrecht sein würde, sie in den Tadel einzuschließen, der den größten Theil derjenigen trifft, welche sich wie sie „Missionäre" nannten und nennen.

Den Mönchen verdanken wir, sagen die Klöstervertheidiger

weiter, die Erhaltung der Kunſt und der Wiſſenſchaften, wie auch die der meiſten alten Klaſſiker. Daran iſt allerdings etwas Wahres und beſonders erwarben ſich die Benediktiner Verdienſte in dieſer Beziehung; aber eine andere Frage iſt es, ob ſich nicht ganz ohne Mönche, ja ganz ohne Chriſtenthum, Künſte und Wiſſenſchaften weit frühzeitiger und herrlicher entfaltet haben würden.

Die alten Griechen dienen uns noch heute in manchen Zweigen der Kunſt als unerreichbare Muſter und ſind jemals die Wiſſenſchaften unter der Herrſchaft der römiſchen Kirche ſo ins Volk gedrungen, wie bei ihnen? — Alle die herrlichen Reſultate, welche ſie erzielten, erreichten ſie ohne Chriſtenthum, ohne Mönche, und eine Thatſache iſt es, daß die Wiſſenſchaften in Europa erſt anfingen, recht aufzublühen, als das Mönchsweſen anfing abzuſterben. Ja noch mehr, ſind nicht noch heut zu Tage die Heimathländer der Pfaffen und Klöſter in Bezug auf Wiſſenſchaften ſo gut wie Null?

In der Malerei, Bildhauerkunſt und Baukunſt leiſteten die Mönche noch das Meiſte; allein, welche kraſſe Geſchmackloſigkeit herrſcht nicht in den mönchiſchen Erzeugniſſen der erſtgenannten Künſte. Einige techniſche Fertigkeit mochten ſie allenfalls erlangen; aber bei der Kompoſition der Gemälde wie der Skulpturen war ihnen überall ihre Unwiſſenheit im Wege, und ſie brachten Dinge hervor, die an Abgeſchmacktheit nicht ihres Gleichen finden. Wer alte Gemälde geſehen hat, beſonders ſolche, die aus Mönchshänden hervorgingen, wird mir Recht geben.

Von den unendlich vielen Beiſpielen mönchiſcher Geſchmackloſigkeit und Bornirtheit, wie ſie ſich in Gemälden äußert, nur zwei. In Erfurt befand — oder befindet ſich vielleicht noch — ein Gemälde, welches die Transſubſtantiation verherrlichen ſoll. Die vier Evangeliſten werfen kleine Papierchen in eine Handmühle, und auf den Zetteln lieſt man die Worte: „Das iſt mein Leib.“ Die vier großen Kirchenlehrer halten einen Kelch

unter, und das Jeſulein fährt geſchroten aus der Mühle in den Kelch.

An einem andern Orte befindet ſich eine Darſtellung von dem Opfer Abrahams. Iſaak kniet kläglich auf dem Holzſtoß, und ſein Vater ſetzt ihm eine Piſtole auf die Bruſt. Der Hahn iſt geſpannt, und man ſieht, der Erzjude will eben abdrücken; man zittert, aber oben in den Wolken ſchwebt ſchon der Erretter, ein Engel, der ſo geſchickt aus der Höhe herunterpißt, daß durch ſein heiliges Waſſer das Pulver auf der Pfanne naß und dadurch Iſaak errettet wird.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich den Einfluß des mönchiſchen Chriſtenthums auf die Malerei und Kunſt überhaupt weiter ausführen; ich überlaſſe das den unbefangenen Fachmännern und begnüge mich damit, auf die in den Muſeen aufgehäuften Erzeugniſſe hinzuweiſen, welche dieſer Religionsanſchauung ihr Daſein verdanken. Es iſt gewiß viel relativ Herrliches darunter; allein man vergleiche es mit den Werken, die aus einer Zeit und von Künſtlern ſtammen, die ſich von dem eigentlichen römiſchen Chriſtenthum emanzipirt haben.

Den Mönchen verdanken wir auch die Schauſpiele, rufen die Kloſterfreunde. — Nun, auf dieſen Ruhm werden die frommen Männer, welchen die Schauſpiele ein Greuel ſind, eben nicht beſonders ſtolz ſein; allein die Sache hat ihre Richtigkeit. Unſere Schauſpiele gingen allmälig aus den ſogenannten Myſterien hervor, welche in den Klöſtern aufgeführt wurden; aber Shakeſpeare, Leſſing, Schiller, Göthe und Konſorten, welche die rein chriſtlichen Vorbilder verließen und ſich zu viel mit den Schauſpielen der alten Heiden beſchäftigten, haben ſie vollkommen verpfuſcht!

In dieſen Kloſterſchauſpielen erreicht die Mönchsdummheit ihren Gipfelpunkt, und wer einmal recht von Herzen lachen will, der ſuche ſich dergleichen Machwerke zu verſchaffen, und wer das nicht kann, der leſe das vortreffliche Werk von Karl Julius

Weber, die Möncherei. Der treffliche Mann ist todt; aber wenn er sich noch um die Erde bekümmern sollte, würde er sich gewiß freuen, daß ich in diesem Buche mir seine fabelhafte Belesenheit zu Nutze machte.

Ein Lieblingsthema der Mönche scheint die Schöpfung gewesen zu sein, denn sie wurde sehr oft dargestellt, und höchst erbaulich ist es, wenn Gott, der im Schlafrock, mit Brille und Perrücke erscheint, von Adam auf den Knieen darum gebeten wird — erschaffen zu werden.

In einem dreiaktigen „Passionsspiel", welches 1782 unter dem Titel „die Sündfluth" in Ingolstadt aufgeführt wurde, klagt Gott Vater über das sündige Leben der Menschen:

Ist das, o Mensch! das Leben dein!
Der Henker soll Gott Vater sein,
Es thut mich bis in Tod verdrießen,
Daß ich euch Schweng'l hab' machen müssen. —

Neptun und Aeolus bieten nun Gott ihre Dienste an, das sündige Geschlecht zu vertilgen, und Ersterer sagt höchst ärgerlich:

Thut länger Ihr so barmherzig sein,
So schlagens uns noch in d' Fressen 'nein,
Ein Exempel müßt Ihr statuiren,
Sonst thun's einem noch ins Haus hofiren.

Endlich ist die Arche fertig und zum Abfahren bereit. Der Engel trinkt mit Noah eine Flasche Wein; dieser geht endlich in die Arche, der Engel schiebt den Riegel vor, und nun geht das Donnerwetter, das Regnen und der Sturm los, daß die Menschen in der Luft herumfliegen.

Als endlich die Geschichte zu Ende ist und Noah opfert, spricht Gott:

Potz Element, was riecht so süß?
Das ist zu meiner Ehre gewiß.

Zum Zeichen, wie ich dir gewogen,
Nimm um den Hals den Regenbogen.

Fama posaunt dies nach allen vier Winden in einer herrlichen Arie aus:

Das bleibt der Welt nun immer kund,
Geschlossen ist der Gnadenbund.
Pum, Pum, Pumpidipum, Pum!

In einer Passionskomödie, die in einem schwäbischen Kloster aufgeführt wurde, tritt Judas zu den versammelten Pharisäern:

Judas. Gelobt sei Jesus Christ, ihr lieben Herrn!
Phar. In Ewigkeit! Judas, was ist dein Begehr'n?
Judas. Ich will euch verrathen Jesum Christ,
Der für uns am Kreuz gestorben ist.

Größerer Unsinn kann wohl nicht leicht in vier Zeilen gesagt werden!

Besonders stark in derartigen Schauspielen waren die Jesuiten; wenn sie sich auch von solchen plumpen Dummheiten frei hielten, so ersetzten sie dieselben reichlich durch mehr innerliche. Ein sehr schönes, originelles Stück ist des Paters Sautter „Genius der Liebe", und ein Theaterdirektor könnte heutzutage sein Glück machen, wenn er diese brillante Oper, mit Offenbachscher Musik, auf die Bühne brächte.

Heilige Jungfrauen (aus meinem zweiten Kapitel) bringen dem Genius „Gaben der Liebe" in goldenen Schalen. Der Genius singt:

Genius. Nun! was bringt mir, liebe Bräute,
Euer Galantismus heute?
St. Luzia. Herr! dir zum süßen Augenschmaus
Stach ich mir selbst die Augen aus.
St. Euphemia. Für dich, o Herr, zur Morgengab'
Schnitt ich mir Nas' und Lefzen ab.

St. Apollonia. Viel weißer als das Elfenbein
Siehſt du hier Zähne, Jeſus mein!
St. Magdalena. Ich bringe dir zum Opfer dar
Meine ſchöne blonde Haar;
Nimm auch von mir verſchreiten Muſch
Den rothen und den weißen Tuſch.
Chor. Pupillen,
Mammillen
Und Zähne ſchneeweiß!
Jungfräuliche Haar',
Naſen und Lefzen und mehr ſolche Waar'
Steh'n, heilige Liebe, hier alle dir preis!

Die Prozeſſionen ſind auch eine Erfindung der Mönche, und ihr ſeltſamer Geſchmack verwandelte ſie in die ſeltſamſten, abenteuerlichſten und lächerlichſten Poſſenſpiele. Beſonders bunt und toll waren die am Charfreitage und am Fronleichnamsfeſte. Alle Perſonen aus dem alten und neuen Teſtament erſchienen in entſprechendem Koſtüm — natürlich nach mönchiſcher Anordnung und Angabe — im Zuge. Wie im wilden Heere wirbelte der tollſte Maskenzug, Menſchen und Thiere durch einander, die Straßen entlang. Jede Gruppe ſang ihr eigenes Lied, und dem Zuſchauer wurde ganz ſchwindlich dabei. Nahm er aber nicht andächtig den Hut ab, oder unterſtand er ſich gar, über den tollen Spuk zu lachen, dann konnte es ihm leicht ſehr übel ergehen, denn die Geiſtlichen ermahnten ſelbſt von der Kanzel herab, die Spötter zu züchtigen.

Noch unter Karl Theodor von Baiern predigte der Karmeliter F. Damascenus in München: „Liebe Chriſten, morgen iſt Prozeſſion. Ihr werdet da an vielen Fenſtern Freimaurer und Freidenker ſehen, — Unchriſten, die unſrer ſpotten. Waffnet euch mit dem Eifer des Herrn, greifet nach Steinen und werfet ſie nach ihnen." — Anſtatt den Eiferer zu be-

ſtrafen, ließ ihm Karl Theodor ſein Wohlgefallen an ſeinem Eifer zu erkennen geben! —

Dieſe Prozeſſionen endeten gar häufig mit Lüderlichkeiten und Saufereien, wenn ſie nicht ſchon damit begannen. Engel, Apoſtel und Teufel ſoffen ſich gemeinſchaftlich voll, und der Bauernlümmel, der Chriſtus vorſtellte und der gewöhnlich der dümmſte war, kam meiſtens betrunken ans Kreuz und fing an zu extemporiren. Ein ſolcher Chriſtus, den ein nicht ganz klar ſehender Ritter Longinus mit der Lanze in der Seite kitzelte, anſtatt die mit Blut gefüllte Schweinsblaſe zu treffen, ſchrie ganz erbost: „Hol mich der Teufel, Arm und Bein ſchlag ich dir entzwei, wenn ich herunter komme!“

Es kamen noch weit unanſtändigere und lächerliche Scenen bei dieſer Kreuzigung vor, die ich aber weglaſſen muß, weil ſie zu ſehr an die Zote ſtreifen. — Wäre ich ein Pfaffe oder ein Frommer, ſo müßte ich mit einem Seufzer meine Augen zum Himmel aufſchlagen und an dieſen „Mißbrauch des Heiligſten“ meine ſalbungsvollen Redensarten knüpfen; ich mache aber nicht den geringſten Anſpruch darauf, von irgend Jemand für einen „frommen Chriſten“ gehalten zu werden, und muß ehrlich geſtehen, daß mich dieſe Sachen weit mehr amüſiren als empören.

Da wir nun einmal bei der ſpaßhaften Seite der Möncherei ſind, die ich bei der Charakteriſtik derſelben nicht unberückſichtigt laſſen durfte, ſo mögen diejenigen Leſer, welche ſich vielleicht daran ärgern, dieſen Kelch gleich auf einmal leeren. Ich will es übrigens kurz machen, obwohl dieſes Thema ein beſonderes Buch verdiente.

Wer hätte nicht ſchon von den berühmten Predigten des Paters Abraham a Santa Clara gehört! Sie ſind in einer neuen Auflage zum Amüſement der Ketzer erſchienen und ich will mich daher nicht lange bei ihnen aufhalten, da ſie Jedem zugänglich ſind.

Dieſe Predigten, welche oft die originellſten und ſeltſamſten Vergleiche und Wendungen enthalten, hatten ſeiner Zeit auf das

Volk eine große Wirkung. In seinem Eifer brachte er oft die seltsamsten Dinge vor, wovon der Schluß einer Predigt über den Ehebruch als Probe dienen mag: „Ja, ja! es gibt so verdorbene Männer, daß sie diesem Laster nachrennen und wenn sie zu Hause die schönsten Frauen haben! Wie gern würden wir, was uns betrifft, die Stelle dieser Männer vertreten!“

In ähnlicher Art, aber noch derber und oft unfläthig, predigte in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Pater Cornelius Adriansen zu Brügge in Flandern, wo er in dem zu jener Zeit herrschenden großen Revolutionskrieg eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Er sprach, was ihm gerade in den Mund kam und das war dann häufig sehr derb niederländisch.

Einst verglich er des Himmels Süßigkeit mit — Hammelfleisch und weißen Rüben, welches Gericht er wahrscheinlich sehr gern aß. Der Rath der Stadt konnte es ihm nie recht machen und er schimpfte über ihn ganz öffentlich von der Kanzel, so daß ihm endlich das Predigen untersagt wurde. Eine Rede gegen diesen Rath schloß er mit einer neuen Beschuldigung und bereitete auf dieselbe mit den Worten vor: „Nun noch eine Klette an seinen Hintern!“ — Diesen Pater Cornelius werden wir im nächsten Kapitel genauer kennen lernen, wenn ich von dem Mißbrauch des Beichtstuhls rede.

Noch populärer und einflußreicher als Cornelius und Abraham a Santa Clara übte der kurz vor der Revolution in Neapel verstorbene Pater Rocco aus. Dieser sagte dem Könige Ferdinand die derbsten Wahrheiten und man durfte ihn nicht hindern, denn in seiner Hand lag das Schicksal Neapels. Alle Lazzaroni zitterten, wenn er den Mund aufthat und Niemand wagte eine Miene zu verziehen, wenn er auch die lächerlichsten Dinge vorbrachte.

Einst jagte er einen Marktschreier von seiner Bühne herab, trat an seine Stelle, hielt das Kreuz in die Höhe und rief mit Donnerstimme: „Dies ist der wahre Policinello!“ Alles zitterte

und er hielt den Ehebrecherinnen eine furchtbare Strafpredigt über den seltsamen Text: „und Alexanders Bucephalus ließ Niemand aufsitzen als seinen Herrn und übertraf die Menschen an Tugend.“

„Ich will sehen,“ sprach er, „ob eure Sünden euch leid sind. — Wem es mit der Buße Ernst ist, der hebe die Hand in die Höhe.“ — Alle Hände reckten sich in die Höhe. — „Nun, heiliger Michael, der du mit deinem Flammenschwerte am Throne des Ewigen stehest, haue alle die Hände ab, die sich in Heuchelei erheben!“ — und alle Hände sanken wie mit einem Schlage wieder herunter. Nun aber begann Rocco eine furchtbare Strafpredigt und schloß dieselbe mit Erzählung einer Vision oder eines Traumes, in welcher er durch eine Abtrittsöffnung tief, tief hinunter gesehen auf eine ungeheure Schaar von Lazzaroni's, die der Teufel sich alle hinten hinein gesteckt habe in eine Oeffnung, die so groß gewesen sei, wie der See Agnano.

Die römische Kirche zählt unter ihren Mönchspredigern so viele originelle Leute, daß ich nur einige wenige anführen kann. — Ein Kapuziner hatte sich von einem andern eine Passionspredigt machen lassen; sie schloß „Und Christus verschied.“ Dieser Schluß schien dem Pater doch gar zu dürftig und er fügte noch schnell hinzu: „Nun, Gott sei dem armen Sünder gnädig!“

Der Liebling des Würzburger Publikums am Ende des vorigen Jahrhunderts und einer der größten Feinde der Aufklärung war der achtzigjährige Kapuziner Pater Winter. Eine Rosenkranzpredigt schloß er einst mit folgender Frage: „Wer sind die Neuerer?“ — sehr lange spannende Pause — „Esel sind sie, Amen!“

Ein Franziskaner hielt 1782 bei Einkleidung einer Nonne zu Gmünd eine Predigt, die von ganz Deutschland mit vielem Lachen gelesen wurde. Besonders komisch ist der Schluß: „Nun, geistliche Braut, seien Sie ein junger Affe, der seiner Mutter, der würdigen Frau Oberin, Alles nachäfft — äffen Sie nach dem alten Affen in Tugenden, Kasteiungen und Bußwerken, — äffe nach, du junger

Affe, ihre Keuschheit, Demuth, Geduld und Auferbaulichkeit! — Und Sie, würdige Frau Oberin! gleichen Sie dem alten Bären, der ein ungelecktes Stück Fleisch so lange leckt, bis es die Gestalt eines jungen Bären hat; — lecke, du alter Bär, gegenwärtiges geistliches Stück Fleisch so lange, bis es dir vollkommen ähnlich ist; — lecke du auch dein ganzes Konvent, sammt allen Kost- und Klosterfräuleins! — Lecke, du alter Bär, die sämmtliche Familie der geistlichen Braut und alle hier in dem Herrn Versammelten; — zuletzt lecke auch mich, damit wir alle wohlgeleckt und gereinigt den Gipfel der Vollkommenheit erreichen mögen. Amen!"

Eins der orginellsten Predigertalente war aber wohl der sogenannte Wiesenpater zu Ismaning in Bayern, der vor hundert Jahren lebte. Seine Rosenkranzpredigt: „Der heilige Rosenkranz überg'waltigt d'Höllenschanz" und seine Schwanzpredigt sind höchst komisch. Die letztere soll bewirken, daß die Bauernburschen sich nicht mehr, wie sie zu thun pflegten, Sauschwanz schimpften, sondern beim Namen nannten. In ihr kommt folgende Stelle vor: „Warum, meine Christen, ist gewachsen dem Hund sein Schwanzerl? Dem Hund sein Schwanzerl ist gewachsen, damit er wedle und wackle, daß ihm nicht fahren die Mucken ins Loch. — Wir Geistlichen sind aber die wahren Schwänzerl, wir müssen wedeln und wackeln, damit nicht fahren die Seelen der gläubigen Christen ins Loch des Teufels!"

Wenn nun auch einzelne Spötter über solche Mönchspredigten lachten, so waren sie doch von Wirkung auf das Volk und dem Bildungsgrade desselben angemessen. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte Luther gewiß nicht in derselben Weise gepredigt. Einst predigte er über die letzte Posaune: „So geht es in der Feldschlacht; man schlägt die Trommel und bläst die Trommete Tara-tan-ta-ra! — man macht ein Feldgeschrei Her! Her! Her! — der Hauptmann ruft Hui-Hui-Hui! Bei Sodom und Gomorrha war die Trommete und Posaune Gottes, da ging es

Pumperlepump-Plitz-Platz-Schein! — Schmier! Denn wenn Gott donnert, ſo lautet es ſchier wie eine Pauke Pumperlepump — das iſt das Feldgeſchrei und die Taran-tan-tara Gottes, daß der ganze Himmel und alle Luft wird gehen Kir-Kir-Pumperlepump!" — Nun denke man ſich dazu die Geberden des heftigen Mannes und bewundere die Zuhörer, welche zitterten und bebten und nicht lachten!

Von den evangeliſchen, proteſtantiſchen, lutheriſchen und anderen nicht römiſchen Predigern hört man auch zu Zeiten Unſinn, welcher dem vorangeführten nicht viel nachgibt. Ich kannte einen Garniſonsprediger Ziehe in Berlin, der ſehr häufig in Knittelverſen predigte. Meiſtens reden die Herren aber langweiligen Unſinn.

Hätten die Mönche weiter nichts gethan, als ſchlechte Schauſpiele aufgeführt und verrückte Predigten gehalten, dann könnte man ihnen ihr Daſein allenfalls verzeihen, allein ſie übten einen unendlich unheilvollen Einfluß dadurch, daß ſie ſich der Erziehung des Volkes bemächtigten und über die Schule hinaus demſelben Laſter einimpften, die in den Kloſtermauern ausgebrütet wurden und in denſelben die größten Schandthaten und Niederträchtigkeiten hervorbrachten, die in der „Welt" ſicher ſehr ſelten vorkommen und dann mit den härteſten und entehrendſten Strafen, die das Geſetz vorſchreibt, beſtraft werden.

Wer von den Kloſtergeiſtlichen nichts weiter kennt, als ihre Lächerlichkeiten, der iſt gar leicht geneigt, ſie für harmloſe Dummköpfe zu halten; wer aber tiefer in das Kloſterleben hineinſieht, der entſetzt ſich vor der Bosheit und Verworfenheit dieſer „frommen" Herren, die in den echt römiſch-katholiſchen Ländern noch heute den größten Einfluß haben.

Mönche zu Lehrern des Volkes zu machen, iſt das ſchwerſte und verderblichſte Unrecht, welches man an demſelben begehen kann und unbegreiflich bleibt es, daß die Erfahrungen von Jahrhunderten

darüber noch nicht genügend aufgeklärt haben, und daß in vielen Ländern Europas das Schulwesen mit dem Mönchswesen auf das engste verbunden und selbst in protestantischen Ländern von der Kirche abhängig gemacht ist.

Das pedantische Pennalwesen, welches noch heut zu Tage selbst in vielen — protestantischen Schulen, besonders in England herrscht, ist die Folge der Mönchsschulen, wo die Kinder auf die schauderhafteste Weise behandelt wurden.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß die preußische Regierung noch am Anfange dieses Jahrhunderts den Trappisten, den allerwahnsinnigsten Mönchen, die es gab, die Erlaubniß ertheilte, zu Bieren und Walda im Paderbornischen Schulen zu errichten!

Diese fanatischen bornirten Mönche übernahmen junge Leute, ja Kinder beiderlei Geschlechts von drei bis vier Jahren, — zur Erziehung! Der Abt reiste überall selbst umher, leichtgläubige Eltern zu verführen, ihm ihre armen Kinderchen zu übergeben. Auf diese Weise wurden hunderte dieser unglücklichen Opfer zusammengeschleppt. Es wäre ihnen besser gewesen, man hätte sie gleich bei der Geburt erstickt! — Die Mütter wären wahnsinnig geworden, hätten sie gesehen, wie die Trappisten mit den unschuldigen Kindern umgingen. Die Schilderung, welche ein Augenzeuge davon macht, wendet einem nicht ganz gefühllosen Menschen das Herz im Leibe herum!

Die Kinder, meistens im Alter von vier bis zehn Jahren, lebten in düstern Zellen, deren ganzes Geräth ein Strohsack, ein Todtenkopf, Spaten und Hacke war, womit sie ihre Kartoffelfelder bearbeiteten, die sie nebst Wasser und Brod nährten. Sie waren gekleidet wie die Trappisten und mußten ganz ebenso leben, wie ihre Lehrer. Sie durften nicht reden und die ganze Anstalt glich einem Taubstummen-Institute. Wenn solch ein armes Kind zur Unzeit sprach, lachte, aß oder sonst einen kleinen Fehler beging, wurde es

bis aufs Blut gegeißelt. Fortwährend Prügel, gewürzt durch etwas Latein, das war die ganze Erziehung, denn alle andern Wissenschaften wurden verachtet.

Es konnte nicht ausbleiben, daß viele der Kinder durch die Flucht sich dieser barbarischen Behandlung zu entziehen suchten; allein die armen Geschöpfe wurden leicht wieder eingefangen und die fürchterlichen Strafen schreckten von ferneren Fluchtversuchen ab. Klagen konnten die Aermsten Niemandem, denn die Eltern durften ihre Kinder nicht sprechen und diese waren bis zum 21. Jahr Eigenthum des Klosters!

Die Folge davon war, daß eine große Menge der Kinder krank oder wahnsinnig wurden. Es kamen Gerüchte davon unter das Volk und der Ex-Jesuit Le Clerc schrieb öffentlich gegen diese Kindermordanstalt. Seine Stimme fand Gehör und Friedrich Wilhelm III. von Preußen machte der Scheußlichkeit ein Ende.

Aber nicht alle Fürsten denken so vernünftig und wir sehen in andern Staaten Klöster und Klosterschulen in höchster Blüthe. Die Mönche trachten danach, ihre Schüler zu Mönchen oder doch möglichst mönchähnlich zu machen, und in der höchsten Vollkommenheit zeigen sich diese Bestrebungen bei der Erziehung der Novizen, weshalb ich Einiges darüber sagen will.

Climakus spricht: „Es ist besser gegen Gott sündigen, als gegen seinen Prior." Das erste Gesetz in einem Kloster ist unbedingter Gehorsam, und deshalb trachtet man denn auch vor allen Dingen danach, Geist und Körper in Fesseln zu legen. Ein Novize darf gar keinen Willen haben; er muß auf den Wink der frommen Väter oder des Novizenmeisters aufpassen, wie ein Pudel in der Dressur. Er muß auf Befehl krank und gesund sein, sich in Wasser oder Feuer stürzen und die unsinnigsten Dinge vornehmen, wenn sie ihm geheißen werden.

Die Novizen sind die Hofnarren der Patres und müssen sich

alle Ausbrüche ihrer guten oder böſen Laune gefallen laſſen. Dieſe nehmen mit ihren Zöglingen die allerverrückteſten Dinge vor, um ſie „an Gehorſam und an Demuth zu gewöhnen.“

Die Novizen mußten zum Beiſpiel manchmal, mit ſchweren Reitſtiefeln angethan, auf einem Bein um den Tiſch hüpfen, oder ein Dutzend Purzelbäume ſchlagen, ſo gut ſie es konnten. Dann wurde ihnen wieder befohlen, Fiſcheier oder Salz in die Erde zu ſäen, oder man ſpannte ſie an einen Wagen und ließ ſie einen Strohhalm oder eine Feder ſpazieren fahren.

Kapuziner haben ihren Novizen Heu und Stroh vorgeſetzt oder ſie aus Sautrögen eſſen laſſen. Ein Vergnügen, welches ſie ſich oftmals machten, war, daß ſie auf dem Fußboden einen Strich mit Kreide zogen und nun dem Novizen befahlen, dieſen aufzulecken. Das war an und für ſich ſchon arg genug; aber überdies zogen ſie den Strich abſichtlich über den Speichel, womit ſie die Dielen zu verzieren pflegten.

Oft ließ man die armen Dulder auch exerzieren. Es wurde ihnen ein alter Keſſel über den Kopf geſtülpt, ein Bratſpieß oder Flederwiſch an die Seite geſteckt und eine Bratpfanne als Gewehr über die Schulter gelegt.

Wehe dem Unglücklichen, der es wagte, die Miene zu verziehen oder ſich gar Worte des Widerſpruchs zu erlauben; ihn erwarteten ſtrenge Strafen. Wenn ein Novize vielleicht beim Geſange zu früh einfiel, oder die Thür zu heftig zuwarf, etwas fallen ließ und dergleichen, ſo war dies eine culpa levis, und man ſtrafte ihn damit, daß man ihn auf den Knieen liegend, mit ausgeſtreckten Armen ein langes Gebet ſprechen ließ, oder indem er einen Finger in die Erde ſteckte, was man Bohnen pflanzen nannte.

Eine culpa media war es, wenn es der Novize unterließ, dem Obern die Hand oder den Gürtel zu küſſen, oder vergaß, ſich vor dem Allerheiligſten, wenn es vorbeigetragen wurde, zu verneigen, oder wenn er ohne Erlaubniß auslief. Für ſolche Vergehen

mußte er hungern, oder mit seinem Gürtel um den Hals, an der bloßen Erde essen.

Ging er „ohne geistliche Waffen", das heißt ohne Rock, Skapulier und Gürtel zu Bette; besaß er irgend etwas als Eigenthum, schrieb er Briefe oder opponirte sich gar gegen Obere, dann beging er eine culpa gravis und wurde mit entsetzlichen Hieben, Fasten und Einsperrung bestraft.

Eine culpa gravissima aber war es, wenn er einen andern geschlagen, verwundet oder gar getödtet, oder wenn man den Novizen auf wiederholter Unkeuschheit ertappt hatte, oder wenn er den Versuch machte, aus dem Kloster zu entweichen. Diese Verbrechen wurden nach den Umständen oder nach Laune der Obern mit einjähriger Einsperrung bei Wasser und Brod, oder auch mit täglicher Geißelung und ewigem Gefängniß bestraft.

Und was für Gefängnisse waren es, in welchen die Aermsten oft wegen geringer Vergehen jahrelang sitzen mußten. Pater Franz Sebastian Ammann, der Benediktinerstudent im Kloster Fischingen und dann Guardian (Vorsteher) mehrerer Klöster in der Schweiz gewesen war, und dem wir die interessantesten und abschreckendsten Aufschlüsse über das jetzige Klosterleben verdanken, beschreibt auch den im Kapuzinerkloster auf dem Wesamlin bei Luzern befindlichen Kerker (Custodie). Er liegt an einem feuchten und grauenhaften Orte, ist von dicken Balken aufgeführt, mit zwei Thüren und einem kleinen stark vergitterten Fenster versehen und inwendig ungefähr 12 Fuß lang, 6 breit und ebenso hoch. Da er nicht heizbar ist, so hat hier schon Mancher durch Kälte und schlechte Nahrung sein Leben eingebüßt. Wie mögen nun erst dergleichen Löcher im Mittelalter beschaffen gewesen sein!

Die gewöhnliche Beschäftigung der Novizen war sehr dazu geeignet, den Menschen in ihnen zum Vieh herabzuwürdigen. Ihre wissenschaftlichen Studien bestanden darin, daß sie ascetische Schriften oder das Brevier lesen mußten, woraus allerdings sehr

viel Weisheit zu holen war! — Dann mußten sie sich im Schweigen und im Niederschlagen der Augen, kurz in der Heuchelei üben. Wer zu unrechter Zeit den Mund aufthat, mußte eine zeitlang ein Pferdegebiß im Munde tragen, und wer seine Augen zu viel umherschweifen ließ, erhielt eine Brille oder Scheuklappen.

Ferner war es das Geschäft der Novizen zu läuten, die Treppen, Gänge, ja selbst die Abtritte zu fegen. Wer verschlief, der mußte mit der Matratze oder mit dem Nachttopfe am Halse erscheinen, oder im Sarge schlafen. — Holz, Licht und Wasser herbeizuholen, gehörte ebenfalls zu ihren Verrichtungen, und außerdem mußten sie noch im Chore singen bis zur äußersten körperlichen Erschöpfung.

Dabei fehlte es nicht an allerlei Kreuzigungen des Fleisches. Sie mußten in der größten Hitze dürsten bis sie fast verschmachteten; den Abspülicht der Geschirre als Suppe essen, oder wenn sie hungrig waren, mit jedem Löffel voll Speise eine Leiter hinaufsteigen und durften ihn erst dann in den Mund stecken, wenn sie oben angelangt und noch etwas darin war.

Zu Meran in Tyrol mußte 1747 an einem Feste ein Kapuziner-Noviz — er war der Sohn eines Grafen — drei Stunden lang gebunden an einem Kreuze hängen und fortwährend rufen: „Erbarmen mir großem Sünder!“ — Er hatte einen Krug zerbrochen! Fischingen, in welchem der obengenannte ehemalige Guardian Ammann von seinem siebenten bis vierzehnten Jahre war, stand in dem Rufe, eines der sittenreinsten und vorzüglichsten Klöster der Schweiz zu sein, und welche Nichtswürdigkeiten gingen hier vor! *)

---

*) Oeffnet die Augen, ihr Klöstervertheidiger u. s. w. von F. S. Ammann. 7. Aufl. Bern, bei C. A. Jenni Sohn. 1841. Ein höchst lesenswerthes Schriftchen, welches nur wenige Groschen kostet.

Die lüderlichen Patres lebten untereinander wie Hund und Katze und einer suchte dem andern auf jede Weise zu schaden. Ammann wurde von einem seiner Lehrer so lange mit einem schweren Lineal auf die Fingerspitzen geschlagen, bis Blut herausspritzte und die Hände ganz dick geschwollen waren. Dann mußte er in einem offenen Gange mitten im Winter zwei Stunden lang auf dem Ziegelboden sitzen; und warum? — Weil er von einem andern Lehrer nichts Böses zu sagen wußte! — Mönche sind nur eins in ihrem Hasse gegen die Weltgeistlichen, aber diese werden von ihnen gründlich gehaßt.

Ein von dem ehemaligen Benediktiner zu Rom, Raffaeli Cocci, 1846 (bei Pierer in Altenburg) veröffentlichtes Buch enthält über die Novizen und über die Klosterverhältnisse so entsetzliche Thatsachen, daß sich beim Lesen derselben die Haare sträuben. Der Unglückliche wurde durch seine von den Geistlichen ganz umgarnten Eltern gezwungen, ins Kloster zu gehen und hatte hier Schreckliches zu leiden, bis es ihm endlich 1842 gelang, nach England zu fliehen, wo er wohl noch lebt.

Interessant ist zu beobachten, wie den Knaben schon von Jugend auf unter dem Schleier der Religion der bitterste Haß gegen die Protestanten in das Herz gepflanzt wird. Diese, lehrt man, beteten den Mammon als Gott an und glaubten nicht an Christum; täglich kämen bei ihnen Fälle vor, wo einer den andern todtschlüge; die Römisch-katholischen, die in ihre Länder kommen, würden zum Tode verurtheilt; sie hätten keine Gesetze, sondern lebten fortwährend in einem anarchischen Zustande.

Wenn ein Novize Vernunft zeigte, dann war es um ihn gethan; er hatte die entsetzlichsten Qualen zu erdulden. Man wandte die äußersten Mittel an, den rebellischen Geist des Knaben durch Einwirkungen auf die Sinne zu brechen, was bei vielen zum Wahnsinn führte. Cocci fand einst nach einer schrecklichen Predigt in seiner Zelle ein grinsendes Todtengerippe und ein anderes Mal

ein scheußliches Gemälde des jüngsten Gerichts, welches mit vielen Lichtern beleuchtet war. Wenn solche Mittel nicht fruchten wollten, dann folgten die grausamsten Geißelungen.

Weiter unten, wenn ich von den Folgen des Cölibats in den Klöstern rede, wird sich zeigen, welchen schändlichen Verführungen die unter Leitung der Mönche stehenden Knaben ausgesetzt sind, und ein jeder Vater wird daraus erkennen können, wie höchst gefährlich es für seine Kinder ist, wenn er diese in Klosterschulen unterrichten läßt.

Welche Vortheile kann auch diesen Gefahren für die Sittlichkeit gegenüber die Erziehung durch Geistliche gewähren! Der größte Theil derselben, mögen sie nun Katholiken, Lutheraner oder Reformirte heißen, sind beschränkt und diejenigen, die es nicht sind, müssen so scheinen, da ihre Existenz davon abhängt. Die unter ihrer Leitung erzogenen Knaben saugen von Jugend auf eine Menge falscher Ansichten und Vorurtheile ein, die sie dann ihr ganzes Leben lang wie eine Sklavenkette mit sich herumschleppen und die ihnen vielfach in ihrem Fortkommen hinderlich sind. Man nehme die Erziehung aus den Händen der Geistlichen und trenne die Kirche durchaus von der Schule; ehe das nicht geschieht, werden wir nicht Männer erziehen, welche den Anforderungen des gegenwärtigen Jahrhunderts entsprechen.

Ich erwähnte oben, daß die Novizen für geringe Vergehen grausam gegeißelt wurden und muß Einiges über das Geißeln überhaupt sagen, da es eine ganz außerordentlich große Rolle in der römischen Kirche und besonders in den Klöstern spielt. Ich habe einen ganzen Band über das Geißeln geschrieben, und Andere haben es vor mir gethan; aber dennoch den Gegenstand nur oberflächlich behandeln müssen, da er in der That zu reichhaltig ist, um in einem Bande erschöpft werden zu können. Hier muß ich mich vollends auf nur wenige und fragmentarische Angaben beschränken.

Schon unter den Christen der ersten Jahrhunderte gewann der Gedanke Raum, daß es verdienstlich, und zur Erlangung der Seligkeit förderlich sei, sich Entbehrungen und körperliche Qualen freiwillig aufzuerlegen. Der Gedanke lag nahe, sich diese durch selbst ertheilte Schläge zu verursachen und wir finden daher schon frühzeitig unter den Christen Selbstgeißler, besonders unter den Mönchen. In den Statuten vieler Klöster heißt es darüber: „Wenn die Mönche die Geißelung an sich selbst ausüben, so sollen sie sich an Christum, ihren liebenswürdigsten Herrn erinnern, wie er an die Säule gebunden und gegeißelt ward, und sollen sich bemühen, wenigstens einige geringe von den unaussprechlichen Schmerzen und Leiden selbst zu erfahren, welche er erdulden mußte.“ —

Andere Gründe für die Selbstgeißelung waren, daß man dadurch sein Gewissen beruhigte, wenn man eine Sünde begangen hatte und als durch die Pfaffen der Glaube aufkam, daß man durch diese oder jene von ihnen auferlegte Pönitenz sich entsündigen könne, so lag der Gedanke nahe, daß dieß durch selbst gegebene Schläge geschehen könne. Ein weiterer Grund dafür war auch der, daß man dadurch die „Anfechtungen des Fleisches“ besiegen wollte.

Allmälig wurde die freiwillige Geißelung als Bußmittel immer beliebter. Es bildeten sich besondere Gebräuche dabei und das Verhältniß zwischen Sünde und Hiebe wurde festgestellt. Besondere Bußbücher bestimmten, durch welche Strafen gewisse Sünden gebüßt werden könnten. Geißelhiebe wurden gleichsam die Scheidemünze der Buße besonders für diejenigen, welche der römischen Kirche keine andern Münzen zahlen konnten.

In der Mitte des 11. Jahrhunderts gab es in Italien einige Männer, welche im Selbstgeißeln Unerhörtes leisteten. Sie geißelten sich nicht nur für ihre Sünden, sondern übernahmen auch die Buße für die Sünden Anderer.

Von den vielen Geißelhelden will ich nur den berühmtesten

anführen. Es war dies der Mönch Dominikus der Gepanzerte, welchen Namen er erhielt, weil er beständig, außer wenn er sich geißelte, einen eisernen Panzer auf dem bloßen Leibe trug. Petrus de Damiani, Kardinalbischof von Ostia, war Abt des Benediktinerklosters zu Fonte-Avallana, in welchem Dominikus lebte. Er erzählt:

„Kaum vergeht ein Tag, ohne daß er mit Geißelbesen in beiden Händen zwei Psalter hindurch seinen nackten Leib schlägt, und dieses in den gewöhnlichen Zeiten, denn in den Fasten oder wenn er eine Buße zu vollbringen hat (oft hat er eine Buße von hundert Jahren übernommen), vollendet er häufig unter Geißelschlägen wenigstens drei Psalter. Eine Buße von hundert Jahren wird aber, wie wir von ihm selbst gelernt haben, so erfüllt: Da dreitausend Geißelschläge nach unserer Regel ein Jahr Buße ausmachen, und wie es oft erprobt ist, bei dem Hersingen von zehn Psalmen hundert Hiebe stattfinden, so ergeben sich für die Disciplin eines Psalters fünf Jahre Buße, und wer zwanzig Psalter mit der Disciplin*) absingt, kann überzeugt sein, hundert Jahre Buße vollbracht zu haben. Doch übertrifft auch darin unser Dominikus die Meisten, da er als ein wahrer Schmerzenssohn, da Andere mit einer Hand die Disciplin ausüben, mit beiden Händen unermüdet die Lüste des widerspenstigen Fleisches bekämpft. Jene Buße von hundert Jahren vollendete er aber, wie er mir selbst gestanden hat, ganz bequem in sechs Tagen.“ — Er gab sich also nach dem angegebenen Maßstabe (3000 für ein Jahr) während dieser sechs Tage 300,000 Hiebe. Er mußte sich also täglich sieben Stunden geißeln und in jeder Sekunde derselben zwei Hiebe geben, was angeht, da er sich mit beiden Händen geißelte.

*) Ursprünglich bedeutet dieses Wort alle Strafen und Züchtigungen; als aber die Disciplin durch Geißeln über jede andere Art den Preis davon trug, wurde das Wort Disciplin der technische Ausdruck, womit man diese Art Züchtigung bezeichnete, und endlich nannte man selbst das Instrument, welches zum Schlagen gebraucht wurde, die Disciplin.

Welchen Anblick mag der Körper dieſes Geißelhelden dargeboten haben, denn ſchon beim achten Pſalter war das Geſicht zerſchlagen, voller Striemen und blau und braun. Der Körper Dominikus', erzählt Damiani mit Stolz, habe ausgeſehen, wie die Kräuter, welche der Apotheker zu einem Ptiſane zerſtoßen habe!

Es entſtand unter den Frommen Streit darüber, ob man ſich beim Geißeln entkleiden ſolle, oder nicht, und ferner, ob Schläge auf Rücken und Schultern, oder auf den Hintern, der Geſundheit weniger nachtheilig oder dem Himmel angenehmer ſeien. Die ganze geißelnde Welt theilte ſich in zwei Parteien; die eine zog die obere Disciplin vor (disciplina supra, oder im beſten Mönchslatein secundum supra), die andere die untere Disciplin (disciplina deorsum, secundum sub).

Die Gegner der untern Disciplin ſagten, ſie verſtoße gegen die Schamhaftigkeit, und der Abbé Boileau ſagt in ſeinem berühmten Werke darüber: „Der h. Gregorius von Nyſſa lobt in ſeiner kanoniſchen Epiſtel den Gebrauch, die todten Körper zu vergraben, welches man ſeiner Meinung nach thue, damit die Schande der menſchlichen Natur nicht dem Sonnenlichte ausgeſetzt werde. — Aber iſt es bei der verdorbenen Natur nicht weit ſchamloſer und niederträchtiger, beim Lichte der Sonne die Lenden junger Mädchen und ihre, obwohl der Religion geweihten, nichtsdeſtoweniger wunderſchönen Schenkel zu zeigen, als einen bloßen und entſtellten Leichnam?"

Trotzdem fand die untere Disciplin bei den Frauen den meiſten Beifall, und die mediziniſchen Gründe des gelehrten Abbé Boileau, die ich hierherſetze, machten wenig Eindruck; — im Gegentheil.

„Wenn man ein Uebel flieht," ſagt der Abbé, „ſo muß man wohl Acht geben, daß man nicht unkluger Weiſe in das entgegengeſetzte rennt, und daß man, nach dem lateiniſchen Sprüchwort, um die Scylla zu vermeiden, nicht in die Charybdis geräth.

Wenigſtens iſt die Geißelung der Lenden um ſo viel gefährlicher, als die Krankheiten des Geiſtes mehr zu fürchten ſind, als die des Körpers. Die Anatomen bemerken, daß die Lenden ſich bis zu den drei äußern Muskeln der Hinterbacken erſtrecken, dem großen, dem mittleren und dem kleinen, ſo daß darin drei Zwiſchenmuskeln enthalten ſind, oder ein einzelner, welchen man den dreiköpfigen Muskel nennt, oder den triceps, weil er an drei Orten des os pubis beginnt, an dem obern Theil nämlich, an dem mittlern und dem inneren. Hieraus folgt nun ganz nothwendig, daß, wenn die Lendenmuskeln mit Ruthen- oder Peitſchenhieben getroffen werden, die Lebensgeiſter mit Heftigkeit gegen das os pubis zurückgeſtoßen werden und unkeuſche Bewegungen erregen. Dieſe Eindrücke gehen ſogleich in das Gehirn über, malen hier lebhafte Bilder verbotener Freuden, bezaubern durch ihre trügeriſchen Reize den Verſtand, und die Keuſchheit liegt in den letzten Zügen."

„Man kann nicht daran zweifeln, daß die Natur auf dieſelbe Weiſe verfährt, weil es außer den Nierenblut-, Samen- und Fettadern (veines emulgentes, spermatiques et adipeuses) noch zwei andere gibt, welche man Lendenadern nennt, und die ſich zwiſchen dem Rückgrat, zu beiden Seiten des Rückenmarkes, befinden, und vom Gehirn einen Theil der Samenbeſtandtheile herführen, ſo daß dieſe durch die Heftigkeit der Peitſchenhiebe erhitzte Materie ſich in die Theile ſtürzt, welche zur Fortpflanzung dienen, und durch den Kitzel und den Stoß des os pubis zur rohen fleiſchlichen Luſt anreizen."

Dieſe hier erwähnten Folgen der untern Disciplin — die wir Müttern zur Beachtung empfehlen — waren entweder ihren Anhängern nicht bekannt, oder wurden von ihnen nicht gefürchtet, indem ſie es, ſo künſtlich zu fleiſchlicher Luſt aufgeregt, vielleicht für um ſo verdienſtlicher hielten, ihr „Fleiſch" zu beſiegen. Wie die Herren Jeſuiten auf dieſe Wirkung ſpekulirten, werden wir im letzten Kapitel ſehen.

Die Kirche wollte lange Zeit hindurch das Geißeln nicht als eine Nothwendigkeit anerkennen; allein die Gegner deſſelben unterlagen, und das Selbſtgeißeln ſowohl, als das Geißeln als Strafe wurde allgemein und mit einem Fanatismus betrieben, der in unſerer Zeit völlig unbegreiflich iſt. Der heilige Antonius von Padua kann die Geißelmode nicht genug loben; aber der heilige Franziskus nennt ihn ein „Rindvieh“, und ich will dem Heiligen um ſo weniger widerſprechen, als dieſes heilige Rindvieh der Urheber der Geißlerprozeſſionen wurde,*) aus denen die Geißlerbrüderſchaften hervorgingen, die Jahrhunderte hindurch eine große Rolle in der römiſchen Kirche ſpielten.

Das Geißeln fand unter den frommen Frauen beſonders viele Anhänger und wurde in den Nonnenklöſtern beſonders mit Leidenſchaft getrieben. Ueber den Grund will ich mir weiter keine Unterſuchungen geſtatten, ſondern nur den Verdacht ausſprechen, daß der triceps und das os pubis mehr mit dieſer Leidenſchaft zu thun hatten, als die Religion und als die armen Frauen ſelbſt ahnten.

Die Karmeliter hatten eine ziemlich vernünftige Regel, bis ſie unter die Herrſchaft der heiligen Thereſe kamen; dieſelbe, welche den Mönchen buchſtäblich die Hoſen auszog und dieſe ihren Nonnen anzog. In den Regeln, die ſie gab, ſpielte die Selbſtgeißelung eine Hauptrolle. Während der Faſten beſonders geißelten ſich manche ihrer Mönche und Nonnen drei bis vier Mal täglich, ja ſogar während der Nacht.

Das Kloſter zu Paſtrana war eine freiwillige Marteranſtalt. Eine Zelle war gleichſam das Geißelzeughaus. Hier waren alle nur möglichen Geißelinſtrumente angehäuft, und jeder Novize hatte

*) Wer ſich über dieſen römiſch-katholiſchen Wahnſinn näher unterrichten will, leſe „Die chriſtlichen Geißlergeſellſchaften“ von Dr. E. G. Förſtemann, oder l'Histoire des Flagelans von Thiers, oder den zweiten Theil der Hiſtor. Denkmale des chriſtl. Fanatismus, die Geißler, von Corvin.

das Recht, sich dasjenige Folterwerkzeug auszusuchen, welches ihm für seine Buße am passendsten schien. — Eine beliebte Art der Selbstquälerei war das sogenannte Ecce homo. Sie wurde gewöhnlich in Gesellschaft vorgenommen. Die bußbedürftigen Brüder stellten sich im Refektorium auf. Einer trat nun aus der Reihe heraus. Er war nackt bis zum Gürtel und sein Gesicht mit Asche bedeckt. Unter dem linken Arm schleppte er ein schweres hölzernes Kreuz und auf dem Kopf trug er eine Dornenkrone, in der rechten Hand trug er eine Geißel. So ging er mehrmals im Refektorium auf und nieder, peitschte sich fortwährend und sagte mit kläglicher Stimme einige besonders zu dieser Gelegenheit verfaßte Gebete her. — War er fertig, dann folgten die andern Brüder.

Der Karmeliterorden hat berühmte Geißelhelden und Heldinnen hervorgebracht, und ich erinnere nur an die heilige Theresе und an die heilige Katharina von Cardone, von denen ich schon im Kapitel von den Heiligen weitläufiger gesprochen habe. Die letztere brauchte zum Geißeln Ketten mit Häkchen, oder eine gewöhnliche Geißel, in welche sie Nadeln und Nägel steckte, oder die sie mit Dornenzweigen durchflochten hatte. Mit solchen gräßlichen Werkzeugen geißelte sie sich oft zwei bis drei Stunden lang.

Maria Magdalena von Pazzi, eine Karmeliternonne zu Florenz, erlangte durch ihre Selbstquälerei und mehr noch durch die Folgen derselben einen hohen Ruf. Sie war 1566 in Florenz geboren und die Tochter angesehener Eltern. Schon als Kind hatte sie eine Leidenschaft für das Geißeln, und als sie siebenzehn Jahre alt war, nahm sie den Schleier. Es war ihre größte Freude, wenn die Priorin ihr die Hände auf den Rücken binden ließ und sie in Gegenwart sämmtlicher Schwestern mit eigener Hand auf die bloßen Lenden geißelte.

Diese schon von Jugend auf vorgenommenen Geißelungen hatten ihr Nervensystem ganz und gar zerrüttet, und keine Heilige hat so häufig Entzückungen gehabt. Während derselben hatte sie

es beſonders mit der Liebe zu thun, und ſchwatzte darüber das wunderlichſte Zeug. Der himmliſche Bräutigam erſchien ihr ſehr häufig, und ſie ſah ihn in allen möglichen Lagen. Einſt blieb ſie, das Kruzifix in der Hand, ſechszehn Stunden lang in Betrachtungen über das Leiden Chriſti verſunken und ſah im Geiſte eine der Martern nach der andern, welche er erduldet hatte. Dieſer Anblick rührte ſie ſo ſehr, daß ſie Ströme von Thränen vergoß und ihr Bette davon ſo naß wurde, als ob es in Waſſer getaucht worden wäre. Dann fiel ſie in Ohnmacht, blaß wie der Tod, und blieb eine lange Zeit ohne Bewegung liegen.

In dieſe Entzückungen verfiel ſie gewöhnlich, nachdem ſie das Abendmahl genommen hatte, oder wenn ſie ſich in die Betrachtung eines heiligen Ausſpruchs vertiefte. Beſonders geſchah das, wenn ſie über ihren Lieblingstext nachdachte; dieſer war: Und das Wort ward Fleiſch. Einſt gerieth ſie dabei in eine Verzückung, welche von Abends fünf Uhr bis zum andern Morgen dauerte. Während derſelben rief ſie plötzlich aus: „Das ewige Wort iſt in dem Schooße des Vaters unermeßlich groß; aber in Mariens Schooß iſt es nur ein Pünktchen. — Deine Größe iſt unergründlich und Deine Weisheit unerforſchlich, mein ſüßer, liebenswürdiger Jeſus!“

Das innere Feuer drohte ſie zu verzehren, und häufig ſchrie ſie: „Es iſt genug, mein Jeſus! Entflamme nicht ſtärker dieſe Flamme, die mich verzehrt. — Nicht dieſe Todesart iſt es, die ſich die Braut des gekreuzigten Gottes wünſcht; ſie iſt mit allzu vielen Vergnügungen und Seligkeiten verbunden!“

So ſteigerte ſich ihr Zuſtand von einer Stufe des Wahnſinns zur andern, und endlich bildete ſie ſich ein, förmlich mit Chriſtus vermählt zu ſein und ſowohl von ihm, wie von ihrem Schwiegervater und deſſen Adjutanten, dem heiligen Geiſte Viſiten zu erhalten. Die Hyſterie erreichte den höchſten Grad, und „der Geiſt der Unreinigkeit blies ihr die wollüſtigſten und üppigſten Phan-

taſien ein, ſo daß ſie mehrmals nahe daran war, ihre Keuſchheit zu verlieren. Aber die Qualen, denen ſie ſich nach ſolchen Verſuchungen unterzog, waren entſetzlich. Sie ging in den Holzſtall, band einen Haufen Dorngeſträuch los und wälzte ſich ſo lange darauf, bis ſie am ganzen Körper blutete und der Teufel der Unzucht ſie verlaſſen hatte. So ging es fort, bis endlich der barmherzige Tod ihren Qualen ein Ende machte. Die arme Wahnſinnige wurde natürlich heilig geſprochen.

Die unendlich vielen Abarten des Ciſterzienſerordens haben ſich im Punkte des Selbſtgeißelns ſehr ausgezeichnet, allein von ihnen keine ſo ſehr, als die Trappiſten. Sogar Mönche nannten den Stifter dieſes Kloſters zu La Trappe den „Scharfrichter der Religiöſen“. Der Orden war durch die Revolution ſehr herabgekommen; aber Karl X. nahm ihn unter ſeinen beſonderen Schutz, und von 1814—1827 zählte man in Frankreich nicht weniger als 600 Nonnenklöſter dieſes Ordens. Die Geißel war hier an der Tagesordnung, und Mademoiſelle Adelaide de Bourbon, die Beſchützerin dieſer Klöſter, wie auch die alternde Frau von Genlis, geißelten ſich von Zeit zu Zeit mit den Nonnen in frommer Andacht.

Die Krone der Ciſterzienſer iſt aber die hochgeprieſene Mutter Paſſidea von Siena, von der ich ſchon früher erzählte, daß ſie es für verdienſtlich hielt, ſich wie einen Schinken in den Rauch zu hängen. Im Geißeln leiſtete ſie Dinge, welche ſelbſt Dominikus den Gepanzerten mit Neid erfüllt haben würden. Die natürliche Folge des unmäßigen Geißelns war ebenfalls ein dem Wahnſinn nahe kommender Zuſtand, in welchem ihr Chriſtus erſchien. Das Blut floß aus ſeinen Wunden, er ſtreckte ihr die Arme entgegen und rief mit zärtlicher Stimme: „Schmecke, meine Tochter, ſchmecke!“ —

Eliſabeth von Genton gerieth durch das Geißeln förmlich in bacchantiſche Wuth, was aber die Pfaffen heilige Verzückung nannten. Am meiſten raste ſie, wenn ſie, durch ungewöhnliche

Geißelung aufgeregt, mit Gott vereinigt zu ſein glaubte, den ſie ſich als einen ſchönen, nackten Mann und in beſtändigem Bräutigamstaumel mit ſeiner irdiſchen Geliebten dachte. Dieſer Zuſtand des Entzückens war ſo überſchwenglich beglückend, daß ſie häufig in den Ausruf ausbrach: „O Gott! o Liebe, o unendliche Liebe! o Liebe! o ihr Kreaturen, rufet doch alle mit mir: Liebe! Liebe!“ —

Ich könnte die Zahl ſolcher Beiſpiele unendlich vermehren: allein ich halte es für überflüſſig, da die Wirkungen ſo ziemlich überall dieſelben waren.

Daß das Geißeln unter den Strafen die Hauptrolle ſpielte, kann man ſich nach dem Geſagten wohl denken. Die Kloſterregel der heiligen Thereſe iſt ſo reichlich mit Geißelverordnungen geſpickt, daß manches Kloſter, welches derſelben folgte, ein eigenes Magazin für Ruthen haben mußte.

Die beſchuhten oder graduirten Karmeliter, die ſich viel mit dem Studiren beſchäftigten und deßhalb einige Vorrechte genoſſen, erhielten dennoch trotz ihrer Gelehrſamkeit bei den kleinſten Vergehungen Prügel. Am allerhärteſten wurden aber die Vergehungen mit hübſchen Kloſterfrauen beſtraft, beſonders ein mit denſelben begangenes Verbrechen, welches zwar nicht genannt, aber in dem Orden ſehr häufig vorgekommen ſein muß. Schon auf den bloßen Verdacht hin, daſſelbe begangen zu haben, wurde ein Mönch, ohne Hoffnung auf Milderung oder Barmherzigkeit zu haben, mit ewigem Gefängniß beſtraft, und zwar: um dort erbärmlich gequält zu werden, wie der Beiſatz in den Statuten lautet.

Nicht ſo ſtreng ſcheint man indeſſen dergleichen Vergehungen genommen zu haben, wenn ſie mit nicht geiſtlichen Frauen begangen wurden, und die Mönche trugen Sorge, daß ſolche in der Nähe waren. Beſonders ſcheinen die Weiber der Kloſterdiener, die in den Wirthſchaftsgebäuden, der ſogenannten Vorſtadt, wohnten,

eine große Anziehungskraft für die heiligen Väter gehabt zu haben, und beſonderen Werth hatten diejenigen Weiber, welche keine Kinder bekamen, oder in der Kloſterſprache „steriles“ (Unfruchtbare) waren. — Der bekannte Schriftſteller Karl Julius Weber wohnte einſt einer Unterhaltung bei, welche ein Domherr mit ſeiner Köchin hatte, die von ihm einen höhern Lohn forderte. Der Domherr wollte nicht einſehen, warum ſie mehr verlange wie eine andere; allein ſie machte ihre Vorzüge geltend und rief mit Selbſtgefühl: „Ja, ich bin aber auch eine Stereliese!“

Der Orden von Fontevrauld war ein kurioſer Orden. In dem Kloſter lebten Mönche und Nonnen zuſammen, die oft bei einander ſchlafen mußten, um Verſuchungen gewaltſamer Weiſe und einzig zu dem Zweck herbeizuführen, ſie deſto glorreicher zu überwinden. Die Regel dieſes Ordens fand ſo viele Liebhaberinnen, daß nicht ſelten zwei- bis dreitauſend Nonnen im Kloſter waren. Da die Schwangerſchaften gar zu häufig vorkamen, mußte die Zucht etwas ſtrenger eingerichtet werden.

Dieſes Kloſter zu Fontevrauld, oder Eberardsbrunnen, hatte fünfzig Mönchsklöſter unter ſich. Beſonders zahlreich war aber die Zahl der Novizen im Staminhauſe, und meiſtens führten hier fürſtliche oder andere vornehme Damen das Regiment, denn dieſer Orden hatte das Eigenthümliche, daß hier das männliche Geſchlecht dem weiblichen untergeben war.

Das Geißeln an einem jungen Frater oder Novizen war für die Damen ein Hauptvergnügen und wurde höchſteigenhändig vollzogen und am liebſten der „untern Disziplin“ der Vorzug gegeben. Oft ließen ſich beide Theile — Mönche und Nonnen — zuſammen disziplinliren; die Nonnen vom Beichtvater und die Mönche von der Aebtiſſin.

Die verbeſſerten Regeln des Ciſterzienſerordens waren beſonders beim weiblichen Geſchlecht mit dem Geißeln ſehr freigebig. War eine Nonne geſtorben, dann mußten die Schweſtern ſich noch viele

Wochen lang zum Heil der Seele der Todten den Hinteren zerhauen. Dies Geißeln zum Heil der armen im Fegefeuer ſchwitzenden Seelen fand in vielen Nonnenklöſtern ſtatt, und auch in Leyden, wie uns der gelehrte aber etwas derbe Marnix Herr von St. Aldegonde in ſeinem „Bienenkorb" folgendermaßen erzählt:

„Noch vber alle diſe heylſame hülffmittel, haben die liebe andächtige Schweſtern zu Leyden in Holland, vnd inn allen Regulariſſenklöſtern, noch etwas gefunden, das ſehr artig iſt. Denn zwiſchen Remigy und aller Heyligentag, nachdem man die Vigilien von neun Lektionen ſehr andächtiglich hat geſungen, ſo geht jhre Frau Mater inn eyn finſter Kellerlein, mit eyner Ruten inn der hand, vnnd da kommen die Schweſterlein, eyne vor, die ander nach, mit dem hindern bloshaupts, ja etliche auch wol gantz Mutternackend, vnnd legen ſich für ſie, vnnd empfangen die ſelige Disziplin oder züchtigung für die Seelen im Fegfeuer. Dann als manchmal ſie zehen ſtreich empfangen, ſo manche Seelen fliegen knapp inn ſchnapps dem Himmel zu, wie die Küe inn eyn Mäusloch. Iſt das nicht köſtlich Ding, mit Nonnenärſſen die Seelen aufplaſen? Ei der kräfftigen Nonnenfürz, welche ſo feine Blaßbälg iuns Fegfeuer geben! Ich denk, die andern Nonnen, Beginen vnnd Schweſtern werdens jnen auch nach thun müſſen, vnnd ſolls allein wolſtandshalben geſchehen; auch das es der Pater offtmals thun muß, wann kein Mater vorhanden iſt; denn malet ſchon der Müller mit bei tag, ſo verſiehts doch die Müllerin bei nacht."

Sebaſtian Ammann, der Ex-Prior der Kapuziner, den ich ſchon früher erwähnte, gibt eine Beſchreibung davon, wie die Geißelung noch in gegenwärtiger Zeit in den Kapuzinerklöſtern angewandt wird. Ich führe es hier nur an, damit die Leſer nicht glauben, das was ich erzählte, nur dem „finſtern Mittelalter" angehöre.

„Die Geißel iſt ein Inſtrument, aus Eiſendraht geflochten, ungefähr vier Schuh lang; ein Theil davon, den man beim Schlagen

um die Hand windet, ist einfach, derjenige aber, mit dem man auf den Leib schlägt, fünffach geflochten und an den fünf Enden gewöhnlich mit eisernen Zacken versehen. Die Geißelung geschieht bei den Kapuzinern auf zweierlei Art. Im Chore Nachts bei der Mette heben sie die Kutten auf und klopfen sich auf den bloßen Steiß, bis der Obere ein Zeichen zum Aufhören gibt. Da sie keine Hosen tragen, so geht die Scene schnell auf das Kommando vor sich. In dem Speisezimmer, wo die Geißelung am hellen Tage im Angesichte aller Conventualen vor sich geht, pflegt sie auf folgende Weise zu geschehen. Derjenige, welchem die Strafe zu Theil wird, muß, bevor er zu Tische geht, das wollene Hemd (Schweißblätz) und die leinene Schürze (Mutande), die unter der Kutte getragen werden, ausziehen und so mit den Andern sich zum Tischgebete einstellen. Nach diesem gehen alle übrigen zu Tische; der Sträfling aber wirft sich auf die Kniee, legt die Geißel vor sich hin auf den Boden, faßt mit beiden Händen die Kapuze und zieht sich die Kutte über den Kopf aus, legt dieselbe vor seine Brust hin, so daß der vordere Leib bedeckt, der hintere aber ganz nackt ist. In dieser Lage hält er mit der linken Hand die Kutte und in der rechten die Geißel.

„Auf ein Zeichen, das ihm der Obere gibt, beginnt er laut Bußpsalmen, das Miserere, De profundis und lateinische Gebete zu sprechen, und schlägt sich so lange auf den nackten Rücken über die Achseln, bis der Obere zufrieden ist und das Zeichen zum Aufhören gibt. Zwickt sich der Pönitent mit der Geißel nicht heftig genug, so läßt ihn der Guardian länger beten und zuschlagen. — Wer noch nicht alles Schamgefühl verloren hat, wie ergraute Kapuziner, der unterzieht sich dieser Operation gewiß ungern. Daß diese schamlose Handlung Anlaß zu der naturwidrigsten Unzucht gegeben habe, könnte ich Jedem mannigfach beweisen, der daran zweifeln sollte. —“

Die Folgen des Cölibats zeigten sich bei den Mönchen auf

eine noch widerlichere Weise als bei den Weltgeistlichen, die durch ihren Verkehr mit den Menschen doch noch Gelegenheit fanden, den mächtigen Geschlechtstrieb auf natürliche Weise zu befriedigen. Die strenge Zucht in vielen Klöstern erschwerte dies aber den Mönchen sehr, und so nahmen denn bei ihnen die unnatürlichen Laster auf eine schaudererregende Weise überhand. Die zahlreichen Verbote, keine weiblichen Thiere in Mönchsklöstern und keine Schooßhündchen in Nonnenklöstern zu leiden, sprachen laut genug dafür, welche Wege der unterdrückte Geschlechtstrieb aufsuchte.

Das ascetische Leben, die schwächende Diät und der häufige Genuß der Fische, wie auch das Geißeln trugen sehr viel dazu bei, den „Fleischesteufel" mehr gegen die Mönche als gegen andere Menschenkinder aufzureizen; und ich sehe eigentlich nicht ein, warum nicht statt des Cölibatgesetzes ein anderes gegeben wurde, welches alle Knaben, die sich dem Klosterleben widmeten, zur Kastration verurtheilt. Dann würden sie Ruhe haben und nicht durch fleischliche Anfechtungen in ihren frommen Betrachtungen gestört werden und das Familienleben durch ihre Unsittlichkeit verpesten.

Uebrigens ist der Gedanke kein Originalgedanke; es gab schon längst vor mir Leute, welche ihn praktisch ausführten. Der Ritter Bressant de la Rouveraye, empört über die scandalöse Prozession, welche zur Feier der Bluthochzeit in Rom veranstaltet wurde, gelobte alle Mönche zu combabisiren, die ihm in die Hände fielen. Wie ein Indianer die Skalpe seiner Feinde, so trug der grimmige Ritter die für die Erfüllung seines Gelübdes zeugenden Trophäen an seinem Wehrgehänge. — Iphauer Bauern, welche das Kloster Birkling in der Grafschaft Kastell zerstörten, nahmen an den erwischten Mönchen dieselbe Operation vor.

Die in den Klöstern herrschende Sittenlosigkeit übertrifft die kühnste Phantasie. Um die Folgen derselben zu verbergen, wurden sehr häufig die Mittelchen der Klosterapotheke in Anspruch ge-

nommen, und manches gefallene Mädchen blieb durch ihre Hilfe in den Augen der Welt eine reine Jungfer; aber auch mancher Ehemann verschwand durch sie.

Ammann kennt einen Pater, der einem Mädchen in Rapperswyl, das von ihm schwanger gewesen sein soll, einen Trank zum Abtreiben gab. Der Vorgesetzte war genau davon unterrichtet; aber er hielt es „zur Ehre der Geistlichkeit" nicht für angemessen, davon viel Aufhebens zu machen.

Mönche und Nonnen lebten in der innigsten Vertraulichkeit und schienen der Ansicht, daß sie nur dazu geschaffen wären, sich einander zu ergänzen. Bebel wollte ein Nonnenkloster kennen, in welchem nur eine keusche Nonne gewesen, — die nämlich noch kein Kind gehabt hatte.

Das Kinderbekommen war die Schattenseite des Nonnenlebens, aber die frommen Vestalinnen wußten sich zu helfen. Das Mittel war sehr einfach, „zur Ehre der Geistlichkeit" wahrscheinlich brachten sie die Kinder um. Bei Abbrechung des Klosters Mariakron fand man „in den heimlichen Gemächern und sonst — Kinderköpfe, auch ganze Körperlein versteckt und vergraben," und der Bischof Ulrich von Augsburg erzählt, daß Gregor I., der auch sehr für das Cölibat eingenommen gewesen, davon zurückgekommen sei, als einst aus einem Klosterteiche sechstausend Kinderköpfe herausgefischt wurden. Das Wort des Bischofs mag für diese fast unglaublich klingende Thatsache bürgen.

Als Kaiser Joseph II. diese Wiedehopfnester ausnahm, fragte er einen Prior: Wie stark sind sie? — „Zweihundert, Ew. Majestät." — Wie? — „Ja, Ew. Majestät, wir haben aber auch vier Nonnenklöster zu versehen." — Der Kaiser drehte dem offenherzigen Prior den Rücken zu, um sein Lachen zu verbergen.

Die Aebtissinnen waren aber auch für ihre Freunde, die Mönche, auf das Liebevollste besorgt. Kranke Nonnen wurden nicht aufgenommen, ja nicht einmal solche, welche einen übelriechenden Athem

hatten. Was dieſer der Heiligkeit für Hinderniſſe in den Weg legen ſoll, kann ich nicht wohl begreifen; allein für die Unheiligkeit iſt er höchſt unbequem und bei Eheleuten, wenn ich nicht irre, in manchen Ländern ein Grund zur Scheidung.

Nichts iſt poſſierlicher — erzählt der Ex-Prior Amnann — als wenn ſich die Nonnen die körperlichen Gebrechen ihrer geliebten Patres vorwerfen. Dies erinnert an andere keineswegs der Keuſchheit geweihte Häuſer, und viele Geſchichtsſchreiber aus der Zeit der päpſtlichen „babyloniſchen Gefangenſchaft" ſagen auch wirklich geradezu: „Von Nonnen kann man aus Scham gar nicht ſprechen; ihre Klöſter ſind Hurenhäuſer, und ein Mädchen, das den Schleier nimmt, thut daſſelbe, als ob ſie ſich für eine Hure erkläre."

Schon die Synode zu Rouen (um 650) ſah ſich genöthigt, das Geſetz zu erlaſſen: daß Nonnen, die mit Geiſtlichen oder Laien Unzucht getrieben, durchgeprügelt und ins Gefängniß geworfen werden ſollten.

Robert von Abriſſel, der Stifter des obenerwähnten Kloſters von Fontevrauld, ein ſehr heiliger Mann, brachte die Nächte bei Nonnen zu, um ſeine Stärke zu prüfen in der Tugend der Enthaltſamkeit. Sehr vernünftig war es von ihm, daß er ſich zu dieſer Probe nur die allerſchönſten Nonnen ausſuchte. Siegte er, dann war ſein Sieg um ſo verdienſtlicher, und unterlag er, nun, dann lohnte es doch auch der Mühe.

Bebel, den ich ſchon mehrmals nannte, iſt ſehr reich an ſpaßhaften Anekdoten von Mönchen und Nonnen. Zwei mögen hier einen Platz finden.

Ein Mönch, der in einem Nonnenkloſter einkehrte, wurde von den Nonnen auf das Freundlichſte aufgenommen und bewirthet. Er ſprach ſo viel von Tugendſinn, Gottesfurcht und Züchtigkeit, daß ihn die Nonnen für ein Muſter der Enthaltſamkeit hielten und ihm ſogar in ihrem eigenen Schlafſaal ein Bett anwieſen.

Mitten in der Nacht fing der Mönch plötzlich an zu ſchreien: Ich mag nicht! ich mag nicht! Man kann ſich denken, wie die Nönnchen die Ohren ſpitzten und wie eifrig ſie herbeiliefen, um ſich nach der Urſache des ſehr verdächtig klingenden Ausrufs zu erkundigen.

Der Schalk erzählte ihnen nun, daß ihm eine Stimme vom Himmel befohlen habe, ſich zu der jüngſten Nonne ins Bette zu legen, denn ſie beide wären dazu auserſehen, einen Biſchof hervorzubringen; er aber wolle nicht.

Die frommen Nonnen waren hocherfreut, wußten ihn zum Gehorſam gegen Gottes Stimme zu bekehren und führten ihn endlich an das Bette der glücklichen Schweſter. Als dieſe einiges Bedenken fand, erklärten ſich ſogleich alle Uebrigen bereit, ihre Stelle zu vertreten, ſo daß ſie ſich beſtimmen ließ und den Mönch zu ſich nahm. —

Das Reſultat war aber — eine Tochter! Dieſe konnte freilich nicht Biſchof werden; und als man den Mönch zur Rede ſtellte, ſchob er den mißrathenen Biſchof darauf, daß die Nonne nicht freiwillig gekommen wäre.

Einen ähnlichen Streich ſpielte den Nonnen der Pförtner ihres Kloſters, welcher den ſonderbaren Namen Omnis mundus führte. Während einer Nacht kroch er in die Feuereſſe und brüllte durch ein großes Rohr in den Kamin ihres Schlafſaals: „O ihr Nonnen, hört das Wort Gottes!“ Die Nonnen zitterten und zagten; als ſie aber in der nächſten Nacht wieder dieſelbe Stimme hörten, fielen ſie alle nieder, denn ſie meinten, ein Engel ſpräche zu ihnen und ſangen: „O Engel Gottes, verkünde uns deinen Willen!“

Die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten; ſie lautete: „Haec est voluntas Domini ut Omnis mundus inclinet vel supponat vos!“ — Was bedeutet dieſer Orakelſpruch? fragten ſich die Nonnen und kamen bald dahin überein, daß der Pförtner

Omnis mundus bei ihnen ſchlafe, worans wohl ein Biſchof oder gar ein Papſt entſtehen ſollte.

Der ſchlane Pförtner wurde gerufen. Er fügte ſich, und die Aebtiſſin, welche zuerſt mit ihm allein blieb, ſang beim Hinausgehen: „Wie ſehr freut mich das, was mir geſagt worden iſt.“ — Nun kam die Priorin an die Reihe. Dieſe ſang: „Herr Gott, dich loben wir!“ Die dritte Schweſter: „Der Gerechte wird ſich im Herrn freuen,“ und die vierte: „Laſſet uns alle fröhlich ſein.“

Aber nun hatte das Latein des Pförtners ein Ende und als er davonlief, ſchrieen ihm die übrigen Nonnen nach: „Wenn erhalten wir denn nun den Ablaß!“ *)

Aber nicht immer kam ein reiſender Mönch, der angenehme Offenbarungen hatte, und nicht jedes Kloſter beſaß einen brauchbaren Pförtner; aber das Verlangen war da und wollte befriedigt ſein. Viele behalfen ſich ſo gut es ging; aber was wollte das ſagen? Einige verliebten ſich in Jeſus und ſchwärmten ſo lange für ihn, bis ſie ſich wirklich einbildeten oder träumten, Beſuche von ihm zu empfangen.

Die Nonne Armelle glaubte wirklich in der Seitenwunde Chriſti zu wohnen und Maria a la Coque erhielt gar von ihm die Erlaubniß, ihr Herz in das ſeinige zu legen. Dann bekam ſie es wieder; aber Chriſtus rieth ihr, wenn ſie von der Operation Seitenſtechen empfinde, zur Ader zu laſſen.

Andere, die nicht ſo ſchwärmeriſch waren, beſchäftigten ſich in ihren Gedanken fortwährend mit Männern, und als Abraham a St. Clara einſt in einem Nonnenkloſter die Beichte hörte, geſtanden ihm faſt alle Nonnen, daß ſie von Hoſen geträumt hätten. — Der fromme Pater war nicht wenig ergrimmt. „Was! ihr wollt Bräute Chriſti ſein?“ fuhr er ſie an. „Chriſtus hatte keine

*) Die Einführung der erzwungenen Prieſterehelosigkeit u. ſ. w. von Theiner, Bd. 2, S. 108.

Hosen; ist euer Bräutigam ohne Hosen, und ihr denkt und träumt von Hosen? — Gehet hin in das ewige Feuer, da werdet ihr Hosen sehen, glühende, feurige Hosen, die ihr werdet angreifen und damit spielen müssen" u. s. w.

Neben ihren Träumereien von Männern, Hosen und dergleichen phantastischen Dingen verliebten sich die armen Nönnchen in Ermangelung anderer Liebesgegenstände in einander. Grecourt erzählt ein Geschichtchen von zwei Nonnen, die ihre Reize bewundern und in ihrer Unschuld mit dem Rosenkranz messen:

— Eh bon Dieu! dit Sophie,
Qui l'aurait cru? Vous l'avez, chère amie,
Plus grand que moi d'un Ave Marie!

Die Nonnen waren überhaupt ein seltsames Völkchen und der Mangel an Männern brachte bei ihnen neben den beklagenswerthen auch oft höchst komische Wirkungen hervor.

In einem flandrischen Kloster fing plötzlich eine Nonne an, in ihrem Bette höchst befremdliche Bewegungen zu machen. Das hätte am Ende nichts zu bedeuten gehabt; aber die Sache wurde ansteckend, und bald arbeiteten die Nonnen sämmtlich des Nachts so heftig, daß die Bettstellen knackten. Das sonderbare Uebel pflanzte sich in andere Klöster fort und machte so großes Aufsehen, daß die Geistlichkeit amtlich einschritt und mit Weihkessel und Wedel in die Klöster rückte, um die Teufel aus den Nonnen auszutreiben. Ob sie „die Teufel — à la Bocaccio — in die Hölle schickten", davon meldet die Chronik nichts.

Im 15. Jahrhundert bekam eine deutsche Nonne den Einfall, eine andere zu beißen. Dieser gefiel der Spaß und sie biß wieder eine andere, bis das Beißen förmlich epidemisch wurde und sich mit rasender Schnelligkeit von einem Nonnenkloster zum andern verbreitete. Bald bissen sich alle Klosterkätzchen von der Ostsee bis nach Rom!

In einem französischen Kloster wurde es unter den Nonnen

Mode, wie die Katzen zu mianen, und die Sache nahm so überhand, daß es viel Skandal gab. Alle Verbote fruchteten nichts und das miauen wurde immer ärger. Endlich erhielt eine Kompagnie Soldaten den Befehl, diesen Katzenteufel zu bannen, in ein Kloster zu rücken und eine der Klosterkätzchen nach der andern über das Knie zu legen und mit Ruthen zu bearbeiten, bis ihnen das Miauen verginge. Es verging ihnen aber schon von der bloßen Furcht und die Exekution wurde überflüssig.

Diese Nonnen, besonders wenn sie alt und garstig wurden, konnten aber wahre Teufel sein, und ihr ganzer Haß traf die jungen und hübschen Schwestern. Diese wurden mit Argusaugen bewacht und wehe ihnen, wenn sie auf dem Umgange mit einem Manne ertappt wurden. Dann vergaßen jene ihre eigene Jugend und begingen die empörendsten Grausamkeiten. Von den unzähligen Beispielen will ich nur einige anführen.

Im Kloster Wattum verliebte sich eine Nonne in einen Mönch. Solche Liebe war selten platonisch, und diese war es auch nicht, denn die Nonne fühlte sich schwanger. Sie verbarg ihre Lage, so lange es irgend angehen wollte, dann aber entdeckte sie sich ihren Mitschwestern. Das hatte ihr ein böser Geist gerathen, denn diese stürzten über sie her und überhäuften sie mit Schmähungen und Schimpfworten. Einige riethen, die Verbrecherin zu schinden oder zu verbrennen; andere wollten, daß sie auf glühende Kohlen gelegt werde!

Nachdem sich der erste Sturm gelegt hatte, ließen die erfahreneren Nonnen sie in ein Gefängniß werfen und fesseln. Hier mußte sie bei Brod und Wasser unter fortwährenden Mißhandlungen liegen. Dem Mönche war es gelungen zu entfliehen.

Als die Stunde der Niederkunft heranrückte, bat das arme Geschöpf flehentlich, man möge sie aus dem Kloster entlassen denn ihr Geliebter habe ihr versprochen, sie mitzunehmen. Die Nonnen lockten ihr nun nach und nach heraus, daß der Mönch sie auf

erhaltene Nachricht an einer bestimmten Stelle in der Nacht und in weltlichen Kleidern erwarten würde.

Diese Entdeckung war den Megären willkommen! Ein handfester Pater, begleitet von einigen andern, begab sich, gehörig verschleiert und mit einem Knittel versehen, an den bezeichneten Ort. Der Mönch wurde ergriffen und im Triumph ins Kloster geschleppt. Hier erwartete ihn seine Geliebte und ein gräßliches Schicksal! Das arme Weib wurde von den Nonnen gezwungen, ihren Geliebten zu entmannen! Dann wurde die Unglückliche wieder in das Gefängniß geschleppt.

Das arme gequälte Geschöpf schlief hier einst vom Fasten und Weinen ermattet ein und träumte, oder glaubte zu träumen, daß ein Bischof mit zwei Weibern zu ihr komme, und daß die letztern bald darauf mit ihrem in glänzende Windeln gehüllten Kinde davongingen. Als sie wieder zu sich kam, fühlte sie sich ihrer Bürde entledigt. Die Nonnen untersuchten hierauf ihre Brüste, ihren ganzen Leib, berührten und drückten alle Theile desselben, und fanden ihn weder irgendwo verletzt, noch eine Spur von einer Ermordung des Kindes. Die Geschichte wurde nun für ein Wunder erklärt und als solches im Kloster bis auf späte Zeiten für den Neugierigen erzählt. Dies trug sich in der Mitte des 12. Jahrhunderts in England zu.

Doch wir brauchen nicht so weit zurückzugehen, denn noch weit ärgere Schändlichkeiten wurden von den Nonnen in neuerer Zeit begangen.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurden in einem deutschen Staate die Klöster aufgehoben. Der mit der Regulirung dieser Angelegenheit beauftragte Kommissarius hatte die Nonnen eines Karmeliterklosters aufgefordert, dasselbe zu verlassen. Da seinem Befehle nicht Folge geleistet wurde, so begab er sich selbst in das Kloster und wiederholte der Aebtissin und ihren geistlichen Töchtern den fürstlichen Befehl. Zugleich ließ er sich die nöthigen Nach-

weiſungen und auch das Perſonenverzeichniß geben. In dieſem waren einundzwanzig Nonnen angegeben; als er aber die Verſammelten mit den Augen zählend überlief, konnte er immer nur zwanzig herausbekommen. Er zählte noch einmal — daſſelbe Reſultat.

Um ſich unnütze Mühe zu erſparen, rief er die Perſonen namentlich auf; die Nonne Alberta fehlte. Auf die Frage des Kommiſſärs, warum dieſe nicht anweſend ſei, konnte er deutlich bemerken, daß ſämmtliche Nonnen in große Verlegenheit geriethen und die Aebtiſſin mit dem Beichtvater ſehr ſeltſame Blicke wechſelte. Dies veranlaßte ihn, ernſtlich auf das perſönliche Erſcheinen der Nonne zu dringen.

Die Aebtiſſin hatte ſich unterdeſſen gefaßt. Sie ſagte, daß der gegenwärtige Zuſtand der Nonne Alberta ihr perſönliches Erſcheinen unmöglich mache, da ſie gefährlich krank ſei. Der Kommiſſär, der nun einmal mißtrauiſch gemacht war und irgend eine Nichtswürdigkeit vermuthete, drang darauf, zur Kranken geführt zu werden, denn er wolle ſie ſehen. Nach vielen Ausflüchten rückte die Aebtiſſin endlich mit dem Geſtändniß heraus, daß die Abweſende in ſo hohem Grade wahnſinnig ſei, daß ſie gewiß Niemanden erkennen und ein Beſuch ganz nutzlos ſein würde.

Das ganz eigenthümliche und befremdende Benehmen der Nonnen, die blaß waren wie ein Tuch und ſo zitterten, daß ſie ſich kaum auf den Füßen halten konnten, veranlaßte den Regierungsbeamten, nach den näheren Umſtänden der Krankheit zu forſchen, und ſo erfuhr er denn, daß der gegenwärtige Kloſterarzt gar nichts von dem Wahnſinn der Nonne wiſſe. Sein Vorgänger habe die Krankheit für unheilbar erklärt und zur Wahrung der Ehre des Kloſters habe man die Sache geheim gehalten. Seit acht Jahren befinde ſich die Nonne Alberta in einem beklagenswerthen Zuſtande. Nähern Aufſchluß wollte ihm Niemand geben. Der Regierungsbeamte hielt es jedoch für ſeine Pflicht, der Sache

auf den Grund zu gehen und nach ernſtlichen Drohungen ließen ſich endlich zwei Nonnen dazu bewegen, ihn zu Alberta zu führen.

Sie leiteten ihn treppauf treppab durch eine Menge ſchmaler Gänge in eine Art von Hintergebäude, bis ſie endlich wieder vor einer Treppe ſtehen blieben. Der Kommiſſär wollte hinanſteigen, aber die Nonnen ſagten ihm, daß hier die Wohnung der Nonne Alberta ſei. Er entdeckte jedoch nichts, was nur entfernt einem Aufenthaltsort für Menſchen ähnlich ſah, und war ſtarr vor Erſtaunen, als die Nonnen auf einen Bretterverſchlag unter der Treppe wieſen, in welchem ſich ſelbſt ein Hund elend gefühlt haben würde.

Aus dieſem Verſchlage trat ein großes, bleichgelbes Mädchen von etwa fünfunddreißig Jahren hervor, mit bloßen Füßen und mit halbverfaulten Lumpen nur nothdürftig bekleidet. Die langen ſchwarzen Haare flatterten unordentlich um ihren Kopf und aus ihren tiefen Augenhöhlen blitzte in unheimlicher Glut ein dunkles Augenpaar, deſſen Feuer weder Leiden noch Thränen hatten erlöſchen können.

Die ganze Erſcheinung erweckte das tiefſte Mitleid. Mit herzzerreißendem Gewimmer warf ſich das arme Geſchöpf dem Kommiſſär zu Füßen, umklammerte ſeine Kniee und bat, ſie doch nicht wieder ſo entſetzlich zu geißeln. Als ſie aber die theilnehmende Miene des tieferſchütterten Mannes ſah, bat ſie um Rettung und Befreiung.

Ihre Reden waren abgeriſſen und verwirrt, und man ſah, daß die langen Leiden den Geiſt dieſes kräftigen Mädchens geſtört hatten. Sie wurde ſogleich in das Refektorium gebracht, wohin ſie nur ungern folgte, denn der Anblick ihrer weiblichen Henker konnte ſie nicht ermuthigen. — Der Kommiſſär befahl ſogleich, daß ihr reinliche Kleidung und ein gutes Bett gegeben würde und verließ am andern Tage in der heftigſten Entrüſtung das Kloſter,

nachdem er die Nonnen mit den ſchwerſten Strafen für die geringſte Mißhandlung der Alberta bedroht hatte.

Bald darauf begab ſich der Vicepräſident des damaligen Landeskollegiums, Graf Th..., mit dem Kommiſſär in das Kloſter. Die Lage des armen Mädchens hatte ſich aber leider wieder verändert und der Wahnſinn die Oberhand gewonnen. Sie ſprach ohne Zuſammenhang und gebrauchte eine Menge unfläthiger Worte. Die Oberin und die Nonnen konnten ihre hämiſche Schadenfreude nicht unterdrücken. Der Präſident, der dies bemerkte, hielt den entarteten Weibsbildern eine Predigt, wie ſie dieſelbe wohl noch niemals von einem ihrer gefälligen Patres gehört haben mochten und die deshalb auch einen tiefen Eindruck machte. Dann ſtieg er mit Alberta in einen bereit gehaltenen Miethwagen und brachte ſie in zweckmäßige Pflege.

Dieſe hatte auch einen guten Erfolg. Die körperliche Geſundheit kam wieder; aber nun zeigte ſich an ihr die Hyſterie, welche wohl der Hauptgrund ihres Wahnſinns geweſen ſein mochte, in einem furchtbaren Grade; ja ihre Begierde nach Befriedigung des Geſchlechtstriebes ging ſo weit, daß ſie die ſich ihr nähernden Männer mit Gewalt anpackte.

In den lichten Zwiſchenräumen gab ſie Aufſchluß über ihre Geſchichte. Sie war aus Würzburg, mitten im ſchönen Franken, wo ihr Vater ein ziemlich bedeutender Weinhändler war. In ſeinem Hauſe waren die Pfaffen willkommene Gäſte, und beſonders hatten ſich die barfüßigen Karmeliter, die in der Stadt ein Kloſter beſaßen, darin eingeniſtet.

Alberta wurde eine auffallende Schönheit. Wie es aber beſonders ſchönen Mädchen oft zu gehen pflegt, hatte ſie keine Neigung zur Häuslichkeit und ließ ſich lieber von den Herren den Hof machen. Bald ſpann ſie ein Liebesverhältniß an, welches durch den Reiz des Geheimniſſes noch anziehender wurde und damit endete, daß ſie ihre Jungfräulichkeit einbüßte.

Ihre Eltern, welche noch mehrere Kinder hatten, waren mit ihr sehr unzufrieden und wären sie gern aus dem Hause los gewesen. Unter solchen Verhältnissen fand der Vorschlag der Karmeliter, Alberta in ein Kloster zu schicken, bei ihnen bald Anklang. Alberta, leichtsinnig und bigott dabei, ließ sich durch Schmeichelcien und Drohungen bewegen, ihre Einwilligung zu geben und wurde in ein Kloster nach N—brg gebracht. Man empfing sie dort freundlich und behandelte sie auch während des Probejahrs recht gut, denn der Vater hatte versprochen, das seiner Tochter zukommende Vermögen an das Kloster zu zahlen.

Als sie aber das Gelübde abgelegt hatte und sich die Auszahlung des versprochenen Geldes verzögerte, ja sogar die Aussicht bevorstand, daß dieselbe niemals geschehen werde, da mußte es Alberta büßen, welche von den Nonnen schon wegen ihrer Schönheit und ihrer Abneigung gegen alle weiblichen Beschäftigungen gehaßt wurde.

Mit dem Zustande dieses Mädchens ging unterdessen eine traurige Veränderung vor. Das einsame Leben in der Zelle und der Mangel an theilnehmenden Umgebungen waren Veranlassung, daß sie fortwährend an ihren Geliebten dachte, von welchem sie durch Mönchskniffe getrennt worden war. Die Phantasie verweilt so gern bei vergangenen Freuden, besonders in trauriger Einsamkeit. Diese Phantasien nahmen aber bald eine für ihre Gesundheit bedenkliche Richtung. Sie hatte vom Baume der Erkenntniß gegessen, und die veränderte Lebensweise trug sehr viel dazu bei, ihre Sinnlichkeit aufzuregen.

Die Karmeliternonnen dürfen kein Fleisch essen, und ihre Nahrung besteht größtentheils aus stark gewürzten Mehlspeisen und Fischen, welche das Blut erhitzen und der Keuschheit nichts weniger als zuträglich sind. Alberta suchte ihre rebellischen Sinne durch Mittel zu besänftigen, welche gerade das Gegentheil bewirkten und wurde dadurch in einen solchen Zustand versetzt, daß sie sich endlich

genöthigt sah, sich dem Klosterarzt zu entdecken. Es war dazu fast zu spät, denn die Hysterie hatte sich beinahe zur Mannestollheit (Nymphomanie) ausgebildet.

Vielleicht wurden die Andeutungen des höchst achtbaren Arztes mißverstanden; vielleicht reizte auch das Pikante der Sache den Vorstand des männlichen Karmeliterhospiziums, kurz, er und die Oberin kamen dahin überein, daß er es versuchen solle, die Nonne zu kuriren. Er mußte der Oberin aber bald gestehen, daß er dieser Kur nicht gewachsen sei und rieth nun, es mit der Geißel und häufigem Fasten zu versuchen.

Aber das hieß Oel ins Feuer gießen. Die arme Nonne ging bei diesem Kampfe mit ihren Sinnen fast unter, und die Oberin, anstatt aufs Neue ärztliche Hilfe herbeizurufen, beschloß, sie von allen lebenden Wesen zu entfernen, damit der Ruf des Klosters nicht leide. Man brachte sie in den abscheulichen Verschlag unter der Treppe, gab ihr nicht einmal nothdürftige Nahrung und Kleidung und ließ sie täglich von boshaften Nonnen geißeln; so daß durch die schlechte Behandlung, welche sie acht Jahre lang zu erdulden hatte, ihre Krankheit in Wahnsinn überging. — Alberta wurde nicht wieder geheilt; sie endete ihr Leben in einem Irrenhause.

Es ist eine ziemlich bekannte Erfahrung, daß die Weiber im Allgemeinen weit grausamer sind, als Männer. Von der Grausamkeit der Nonnen will ich noch ein anderes, ebenfalls der neueren Zeit angehöriges Beispiel anführen.

Der Wundarzt Ferdinand Baumann, der in dem Dörfchen Hornstein in der Nähe einer Prämonstratenserabtei wohnte, hatte eine große Vorliebe für die Klöster, und dieselbe wurde von seiner Frau getheilt. Aus diesem Grunde beschlossen beide, ihre jüngste Tochter Magdalena „dem Himmel“ zu weihen, da die älteste große Geschicklichkeit und Neigung für die Landwirthschaft zeigte.

Der Hausfreund Baumanns war Abt der benachbarten Abtei,

und er bestärkte die Eltern noch in ihrem Entschlusse, ja verwendete sich selbst bei den Klarissinnen in der Hauptstadt für die künftige Aufnahme des Mädchens, und bewirkte, daß man von ihr eine nur mäßige Aussteuer verlangte. Magdalena wurde nun in allen einer Nonne dienlichen Geschicklichkeiten und auch in der Wundarzneikunst unterrichtet und meldete sich nach vollendetem sechzehnten Jahre zur Aufnahme.

Sie war ein wunderschönes Mädchen geworden und bezauberte alle Herzen durch ihr anmuthiges Wesen. Es fehlte ihr daher auch nicht an Freiern, unter denen der junge Rehling die redlichsten Absichten hatte und in keiner Hinsicht zu verwerfen war. Magdalena blieb aber fest bei ihrem Entschluß, ins Kloster zu gehen, in welchem sie durch ihre bigotte Mutter nur noch mehr bestärkt wurde.

Der Vater war wankend geworden, denn die seltsamen, schmunzelnden Mienen und die höchst sonderbaren Redensarten des Beichtvaters des Klosters, wie auch das habgierige Benehmen der Nonnen, erfüllten ihn mit bangen Besorgnissen, aber er hatte nicht Energie genug, der Mutter und den Pfaffen gegenüber fest aufzutreten.

Magdalena wurde eingekleidet und vor allen Dingen in die Mysterien des Geißelns eingeweiht, für welches das arme Mädcher bald anfing zu schwärmen. Die kleine Disciplin bestand aus 36, die große aus 300 Hieben auf Rücken und Hintern. — Das Noviziat ging zur Zufriedenheit vorüber, und Magdalena that Profeß zur Verzweiflung des jungen Rehling.

Sie sah aber bald allerlei Dinge, die ihr theils gar nicht gefielen, theils sehr befremdlich vorkamen; allein sie durfte ihre Bemerkungen nicht laut werden lassen. — Endlich kam das Fest der Himmelfahrt Mariä und mit ihm die große Disciplin, die sie nur der Theorie nach und im Allgemeinen kennen gelernt hatte. — Das Zimmer, in welchem die Geißelung vorgenommen wurde, war zwar

verdunkelt; allein durch die Ritzen der Fensterläden fiel Licht genug herein, um alles, was vorging, ziemlich genau erkennen zu lassen. Nur mit großem Widerwillen löste die schamhafte Jungfrau den Gürtel und entblößte den untadelhaften, wunderschönen Körper, an welchem sich die lüsternen Blicke der alten Klosterkatzen und der Aebtissin weideten.

Magdalena geißelte sich mit allem Eifer, bemerkte aber, daß es die andern Nonnen mehr wie eine Spielerei betrieben. Nur eine Nonne, Namens Griselda, übertrieb die Sache so sehr, daß das Blut über ihren Körper herabströmte und die Spitzen der Geißel an manchen Orten wohl einen Zoll tief in das Fleisch eingeschnitten hatten.

Magdalena, welche zur Klosterapothekerin ernannt worden war, eilte ihr zu Hilfe, und stellte sie in kurzer Zeit gänzlich wieder her. Sie hatte es aber nicht unterlassen können, Griselda aufzufordern, sich doch in der Folge nicht wieder so hart zu geißeln, und dies kam der Aebtissin zu Ohren, welche darüber sehr ungehalten wurde. Als sich Magdalena entschuldigen wollte, schrie sie dieselbe herrisch an und gebot ihr zu schweigen. Die Folge davon war ein erhöhter Bußeifer der Griselda. Diese fuhr nicht allein fort, sich so hart wie früher zu geißeln, sondern quälte sich auch dermaßen mit dem Cilizium — ein stachlichter Drathgürtel, der auf der bloßen Haut getragen wird —, daß die Stacheln tief in das Fleisch eingedrungen waren. Der herbeigerufene Wundarzt erklärte, daß nur die sorgfältigste Operation der Nonne das Leben retten könne, und nun erst verbot die Aebtissin, mit Gutbefinden des Beichtvaters, der Griselda auf das Strengste sich ferner so heftig zu geißeln.

Magdalena, der nun auch das Aderlassen und Schröpfen überlassen wurde, bemerkte bald, daß die erstere Operation mit der zweiundzwanzigjährigen Schwester Theodora fast jeden Monat vorgenommen werden mußte. Sie bemerkte dem Mädchen, daß ein

Digitized by Google

ſo großer Blutverluſt nothwendig die Waſſerſucht zur Folge habe, und die arme Nonne geſtand ihr weinend, daß ſie dies auf Befehl der Aebtiſſin thun müſſe, um die Wallungen des Blutes und die damit verbundenen wollüſtigen Träume und verbotenen Gelüſte, welche Folge des häufigen Geißelns wären, zu unterdrücken, was auch immer für kurze Zeit durch das Aderlaſſen gelinge. — Die Unterhaltung Magdalena's mit Theodora und andere ähnliche Dinge kamen der Aebtiſſin zu Ohren und erbitterten ſowohl dieſe als die ältern Nonnen.

Der Pater Beichtvater hatte ſeine Pläne auf das ſchöne Mädchen nicht aufgegeben, ſondern ging recht ſyſtematiſch zu Werke, zum Ziele zu gelangen. Auf ſeine Veranſtaltung wurde ſie zur Oberkrankenpflegerin des Kloſters ernannt, welcher Poſten ſie in häufigere Berührung mit dem Pater Olympius brachte, vor dem ſie indeſſen von einer wohlmeinenden Schweſter gewarnt wurde. Dieſer ſcheinheilige Schurke machte ihr allerlei geiſtliche Geſchenke und erwies ihr überhaupt ſo viel Aufmerkſamkeiten, daß die andern Nonnen neidiſch wurden. Magdalena ſuchte ſich von dem ihr übertragenen Amte loszumachen, nur um die Berührungen mit Pater Olympius zu vermeiden. Dieſer erkannte ſehr gut ihre Abſicht und machte ihr im Beichtſtuhl darüber heftige Vorwürfe, ſo daß ſie genöthigt war, denſelben zu verlaſſen.

Magdalena war nun bereits drei Jahre im Kloſter, und die Augen waren ihr vollſtändig geöffnet. Mit Schaudern erkannte ſie nun zu ſpät, daß der Weg zur Rückkehr in die Welt für ſie verſchloſſen ſei, und verfiel in tiefe Schwermuth. Häufig fand man ſie ſeufzend und in Thränen. Es fing ihr an Alles gleichgültig zu werden, und in ihrer Betrübniß achtete ſie nicht immer auf die vorgeſchriebenen Formen und beging allerlei Fehler, die mit leichten Bußen beſtraft wurden, welche ſie bei ihrer aufgereizten Stimmung ſehr erbitterten.

Zu dieſer Zeit war die Tochter eines andern Wundarztes

Nonne geworden, und da sie einige Proben von Geschicklichkeit abgelegt hatte, so nahm man Magdalena ihre bisherige Stelle und fing an, sie mit großer Geringschätzung zu behandeln. Man warf ihr die Geringfügigkeit des von ihr ins Kloster gebrachten Geldes vor und nannte sie ein lästiges, durchaus unnützes Geschöpf.

Nun ging dem armen Mädchen die Geduld aus. Anstatt die Vorwürfe ruhig hinzunehmen, antwortete sie heftig und mit Spott, und wollte nicht schweigen, wenn die parteiische Priorin ihr den Mund verbot. Alsbald wurde der Aebtissin dies widersetzliche Benehmen hinterbracht, und ihr Magdalena als ein durchaus boshaftes, zänkisches und ungehorsames Geschöpf geschildert. Die Aebtissin fuhr zornig auf und schrie: „Ein solches Benehmen soll dieser Bauerndirne nicht ungestraft hingehen; man muß ihr den Nacken beugen und sie durch Zwang in die Schranken der Ordnung bringen.“ Damit ließ sie Magdalena zu sich bescheiden.

Diese erschien und sah, daß bereits zwei stämmige Laienschwestern bei der Aebtissin waren; eine der Mägde hatte eine große Kinderruthe in der Hand. Die Aebtissin las Magdalena ordentlich den Text und kündigte ihr an, daß sie bestraft werden solle. Die Arme weinte und bat; Alles vergeblich. Endlich äußerte sie in ihrem Eifer, daß sie kein Kind und der Ruthe längst entwachsen, eine solche Züchtigung auch für eine Nonne unschicklich sei. Die Aebtissin ward immer zorniger und gebot Magdalena, die Erde zu küssen.

Diese war sehr bereit, dem Befehl Folge zu leisten, denn sie hoffte, daß es mit dieser Strafe für diesmal abgethan sein werde. Kaum lag sie aber auf der Erde, als sogleich eine der Laienschwestern über sie herfiel und sich auf ihren Rücken setzte, während die andere ihr das Gewand aufhob und die Ruthe tüchtig gebrauchte. Als dies vorüber war, mußte Magdalena der Aebtissin die Hände küssen und sich für die gnädige Strafe bedanken. Die Nonnen

ſtanden auf der Lauer und begleiteten ſie mit Hohngelächter, als Magdalena wieder in ihre Zelle ging.

Von nun an hatte die Unglückliche fortwährend von den Verfolgungen zu leiden, deren Ziel ſie durch die Feindſchaft der Aebtiſſin, der Priorin und des Beichtvaters geworden war.

Als ſie eines Abends nicht in ihrer Zelle war und in der ihrer einzigen Freundin Crescentia gefunden wurde, ſchleppte man ſie am andern Tage durch förmlichen Kapitelbeſchluß zur großen Disciplin. Doch damit war es noch nicht genug; es trafen ſie noch eine Menge anderer Strafen, darunter auch die Degradation von dem Nonnenrang zu dem einer Laienſchweſter.

Sie beging die Unvorſichtigkeit, einen Brief an ihre Eltern zu ſchreiben, in welchem ſie ihnen ihre grauenvolle Lage ſchilderte und auf die rührendſte Weiſe um Hülfe bat. Der Brief wurde aufgefangen und ſie gezwungen, einen andern lügenhaften abzuſchicken, den ihr der Pater Olympius in die Feder diktirt hatte. Für das Verrathen von Kloſtergeheimniſſen an Laien erhielt ſie abermals eine derbe Geißelung und wurde vier Wochen lang in den Thurm geſperrt, wo ſie einen Tag um den andern Waſſer und Brod erhielt.

Ihre Lage verſchlimmerte ſich noch, als die Aebtiſſin ſtarb und ihre Hauptfeindin, die Priorin, an deren Stelle kam. Vergeblich bat Magdalena um Rückgabe des ſchwarzen Nonnenſchleiers; ſie mußte nach wie vor als Laienmagd Dienſte in der Küche verrichten. Für jedes kleine Verſehen erhielt ſie hier die Ruthe, und als ſie einſtmals bei der Feier des Palmenfeſtes einen aus Blei gegoſſenen und fünfzig Pfund wiegenden „heiligen Geiſt“, weil derſelbe ihr zu ſchwer war, fallen ließ, ſo daß derſelbe zerbrach, erklärte dies Olympius für abſichtliche Bosheit, für ein Religionsverbrechen! Die Aermſte empfing in dem neben dem Refektorium gelegenen Gefängniſſe eine ſtarke Disciplin.

Um dieſe Zeit erhielt ſie Beſuch von einigen Verwandten,

welche ſie jedoch nur hinter der Klauſur ſprechen durfte. Was ſie geſprochen hatte, wurde unterſucht und man erklärte ſie für ein gänzlich verworfenes Geſchöpf. —

Die Sehnſucht nach „der Welt" wurde nun in Magdalena immer mächtiger, und ſie ſann auf Flucht. Sie war auch ſo glücklich, das Freie zu gewinnen, aber ſpäter wurde ſie ertappt und mußte wieder in das Kloſter zurückkehren, obgleich ein hoher Geiſtlicher, den ſie um Hülfe angerufen hatte, ſich für ſie verwendete.

Pater Olympius reizte die Aebtiſſin zu ſtets neuen Verfolgungen an, und Magdalena wurde endlich zum Gefängniß auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt. Als man ſie dorthin bringen wollte, wehrte ſie ſich mit der Kraft der Verzweiflung, und man mußte einen Franziskanerlaienbruder zur Hilfe rufen. — Durch dieſen Widerſtand erbittert, ließ ihr die Aebtiſſin in Gegenwart der Priorin in dem Gefängniß auf einem Bunde Stroh abermals ſehr derb die Ruthe geben.

Als einſt Magdalena's Gefängniß ausgebeſſert werden mußte, wurde ſie in ein benachbartes gebracht, in welchem die Schweſter Chriſtine nun ſchon dreizehn Jahre ſaß. Sie war zum Gerippe abgezehrt, vom Geißeln lahm und dem Wahnſinn nahe.

An Feſttagen wurde Magdalena zum Abendmahl in die Kirche gelaſſen und mußte monatlich einmal bei Pater Olympius beichten. Dieſer Schurke hatte ſeinen Verführungsplan noch immer nicht aufgegeben und drang mit unzüchtigen Anträgen in ſie; allein ſie ſchrie um Hülfe, und der Pater ſtellte ſich, als habe er ihr nur die Disciplin geben wollen. Um wenigſtens in etwas ſeinen Sinnen zu genügen, befahl ihr der heilige Mann, ſich zu entblößen; allein es kamen einige Schweſtern herbei, bei denen er ſein Betragen ſchlecht genug entſchuldigte.

Die Einkerkerung des unglücklichen Geſchöpfes hatte nun unter fortwährenden Mißhandlungen drei Jahre und acht Monate ge-

dauert, als endlich ein Schornsteinfeger, der in der Nähe ihres Gefängnisses arbeitete und Gewimmer hörte, die Sache der Obrigkeit anzeigte. Es wurde vom betreffenden Ministerium sogleich eine Kommission ernannt, welche in dem St. Klarenkloster eine Untersuchung anstellte.

Als man Magdalena ihre Freiheit ankündigte, weinte sie laut vor Freuden; allein die Aermste war so elend, daß sie sich kaum bewegen konnte. Man übergab sie sogleich dem Leibarzt des Kurfürsten und dem Hofwundarzt zur sorgfältigsten Pflege.

Das von Beiden über den Zustand des armen Mädchens abgegebene Gutachten sprach sich dahin aus: daß die unaufhörlichen Geißelungen ihr die heftigsten Schmerzen zugezogen hätten, an denen sie fortwährend leide, besonders bei verhärtetem Stuhlgange, ohne daß man dies als eine Wirkung der goldenen Ader betrachten könne. Durch die lange Einsperrung ohne alle Bewegung und durch die heftigen Schläge auf die muskulösen und tendinösen Theile der Schenkel und Füße seien diese entzündet, und da man bei ihr keine vertheilenden Mittel angewendet habe, so hätten sich diese Theile dermaßen verhärtet und zusammengezogen, daß sie gänzlich estorpirt und schwerlich Hoffnung vorhanden sei, sie wieder so weit zu heilen, daß sie ihre geraden Glieder wieder würde gebrauchen können.

Während ihrer ärztlichen Behandlung wurde Magdalena viermal verhört und es kamen alle im Kloster verübten Schändlichkeiten an den Tag, so sehr sich auch das Pfaffengezücht schlangengleich drehte und wand.

Eine Nonne, Namens Paschalia, die eben so wie Magdalena gequält worden war, sollte wahnsinnig geworden und an einem Nervenschlage gestorben sein; aber einige von den fünf Nonnen, die den Muth hatten, die Wahrheit zu gestehen, behaupteten, sie habe sich in der Verzweiflung im Gefängniß an ihrem Busenschleier erhängt. Daß man auf einen solchen Selbstmord von Seiten

Magdalena's ebenfalls gefaßt war, ergab ſich aus den Papieren der Abtei.

Obgleich alle Umſtände gegen die Aebtiſſin und ihr Gelichter ſprachen, obgleich ſich über Magdalena's Beſtrafung kein einziges Protokoll vorfand, — die Schuldigen wußten ſich doch ſo durchzulügen, daß ſie ohne Strafe davonkamen, und die einzige Folge dieſer Entdeckungen war eine Einſchränkung der Macht der Aebtiſſin und genauere Beaufſichtigung des Kloſters.

Magdalena ſollte zeitlebens im kurfürſtlichen Hoſpital bleiben, und wenn ſie geneſen würde, Freiheit haben, auszugehen, anſtändige Geſellſchaften zu beſuchen und zu empfangen. Das Klarenkloſter mußte ihr die nöthige Ausſtattung und außerdem jährlich zweihundert Gulden geben.

Erſt nach fünf bis ſechs Jahren konnte Magdalena wieder gehen, und ihr geknickter Körper erholte ſich allmälig. Im Kloſtergefängniß hatte ſie im Fall der Befreiung eine Wallfahrt nach Loretto gelobt. Dieſe unternahm ſie nun mit Erlaubniß der Behörde; allein ſie kehrte nicht mehr in ihre Heimath zurück. Im Auguſt 1778 ſtarb ſie fünfundvierzig Jahre alt, in einem Krankenſpital zu Narni in Italien.

Trotz ſolcher Erfahrungen gibt es doch noch heute Klöſter! Und daß in denſelben noch ähnliche Schandthaten verübt werden, beweiſen die Schriften von Sebaſtian Ammann, Rafaello Ciocci und Andern.

Von der Liebloſigkeit, mit welcher Kranke in den Klöſtern behandelt werden, hat uns ebenfalls Ammann folgendes Beiſpiel erzählt: — „Im Kloſter Solothurn litt P. Theophil an einem ungeheuren Leiſtenbruch ſo ſchmerzhaft, daß er verzweifelte. Man legte ihn in einem Zimmer neben der Küche auf einen Strohſack und ließ ihn da zappeln. Niemand beſuchte ihn, als der Kloſterknecht, der ihm dreimal des Tages Eſſen zutrug. Ich habe in den letzten Jahren ſeines Lebens nie einen Arzt bei ihm geſehen.

Seine Unterleibsbeſchwerden, das erſchreckliche Elend und die gänzliche Verlaſſenheit mögen ihm ſein martervolles Leben unerträglich gemacht haben. — An einem Tage vor dem Mittagseſſen, um halb elf Uhr, war ich noch bei ihm und fand ihn äußerſt ſchwermüthig; es iſt aber gewiß, daß er um elf Uhr noch lebte. Um halb zwölf Uhr wollte der Kloſterknabe die Speiſegeſchirre bei P. Theophil abholen und fand ihn an der Zimmerdecke aufgeknüpft leblos. Als wir die Anzeige von dieſem Unglück hörten, ſprangen wir Alle vom Tiſche auf; ich war der erſte bei ihm und wollte mit einem Meſſer das Handtuch zerſchneiden, an dem er hing; aber P. Guardian Raimund unterſagte mir dies, weil es Schade um das Handtuch ſei. Man ging lieber langſam zu Werke, weil man keine Rettung verſuchen wollte. Seine Hände und Füße waren noch ganz warm, und ich verlangte, daß man auf der Stelle einen Arzt herhole, damit man die möglichſten Anſtalten zum Wiedererwecken des vielleicht noch nicht Entſeelten treffe. Allein P. Raimund tobte und verbot die Herbeirufung eines Arztes aufs Strengſte, weil es ein erſchreckliches Aergerniß abſetze, wenn es unter die Weltlichen käme, es habe ſich ein Kapuziner erhängt. Keine Bürſte wurde zum Reiben ſeines Leibes angewandt, ſondern man legte den Leichnam ohne Weiteres auf einen Todtenſarg und machte bekannt, P. Theophil ſei an einem Schlagfluß (Apoplexie) geſtorben."

Ein anderes Beiſpiel, wie ſchnell die Pfaffen diejenigen zu expediren wiſſen, die ihnen unbequem oder gefährlich werden, erzählt Rafaello Ciocci.

Don Alberico Amatori, Bibliothekar im Kloſter Santa Croce di Geruſalemme zu Rom, war durch das Leſen der Bibel von vielen Irrthümern und Mißbräuchen der römiſchen Kirche überzeugt worden. Er und fünfzehn ihm gleich geſinnte Mönche, darunter Rafaello Ciocci, unterſchrieben eine Eingabe an den Ordensgeneral Nivardi Taſſini, in welcher ſie um Einräumung

eines bequemen Kloſters baten, wo ſie nach ihrer Ueberzeugung leben konnten.

Alle dieſe Mönche ſchienen mit dem Charakter ihrer Mutter Kirche ſehr ſchlecht bekannt zu ſein, da ſie einfältig genug waren zu glauben, daß dieſelbe auch nur im Entfernteſten daran denken könne, ihre Wünſche zu erfüllen. Der unerhörte Vorſchlag erregte allgemeines Entſetzen! Amatori wurde vor ein Tribunal gefordert, und mit Entrüſtung vernahmen die geiſtlichen Herren, daß er à la Luther die Bibel zur Grundlage des ganzen Kirchenweſens machen wolle. Man gebot ihm Schweigen, um die Sache nicht öffentlich werden zu laſſen, und faßte im Geheimen einen Entſchluß über das Schickſal der ketzeriſchen Mönche.

Der Mönch Stramucci wurde ins Kloſter San Severin in den Sümpfen geſchickt, wo er in Folge „der ungeſunden Luft," oder durch anderes Zuthun, nach Verlauf weniger Monate von einem ſtarken Mann in ein Gerippe verwandelt war. Don Andrea Gigli wurde nach Rom berufen. Er war damals ſehr geſund; allein er nahm täglich mehr ab und nach zwei Monaten wurde er eines Morgens todt im Bett gefunden. — Don Eugenio Ghioni blieb in Rom; aber nach vier Monaten ſtarb auch er, erſt 31 Jahre alt. — Don Marian Gabrielli, ein blühender Jüngling, ſtarb ebenfalls. Alle dieſe Krankheiten nannte man „Auszehrung!" — Der Abt Bucciarelli, ein Mann von herkuliſcher Geſtalt, ſtarb nach kurzer Krankheit von nur drei Tagen. Der Abt Berti hatte nach zwei Monaten einen „Fieberanfall" und ſtarb nach einer Krankheit von zehn Tagen. — Don Antonio Baldini bekam nach Verlauf von 34 Tagen furchtbare Krämpfe und ſtarb. — Die übrigen ſechs kämpften Monate lang zwiſchen Leben und Tod. Nur Don Alberico und Ciocci blieben lange Zeit von dem geheimnißvollen Todesengel unberührt.

Aber die Rache zögerte nur, ſie ſchlief nicht. Eines Abends

nach dem Eſſen bekam Ciocci ſchreckliche Krämpfe im Magen und ein furchtbares Brennen in Bruſt und Gurgel. In wenigen Minuten war er ſchwarzgelb im Geſicht und vor den Mund trat ihm Schaum. — Die herbeilaufenden Mönche ſchrieen, daß er beſeſſen ſei und verſuchten nun ihren abgeſchmackten Hokuspokus mit Weihwaſſer und Reliquien, wodurch der Kranke, der dieſen Unſinn verabſcheute, nur geärgert wurde. Endlich kam ein Arzt, aber nicht der gewöhnliche, ſondern wie man ſagte, der nächſte, den man habe finden können. Er gab Ciocci eine Arznei, wodurch aber die Schmerzen ſogleich noch bedeutend vermehrt wurden.

Ciocci beſtand nun darauf, daß man den gewöhnlichen Kloſterarzt holen ſolle, der ſein Freund war, und da man wahrſcheinlich hoffte, daß er zu ſpät kommen werde, ſchaffte man ihn auch herbei. Nachdem derſelbe ſich etwas orientirt hatte, betrachtete er die vom erſten Arzt gegebene Arznei, von der noch einige Tropfen im Glaſe waren, und voll Zorn und Entſetzen warf er ſie nach der Unterſuchung und einem bedeutungsvollen „Aha" zum Fenſter hinaus. — Durch die zweckmäßigen Mittel, welche der wackere Mann anwendete, wurde Ciocci gerettet.

In demſelben Kloſter wurde eines Tages der Novizenlehrer Pacifico Bartoci, der ſich durch ſeine Strenge verhaßt gemacht hatte, im innern, offenen Hofe des Kloſters von unbekannter Hand mit einem Steine auf den linken Schlaf getroffen, daß er in Folge der erhaltenen Verletzung zehn Tage darauf ſtarb *).

Man bemerke wohl, daß hier nicht vom Mittelalter, ſondern von der Zeit zwiſchen 1835 und 1845 die Rede iſt, und daß dieſe oder ähnliche Nichtswürdigkeiten noch ebenſo wahrſcheinlich heutigen Tages ſtattfinden.

---

*) Ungerechtigkeiten und Grauſamkeit der römiſchen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. Erzählung von Raffaele Ciocci. Altenburg bei Pierer.

Ich würde die mir gesteckten Grenzen zu sehr überschreiten, wenn ich auch nur einen kleinen Theil der mir noch bekannten im Kloster begangenen Schandthaten anführen wollte, deshalb übergehe ich auch die sehr interessante Geschichte des Urban Grandier, der durch die nichtswürdigsten Chikanen auf den Scheiterhaufen gebracht wurde, weil er die Begierden einer Aebtissin und ihrer Nonnen zu Loudun nicht befriedigen wollte. Einer unserer besten Romanschriftsteller, Willibald Alexis, hat diesen Stoff zu einem Roman bearbeitet.

Ein in den Klöstern gebräuchliches Sprüchwort sagt: „Man kommt zusammen, ohne sich zu kennen, man lebt mit einander, ohne sich zu lieben und stirbt, ohne beweint zu werden.“ Ein unter solchen Verhältnissen bestehendes Zusammenleben mußte den bessern unter den Mönchen zur Hölle werden, und mancher arme Pater, den seine bigotten Eltern dem Klosterleben in früher Jugend geopfert hatten, sprach mit heißen Thränen den Wunsch aus, daß ihn die Mutter bei der Geburt doch lieber ersäuft, als in ein Kloster geschickt haben möchte.

Zur Zeit als das Klosterleben in seiner höchsten Blüthe war, etwa im elften Jahrhundert, herrschte unter den Menschen eine wahre Wuth, ins Kloster zu gehen; nur als Mönch glaubte man der Seligkeit gewiß zu sein. Hermann, Herzog von Zähringen, schlich sich in Bauernkleidung vom Fürstenstuhl ins Kloster zu Clugny und diente demselben als Schweinehirt bis an seinen Tod, wo erst sein Stand bekannt wurde. Der Mann eignete sich ganz gewiß besser zum Schweinehirten als zum regierenden Fürsten und es war schön von ihm, daß er seinen Beruf erkannte.

Doch nicht alle trieb Andacht oder Demuth ins Kloster; viele suchten in demselben weiter nichts, als ein faules, lüderliches Leben, was sie auch meist in reichem Maße fanden. Das Gelübde der Keuschheit, welches den Laien immer als das schrecklichste erschien,

betrachtete man in sehr vielen Klöstern als eine leere Form, und Saul, der Abt des Klosters zur heiligen Maria im Bisthum Mondennadi in Spanien, verwandelte dasselbe geradezu in ein Bordell.

Sogar das Konkubinat, ja selbst die Ehe, waren unter den Mönchen nicht selten. Im zehnten Jahrhundert lebten in manchen Klöstern die Aebte und sämmtliche Mönche im Konkubinat oder in förmlicher Ehe und statteten ihre Söhne und Töchter mit Klostergütern aus. Unter Abt Hadamar von Fulda waren die meisten Mönche verheirathet.

Doch wir brauchen nicht so weit ins graue Mittelalter hinauf zu steigen; dergleichen Fälle kamen noch in neuerer Zeit vor. Im Jahre 1563 fand man in vielen Klöstern Niederöstreichs Eheweiber, Konkubinen und Kinder der Mönche, und noch vor einigen zwanzig Jahren hielt der Prälat Augustin Bloch in der Schweiz ein allerliebstes Kammermädchen, welches als Student verkleidet war.

Doch ich wollte es diesen Klosterherren gern verzeihen, wenn sie ihre Schätzchen hinter den heiligen Mauern sittsam verbergen; davon hat die Welt eben keinen Schaden; aber mehr Unheil richten sie an, wenn sie ihre Verführungskünste außerhalb derselben wirken lassen. Um dies thun zu können, müssen sie die Grundsätze lockern, kurz die sinnlichen Ausschweifungen als höchst unbedeutende, kleine Verirrungen hinstellen, besonders wenn sie mit einem Pater begangen werden.

Wo die Mönche zu Hause sind, da gibt es fast kein Bürger- oder Bauernhaus, wo nicht ein Pater der Hausfreund ist. Kommt der heilige Mann, dann lecken ihm die Alten die schmutzigen Hände und die Kinder liegen auf den Knieen, bis er seinen Segen ertheilt hat. Das Beste wird nun dem geehrten Gaste vorgesetzt, und wenn die Leute auch zu arm sind, sich selbst ein Glas Wein zu gönnen, so ist doch gewiß eins für den heiligen Mann bereit. Er läßt es

ſich gut ſchmecken, denn die armen Leute würden es ja für Verachtung auslegen, wenn er ihre Gaben verſchmähte! Welch Geſicht ſchneidet er aber, wenn das gewöhnliche Glas Wein, oder ſeine Leibſpeiſe fehlen!

„Was die Töchter der Luſt den Wüſtlingen der Welt, das ſind die Mönche den Betſchweſtern und den Stillen im Lande," denn dieſe Herren haben Tugenden, welche Frauen zu ſchätzen wiſſen und ſind — verſchwiegen. Vor einem ſolchen heiligen Manne brauchen ſie ſich ihrer Sündhaftigkeit nicht zu ſchämen, denn die Beichte zwingt ſie ja, die geheimſten Sünden zu ſagen. Dieſe Beichte wird daher von den Mönchen ſehr heilig gehalten. Denjenigen, der das Beichtgeheimniß verletzt, treffen die ſchrecklichſten Strafen und ſelbſt vor den weltlichen Gerichten, — was auch ganz in der Ordnung iſt. Das Gericht zu Toulouſe ließ 1579 einen Prieſter enthaupten, welcher einen ihm in der Beichte anvertrauten Mord der Behörde anzeigte. Der Mörder blieb unbeſtraft. Man geräth in Verlegenheit zu entſcheiden, wie man über dieſes Urtheil urtheilen ſoll.

Mönche ſind nicht allein ſehr liebevolle, ſondern auch ſehr bequeme Hausfreunde. Mag ein junger Burſch ein Mädchen gern, dann braucht er ſich nur an ſeinen Herrn Pater zu wenden, dann wird ſich die Sache ſchon machen. Mit der kleinen Sünde wird es ſich ſchon finden, denn der fromme Herr hat einen Ueberfluß an Abſolution, und wenn man noch ſo oft ſündigte, eine Beichte, — und man iſt wieder rein wie ein neugebornes Kind! Man glaube daher ja nicht, daß die Beichte dazu beiträgt, die Sittlichkeit zu befördern; wozu ſie benutzt wird, davon werden wir im nächſten Kapitel einige Beiſpiele ſehen.

So leicht nun die Mönche geſchlechtliche Verirrungen nehmen, ſo ſtrenge ſind ſie, wenn Jemand das Faſten gebrochen hat, und es iſt empörend, wenn wir leſen, daß die reiche Abtei St. Claude in Burgund im Jahre 1629 einem gewiſſen Guillon den Kopf

abschlagen ließ, — weil der arme Mann während einer Hungersnoth zur Fastenzeit sich ein Stück Pferdefleisch vom Schindanger geholt hatte!

Starb ein Abt, so waren die lüderlichen Mönche darauf bedacht, einen solchen an die erledigte Stelle zu setzen, von dem sie nicht besorgen durften, daß er sie in ihrer Lebensweise störe. Die Wahl traf daher nicht selten das lüderlichste Subjekt des ganzen Klosters.

Johann Busch erzählt, daß die Mönche eines Klosters nach dem Tode des Abtes zur Wahl eines andern schritten, der dem Verstorbenen an Tugenden gleiche. Die meisten Stimmen hatte ein Pater, der nicht anwesend war, sondern während der Wahl in der Schenke saß und soff. Da man ihn von diesem angenehmen Orte nicht weglocken konnte, so ging eine Deputation der Mönche dorthin, ihm das Ergebniß der Wahl zu verkündigen. Erst nach langem Bitten ließ er sich bewegen, die neue Würde anzunehmen. Als es geschehen war, wurde ein großes Gastmahl gehalten, bei dem alle Mönche mit ihren Conkubinen sich volltranken. Während sie so betrunken waren, daß sie nichts sahen und hörten, kam Feuer aus und die ganze feiste, lüderliche Gesellschaft verbrannte lebendigen Leibes.

Obwohl nun die Mönche unzählige gefällige Nonnen hatten — in Deutschland gab es allein 200,000 — so sind sie doch besonders lüstern nach Kindern der Welt. Oft gerathen sie dadurch freilich in arge Verlegenheiten, welche Spott und Hohn oder unendliche Prügel zur Folge haben.

Der Abt des Klosters zu Guldholm bei Schleswig hatte ein Liebchen in der Stadt, bei welchem er oftmals die Nacht zuzubringen pflegte. Gewöhnlich nahm er des bessern Scheins wegen einen vertrauten Pater mit. Dieser wurde ihm endlich unbequem und er ließ den Begleiter zu Hause. Dies verdroß denselben und echt mönchisch dachte er sogleich auf Rache.

Als nun der Abt wieder einmal die Nacht bei seiner Geliebten zubrachte, weckte der boshafte Mönch das ganze Kloster und rief: Dominus noster Abbas mortuus est in anima. Die Mönche deuteten das auf den leiblichen Tod des Abts, und das war es eben, was der Pater wollte. Alsbald zog man mitten in der Nacht mit Fackeln, Kreuz und Fahne an den bezeichneten Ort, um die Leiche des Abts einzuholen, und war nicht wenig überrascht, den frommen Herrn anstatt auf der Todtenbahre, bei seiner Buhlerin zu finden.

Doch ich brauche abermals nicht so weit zurückzugehen; die neuere Zeit liefert Beweise dieser Art in Menge, und Ammann, der dreißig Jahre im Kloster war, führt deren eine Menge an.

Im Jahre 1832 pflegte ein Pater Namens Amadäus jedes Mal, wenn er sich unter einem frommen Vorwand entfernen konnte, die Nacht bei einem berüchtigten Frauenzimmer in Mels zuzubringen. Um den frommen Heuchler auf der That zu ertappen, lauerten ihm einst einige junge Burschen auf und erwischten ihn richtig in den Armen der Buhlerin. Im Triumph schleppten sie ihn nach dem Kloster und die Versetzung nach Schwyz war seine ganze Strafe.

Zwei andere Klostergeistliche, Pater Augustin, Pfarrer in Tußnang, und P. Benedikt, Pfarrer in Bettwiesen, verführten viele Frauen und gingen ganz ungescheut in ihre Häuser unter dem Vorwande, daß sie die Sterbesakramente dorthin zu bringen hätten.

In mehreren Orten der Schweiz, wo Klöster waren, wagte sich kein Frauenzimmer am Abend auf die Straße, denn die brünstigen Pfaffen fielen sie förmlich an, und ihre viehische Geilheit schonte selbst nicht unreife Kinder.

Pater Friedrich aus dem Kapuzinerkloster in Appenzell hatte sich, so lange er noch bloßer Frater war und nicht das Kloster verlassen durfte, mit unnatürlichen Ausschweifungen be-

holfen; als er aber Pater wurde und mehr Freiheit hatte, verlangte er nach natürlichen. — Eines Tags zog er von Appenzell nach dem Flecken Teufen in das St. Gallerland, um in einigen katholischen Gemeinden zu predigen und Beichte zu hören. Als er nicht weit von Teufen sich einem Walde näherte, lief ihm ein Mädchen nach und bat ihn um ein Heiligenbildchen, wie die Kinder überall, wenn sie einen Kapuziner sehen, zu thun pflegen. — Pater Friedrich zog ein gemaltes Bildchen aus seiner Kapuze, zeigte es dem Mädchen und versprach es ihm zu schenken, wenn es weiter mit ihm kommen wollte. Auf diese Weise lockte er das unschuldige Kind in den Wald. Sobald er dasselbe in ein Gebüsch gebracht hatte, verübte er an ihm die brutalste Nothzucht.

Das kleine Mädchen schrie um Hülfe und sein Vater, der seine Stimme hörte und erkannte, eilte auf das Schnellste herbei und ertappte den geilen Pfaffen auf der That. Er behielt Mäßigung genug, dem Mönche nicht auf der Stelle den verdienten Lohn zu geben, machte aber sogleich Anzeige von der schändlichen Handlung des Paters. Dieser wurde festgenommen und nach Troegen gebracht, wo man die Sache gerichtlich untersuchte. Es ergab sich, daß das arme Kind geschändet und bedeutend verletzt war.

Höchst merkwürdig sind die Ansichten, welche den Pater zu diesem Verbrechen leiteten, die aber fast von allen Mönchen in den Klöstern getheilt werden. Er glaubte, die Reformirten wären alle so schlecht, daß sie nichts für Sünde hielten, und daß bei ihnen Alles erlaubt sei, weil sie nicht beichten müssen! Daher meinte er denn, in den Augen derselben kein Verbrechen zu begehen, wenn er ein reformirtes Kind nothzüchtige!

Der Pater wäre zur öffentlichen Ausstellung an den Pranger und zum Staupenschlag, oder zu einer großen Geldbuße verurtheilt worden, wenn sich der damalige Landammann, Joseph Anton Bischofsberger, des Schurken nicht auf das Angelegentlichste

angenommen hätte. Er kam also ohne die verdiente Strafe davon*).

Diese Pfaffenlüderlichkeit ekelt mich an und wahrscheinlich auch die Leser; allein der Vollständigkeit wegen muß ich doch noch einige Worte über die in den Klöstern herrschenden unnatürlichen Laster sagen, welche traurige Folgen des schändlichen Cölibats sind.

Ammann behauptet, daß unter 200 Kapuzinern wenigstens 150 Onanisten sind. Er ist darüber ein kompetenter Richter, denn nur ein Kapuziner konnte diese so genau kennen, als es bei ihm der Fall ist.

Im Kloster Fischingen trieb ein gewisser Pater Berchthold sein Wesen, dessen hauptsächliches Geschäft es zu sein schien, Klosterschüler und junge Mönche zu verführen. Absichtlich hörte er die Beichte nicht in einem öffentlichen Beichtstuhl, sondern in einem dunkeln Winkel, und viele Knaben, die ihm hier beichteten, klagten, daß er sie habe verführen wollen; allein der Guardian nahm davon nicht die mindeste Notiz. Berchthold wurde natürlich immer dreister und trieb sein abscheuliches Laster so ungescheut, daß man doch endlich gezwungen war, ihn auf seine Zelle zu beschränken und zu versetzen.

Als Ammann eben die Gelübde abgelegt hatte, schlich dieser Knabenschänder auch in der Nacht zu ihm, setzte sich auf sein Bett, holte eine Flasche Schnaps und einiges Gebäck hervor und begann, ihm von seinen Siegen über die Frauen zu erzählen. Als Ammann ihn bat, von etwas Anderem zu reden, oder seine Zelle zu verlassen, sagte er: „Ja es ist eitel, von solchen guten Bissen zu reden, die wir einmal nicht haben können. Doch können wir

*) Wer die tolle Wirthschaft, welche die Pfaffen in der Schweiz mit den Bürgerfrauen und Mädchen treiben, genau kennen lernen will, der lese das Büchelchen von Ammann, welches ich weiter oben anführte.

einander auch Freude machen." — — Ammann wurde endlich genöthigt, durch Klopfen an der dünnen Seitenwand der Zelle Hülfe herbei zu rufen, worauf ihn der Verführer verließ.

An die Stelle dieses saubern P. Berchthold kam P. Joseph aus Freiburg. Dieser war noch ärger als sein Vorgänger, indem er sich nicht allein durch das oben bezeichnete Laster, sondern auch noch durch seine verschmitzte Heuchelei und raffinirte Bosheit auszeichnete.

Dieser Schandbube wurde niemals bestraft, sondern nur versetzt, wodurch nur Veranlassung gegeben wurde, daß sich seine abscheuliche Wirksamkeit immer mehr verbreitete.

In Sursen hatte dieser P. Joseph einen bildschönen Jüngling so sehr entkräftet, daß derselbe unter den schrecklichsten Schmerzen starb und noch auf dem Sterbebette seinen Verführer und Mörder verfluchte.

Dieses unnatürliche Laster ist bei Mönchen und selbst bei weltlichen katholischen Geistlichen in der Schweiz sehr gewöhnlich, und im Jahre 1835 wurden zwei derselben, Professor Schär und Kaplan Eisenring, in Städtchen Wyl wegen Sodomiterei zur Untersuchung gezogen und später zum Zuchthause verurtheilt. Es gelang ihnen aber, ins Ausland zu entfliehen.

Das Verhör ergab die abscheulichsten Thatsachen, und das Publikum wollte anfangs gar nicht glauben, daß diese Männer, welche Stifter und Bezirkspräsidenten des katholischen Vereins waren, solche Schandthaten begangen haben konnten. Sie wurden durch Ammann selbst angeklagt, der sich dadurch viele Feinde machte.

Diese Untersuchung hatte noch eine andere Entdeckung zur Folge. Ein sechszehnjähriger Knabe kam zu Ammann und entdeckte ihm, daß der Prior der Karthause zu Ittlingen im Thurgau mit ihm noch weit schändlichere Dinge getrieben, als sie Schär und Eisenring zur Last gelegt wurden. Er habe, durch den Prior

beschwichtigt, nicht geglaubt, eine so große Sünde zu begehen, aber jetzt sei ihm die Sache klar, da jene Beiden dafür zum Zuchthaus verurtheilt wären.

Aehnliche Thatsachen würden ans Tageslicht kommen, wenn wir einmal von den Klöstern anderer Länder so genaue und offenherzige Schilderungen erhielten, wie sie uns Ammann und Rafael Ciocci von der Schweiz und von Rom geliefert haben. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß die Mönche in andern Gegenden sittenreiner sind, denn dieselben Ursachen erzeugen gewöhnlich auch dieselben Wirkungen, höchstens mit einigen, in der Hauptsache nichts ändernden Variationen.

Und solchen Männern sollen wir unsere Kinder zur Erziehung anvertrauen!? Haben die Regierungen nicht den Muth und den Willen, das Volk von dieser moralischen Pest zu befreien, so muß sich jeder Familienvater selbst helfen. Die Zeiten haben sich wesentlich geändert und keine Regierung wagt es mehr, die Unterthanen in die Kirche zu treiben, oder sie zu zwingen, zur Beichte zu gehen. Uebt sie auch noch einen Zwang aus auf solche Bürger, die Staatsdienste suchen, so sollten doch wenigstens diejenigen, welche ihre eigenen Herren sind, ihr Haus gegen den Einfluß lüderlicher, scheinheiliger Pfaffen bewahren, und durch vernünftige Lehren im Hause den in der Schule erhaltenen Unterricht unschädlich machen, wenn die Regierung nämlich darauf besteht, den Besuch sogenannter konfessioneller Schulen zu erzwingen. Wenn das Volk es ernstlich verlangt, wird nicht nur die Schule von dem Einfluß der Kirche befreit werden, sondern der Staat wird auch aufhören, sich um die Religion seiner Unterthanen weiter zu bekümmern, als es zum Schutz der kein Gesetz verletzenden Ausübung der verschiedenen Religionen nöthig ist.

Werft zunächst die Pfaffen aus den Häusern und aus den Schulen und den unvernünftigen Glauben aus dem Herzen, — das Weitere findet sich von selbst.

VII.

Der Beichtstuhl.

Tout homme est homme, et les Moines sur tous.

La Fontaine.

Eine der sinnreichsten und verderblichsten Erfindungen der römischen Kirche ist die Ohrenbeichte. Mit Hülfe derselben hat sie lange die Welt regiert ohne große Kosten und Beschwerden. Ueber den hohen Werth derselben herrscht nur eine Stimme und selbst der Ketzer Marnix von St. Aldegonde meinte schon vor dreihundert Jahren, daß dieselbe der Kirche nehmen, ihr die Augen ausstechen heiße. Er sagte nämlich: — „denn diese Ohrenbeichte ist ihr unzweifelhaft ein Paar Augen werth: nämlich das eine braucht sie, um alle Heimlichkeiten und verborgenen Anschläge aller Könige und Fürsten dieser Welt zu erfahren, wodurch sie in den friedlichen Besitz aller Regierungen und Herrschaften gekommen ist. Das andere gebraucht sie, um damit in die Busen der jungen Mädchen und betrübten Frauen zu sehen und zu tasten, und dadurch ihre Heimlichkeiten zu ergründen und zu erfahren, und ihnen darnach solche liebe Buße aufzuerlegen, daß ihre geängstigten Gewissen getröstet und ihre Herzen merklich erleichtert werden. O wie manchmal haben die heiligen Pfaffen und Mönche den betrübten und unfruchtbaren Weibchen in ihrer Ohrenbeichte so guten Rath gegeben, daß sie dadurch bald fröhliche Mütter geworden sind, und von derselbigen Zeit an zu ihren heiligen Beichtvätern solche innige Liebe wie zu ihren eigenen Männern selbst bekommen haben."

Ich habe schon in den vorhergehenden Kapiteln hin und wie-

der von der Beichte geredet. Ich will mir nicht die unnütze Mühe geben zu beweisen, daß die Ohrenbeichte ihre Rechtfertigung nicht in den Evangelien findet, denn die zu ihren Gunsten angeführten Stellen begründen sie ungefähr in derselben Weise, wie mit der Stelle des Psalms „Lobet den Herrn mit Pauken," das Geißeln. Die Ohrenbeichte war eben, wie das Fegfeuer und andere sinnreiche Erfindungen ähnlicher Art, eines der vielen Mittel, durch welche sich die römische Kirche die Herrschaft über die Menschen erwarb.

Das Beichtgeheimniß sollte heilig gehalten werden; allein die Jesuiten hatten darüber ihre besondere Ansicht und es ist bewiesen, daß sie den Inhalt der Beichte ihren Vorgesetzten mittheilten, besonders wenn sie für die Erhaltung und das Beste ihres Ordens zweckmäßig erschien. Um überall zu herrschen und die Fäden der Regierung in der Hand zu haben, waren sie stets auf das Eifrigste bestrebt zu bewirken, daß Jesuiten als Beichtväter regierender Fürsten oder sonstiger sehr einflußreicher Personen angestellt wurden. Da sie in Bezug auf Sünden sehr spitzfindig und tolerant waren, so nahm man sie auch gern als Beichtväter an.

Jesuiten durften nichts schreiben und veröffentlichen ohne Zustimmung ihrer Vorgesetzten; was also von irgend einem dem Orden Angehörigen veröffentlicht wurde, kann als ein Ausdruck der in demselben gut geheißenen Ansicht betrachtet werden. Obwohl ich aus den Werken der Jesuiten eine sehr reichhaltige, interessante Auswahl von Stellen treffen könnte, über deren Moral sich jeder rechtliche Mensch entsetzen würde, so begnüge ich mich doch damit, nur einige wenige anzuführen, die hinreichend begründen, weshalb die Jesuiten als Beichtväter gern gewählt wurden.

„Die erste Regel sei: So oft Worte ihrer Bedeutung nach zweideutig sind, oder verschiedene Sinne zulassen, ist es keine Lüge, selbige in dem Sinne zu gebrauchen, den der Sprechende mit ihnen verbinden will; obschon die Zuhörenden und der, dem man schwört,

ſelbige in einem andern Sinne nehmen — ja ob auch der Sprechende von keiner gerechten Sache geleitet werde.“ (Sanchez opus mor. Lib. I. cap. 9 n. 13 pag. 26).

Zwei Seiten ſpäter, nachdem der gelehrte Jeſuit verſchiedene Arten erlaubter Lügen ausgeführt hat, ſagt er: „Ja, es iſt dies von großem Nutzen, um Vieles verdecken zu können, was verdeckt werden muß, aber ohne Lüge nicht verdeckt werden könnte, wenn nicht dieſe Art und Weiſe geſtattet wäre. — — Man hat aber gerechte Urſache, ſich ſolcher Zweideutigkeiten zu bedienen, ſo oft dies nothwendig und nützlich iſt, um das Heil des Körpers, die Ehre und das Vermögen zu ſchützen: oder zur Uebung irgend einer andern Tugend.“ —

„Es iſt erlaubt, denjenigen zu tödten, von dem man gewiß weiß, daß er ſofort einem nach dem Leben ſtellt, ſo daß eine Frau z. B., wenn ſie weiß, daß ſie in der Nacht von ihrem Manne getödtet wird, und nicht entfliehen kann, jenem zuvorkommen darf.“

Und weiter hin:

„So oft Jemand zu Folge des oben Geſagten ein Recht hat, einen Andern zu tödten: dann kann dies auch ein Anderer für ihn thun, wenn dies die chriſtliche Liebe anräth.“ (Busenbaum: Med. Theolog. mor. L. III. Tract. IV. D. V. et VIII. Praec. n. X. ibid.)

„Iſt einem Beichtvater, der eine Frau oder einen Mann zu verzeihlichen böſen Handlungen verlockt, das Begehen einer ſchweren Schuld beizumeſſen? — Die Hände oder die Brüſte einer Frau zu berühren, mit den Fingern zu kneifen und zu zwacken: das ſind in Betreff der Keuſchheit läßliche Sünden, wenn es zur bloßen Ergötzlichkeit ohne weitere Abſicht oder Gefahr der Befleckung vorgenommen wird.“ (Escobar: Theol. mor. Tract. V. Exam II. Cap. V. n. 110 pag. 608).

„„Wie verhält es ſich rückſichtlich des Beiſchlafes mit der Verlobten eines Anderen?““ — „Er überſchreitet nicht die gewöhnliche

Hurerei, weil ſie noch nicht die Frau jenes Mannes iſt (ibid. Tract. I. pag. 141)."

„An mortiferum, virile membrum in os uxoris immittene? Negat Sanchez tom. 3. de Matr. tom. 3 lib. 9 d. 17. n. 15. At cum aliis auderem objicere tanto Doctori, id non esse simpliciter osculum pudendorum, sed quendam ad peccatum diversae speciei, id est, praeposteram venerem ausum. (Escobar: Theol. mor. Tract. I. Exam VIII. Cap. III. n. 69. pag. 148).

„Wer nur äußerlich geſchworen hat, ohne den Vorſatz „zu ſchwören," iſt nicht gebunden (es ſei denn des etwaigen Skandales wegen) da er nicht geſchworen hat, ſondern (mit dem Eide) geſpielt hat." (Busenbaum: Medull. Theol. lib. III. Tract. II. De II. Dec. Praec. dubium IV. (An in juramento liceat uti aequivocatione n. V. pag. 143).

„Iſt derjenige, der zum erſtenmale Hurerei treibt, verbunden, dieſen Umſtand in der Beichte zu entdecken? — Jungfrauen ſind hierzu wegen der Defloration verbunden; aber Jünglinge nicht." So meint Suarez. Jedoch halte ich es mit Vasquez für wahrſcheinlicher, daß auch eine Jungfrau nicht dazu verbunden iſt, ſei es ſelbſt, daß ſie noch unter elterlicher Gewalt ſtehe, da, wenn die Jungfrau freiwillig einwilliget, ihre Hurerei keine Schändung iſt; ſie begeht kein Unrecht, weder gegen ſich ſelbſt, noch gegen ihre Eltern, da ſie die Herrin ihrer Jungfrauſchaft iſt. (Escobar. Theol. mor. Exam. II. Cap. VI. n. 41. pag. 13).

Die Fehler eines Fürſten können, vornehmlich im zarten Alter, durch gute Erziehung gebeſſert werden (wodurch oft verdorbene Naturen gezügelt und umgewandelt worden ſind). Aber wenn dies nicht gehen ſollte, und Bitten und Mühe erfolglos bleiben: ſo halte ich dafür, daß man ſie überſehe, ſo weit dies das öffentliche Wohl geſtattet, und die verderbten Sitten des Fürſten nur

Privatſachen berühren; dagegen wenn er den Staat in Gefahr bringt, wenn er ſich als Verächter der väterlichen Religion zeigt und ſich nicht beſſern will, ſo halte ich dafür, daß man ihn ab= und einen Andern einſetze, was, wie wir wiſſen, in Spanien nicht blos einmal geſchehen iſt. Wie ein gereiztes Thier muß er durch Aller Geſchoſſe angegriffen werden, weil er die Menſchlichkeit verleugnet und zum Tyrannen geworden iſt. (Mariani: de rege et regis institutione lib. I. Cap. III.)

„Ob es erlaubt iſt, einen Tyrannen mit Gift zu tödten?" — Es iſt rühmlich, dieſes ganze peſtartige und verderbliche Geſchlecht aus der Geſellſchaft der Menſchen zu vertilgen. — — Und Beiſpiele ſolcher Morde giebt es viele, ſowohl in alter, als neuer Zeit. Es iſt zwar ſchwer, einem Fürſten Gift zu miſchen, indem er von ſeinem Hofe umgeben iſt und zudem die Speiſen vorher koſten läßt. Wenn ſich aber dazu eine günſtige Gelegenheit darbietet: wer ſollte da ſo ſpitzfindig und ſubtil ſein, daß er unter beiden Todesarten einen Unterſchied zu machen ſuchte? — Mariani ibid.*)

Dieſe Proben der Jeſuitenmoral, die ich bedeutend vermehren könnte, auf den Beichtſtuhl angewandt, erklären es hinlänglich, warum Jeſuiten als Beichtväter Glück machten. Der Beichtſtuhl wurde zur Erreichung politiſcher und kirchlicher Zwecke benutzt, aber hauptſächlich diente er den Pfaffen dazu, ihre Lüſternheit zu befriedigen.

---

*) Die Erlaubniß dies Buch zu drucken lautet:

Stephanus Hojeda Visitator Societatis Jesu in provincia Toletana, potestate facta a nostro patre Generali Claudio Aquaviva, do facultatem, ut imprimantur libri tres, quos de Rege et Regis institutione composuit P. Johannes Mariana, ejusdem Societatis, quippe approbatos prius a viris doctis et gravibus ex eodem nostro ordine. In cujus rei fidem has literas dedi meo nomine subscriptas, et mei officii sigillo munitas. Madriti in collegio nostro quarto Nonos Decembris MDLXXXXVIII.

Stephanus Hojeda, Visitator.

Schon im Jahre 428 hatte Papſt Cöleſtin es für nöthig gefunden, Strafe darauf zu ſetzen, wenn Geiſtliche ihre Beichtkinder zur Unzucht verführten. Dergleichen Fälle kamen unendlich oft vor und mit dieſen Beichtſtuhlgeſchichten könnte man Folianten füllen.

Poggio Bracciolini, von dem ich ſchon früher redete, erzählt, daß die Beichtſtühle dazu benutzt wurden, die Mädchen und verheiratheten Frauen zu verführen. Beichtete eine derſelben, daß ſie ſich eine fleiſchliche Schwachheit habe zu Schulden kommen laſſen, ſo kam es ſehr häufig vor, daß ihr der fromme Beichtvater die unzüchtigſten Anträge machte. Um ſich das Verführungswerk zu erleichtern, verfehlten ſie denn nicht, den lüſternen Kindern recht überzeugend vorzureden, daß ein Bischen Unzucht mit einem frommen Geiſtlichen ſo gut wie nichts zu bedeuten habe, und daß die Sünde hundert Mal kleiner ſei, als wenn ſie mit einem fremden Ehemanne begangen würde.

Anſiniro, ein Auguſtinereremit zu Padua, hatte alle ſeine Beichttöchter verführt. Die Sache wurde ruchbar und er deshalb angeklagt. Vor Gericht drang man ſehr ernſtlich in ihn, alle diejenigen anzugeben, welche ihm den Willen gethan. Er nannte eine große Menge von Mädchen und Frauen aus den angeſehenſten Familien, ſtockte dann aber plötzlich und wollte nicht weiter reden. Der Sekretär, der ihn vernahm, bedrohte ihn mit den härteſten Strafen, wenn er nicht die Wahrheit reden und in ſeinem Bekenntniß fortfahren werde. So gedrängt nannte der Pater auch den Namen, welchen er verſchweigen wollte und man kann ſich die Ueberraſchung des Sekretärs denken, als er den ſeiner eigenen für ſo tugendhaft gehaltenen Frau hörte!

Hin und wieder kamen die Pfaffen auch ſchlimm an. Ein Prieſter, dem eine hübſche Frau beichtete, fand den Platz hinter dem Altar ſehr bequem und wollte ſie bewegen, hier ſeinem unzüchtigen Gelüſte zu genügen. Die Frau äußerte, daß ſie den

Platz nicht anständig finde, versprach aber, an einem andern Orte seine Wünsche zu erfüllen und schickte ihm als Liebespfand eine sehr schöne Torte und eine Flasche guten Wein. Der erfreute Pfaffe dachte zwei Fliegen mit einer Klappe zu treffen und überreichte die herrliche Torte seinem Bischof, der damit bei einem Gastmahl seine Tafel zierte. Als man sie aufschnitt, fand man darin, was man gewöhnlich nicht dem Beichtstuhl, sondern dem Nachtstuhl anvertraut.

Man forschte natürlich nach dem Ursprung dieser schmutzigen Ueberraschung und dieser ergab sich bald aus der Untersuchung.

Kein Ort war den geilen Pfaffen zu heilig und die Regierungen mußten dieselben oft strafen, weil sie einen Altar oder einen andern für heilig geltenden Ort als Sopha betrachtet hatten. Ein Kaplan zu Solothurn beging selbst die schreiende Sünde, die Orgel zum Schauplatz seiner unerlaubten Freuden zu wählen!

Wäre die Kirche nicht stets darauf bedacht gewesen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und ihre frommen Diener so viel als thunlich für die mancherlei mit ihrem Amte verbundenen Entbehrungen zu entschädigen, dann hätte sie dem Skandal schnell ein Ende machen können. Sie hätten nur zu verordnen brauchen, daß die Weiber bei Weibern, statt bei Männern beichteten; aber wahrscheinlich fürchteten sie, daß die Weiber nicht schweigen könnten.

„Mensch bleibt Mensch und ein Pfaffe vorzüglich.“ Ich würde auch lieber das Sündenregister eines schönen Mädchens mit anhören, als das eines alten Mannes und hin und wieder würde ich wahrscheinlich auch schwach genug sein, die gemachten Entdeckungen zu meinem Privatvortheil zu benutzen; allein ich bin auch kein Priester. Wüßte ich es nicht aus andern Quellen, so würde mich schon die Ermahnung des heiligen Borromäus an die Pfaffen lehren, daß sehr viele von diesen die Beichte der Weiber lieber hörten, als die der Männer. Der Heilige, der stets des

oben angeführten Motto's eingedenk iſt, ſchreibt den Beichtvätern vor, alle Thüren zu öffnen, wenn ſie die Beichte irgend einer Weibsperſon anzuhören hätten; er ſchlägt ihnen vor, irgend einen Vers aus den Pſalmen, zum Beiſpiel cor mundum crea in su Domine, an einem freien Ort anzuſchreiben, wo er ihnen beſtändig vor Augen wäre und ſie ihn bei vorkommenden Verſuchungen gleichſam als Zauberformel oder als Retro Satanas gebrauchen könnten. —

Von dem Geißeln habe ich ſchon geredet. Da dieſes nicht ohne Entblößung ſtattfinden konnte, ſo iſt es begreiflich, daß es die lüſternen Pfaffen ſehr bald bei der Beichte einführten. Anfänglich begnügten ſie ſich damit, die Geißelung als Buße *vorzuſchreiben*; allein gar bald maßten ſie ſich das Recht an, dieſelbe *eigenhändig* zu ertheilen. Dies wurde von der Kirche ſelbſt als ein Mißbrauch angeſehen und Papſt Hadrian I., der im Jahre 772 Papſt wurde, verordnet: „Der Biſchof, Prieſter und der Diakon, ſollen diejenigen, welche geſündigt haben, nicht geißeln.“

Die Verordnung fruchtete jedoch nichts. Die Geiſtlichen ließen ſich das angenehme Recht nicht nehmen, beſonders da ſie darin durch hochſtehende Prälaten unterſtützt wurden, und der ſchon früher genannte Kanzler der römiſchen Kirche, Kardinal *Pullus*, nicht das geringſte Bedenken trug, nicht allein das Geißeln zu empfehlen, ſondern auch ſogar öffentlich bekannt zu machen, daß die völlige Entkleidung der Büßenden und ihr Niederwerfen zu den Füßen des Beichtvaters ſelbſt in den Augen Gottes das Verdienſt des Sünders vermehre, da es noch Kennzeichen äußerſter Demuth und Erniedrigung wären.

Solche Lehren trugen den Pfaffen gute Früchte. Das Hintertheil eines Mannes zu zerbläuen konnte, wenn derſelbe eine hohe Stellung in der Welt hatte, allenfalls ihrem Stolze und ihrer Eitelkeit ſchmeicheln; allein dieſe Strafe bei Frauen anzuwenden,

hatte für den Schönheitsſinn der Pfaffen einen weit höheren Reiz, und alle Mittel, welche der Kirche zu Gebote ſtanden, wurden angewandt, die natürliche Schamhaftigkeit der Weiber und Mädchen zu beſiegen.

Bei der Schamhaftigkeit fällt mir eine Anekdote ein, die zu ſpaßhaft iſt, als daß ich ſie den Leſern vorenthalten ſollte. In den vierziger Jahren kam ein junges Mädchen zu dem katholiſchen Pfarrer eines Ortes, um bei ihm zu beichten. Nachdem ſie allerlei unbedeutende Sünden geſtanden hatte, ſtockte ſie und wurde feuerroth. Der Pfarrer ermahnte väterlich fortzufahren, aber das verſchämte Mädchen ſagte, daß es ihr unmöglich ſei, ihm hier ihre Sünden zu bekennen. Der gute Geiſtliche, dem dergleichen wohl ſchon oft vorgekommen ſein mochte, fragte, ob ſie ihm lieber zu Hauſe beichten wolle, wo ſie weniger beobachtet wäre, und das Mädchen erklärte ſich ſeufzend bereit dazu.

Zur beſtimmten Stunde erſchien ſie auf dem Zimmer des Herrn Pfarrers, der ſie mit einiger Unruhe und Neugierde erwartet hatte. „Nun mein Kind, wir ſind allein, was iſts, das dich drückt? — Die Mutter Kirche hat Troſt; habe Zutrauen u. ſ. w.“ — Ach Herr Pfarrer, ich kanns nicht ſagen, erwidert die kleine Unſchuld und hält den Schürzenzipfel vor das Geſicht. — „Nun, mein Gott, es wird doch keine Todſünde ſein! — Ach nein, aber — „Nur offen heraus, was iſts?“ — Ach, ich habe mit meinem Liebſten etwas — etwas gemacht! — „Nun, was denn, mein Kind?“ — Ach, ich kanns wahrhaftig nicht ſagen. — „Nun, hat er vielleicht das gethan?“ fragte der Pfarrer, indem er ihr in die Backen kneipt, um ihr das Geſtändniß zu erleichtern. — Ach nein? — „Oder vielleicht das?“ — wobei er den Arm um ihre Taille legt und ihr einen Kuß auf den Mund drückt. — Das Mädchen ſchüttelt beſtändig mit dem Kopf und der Pfarrer, ein noch junger Mann, glüht im Geſichte beinahe ebenſo ſehr, wie ſeine verſchämte Beichttochter. — Er wird in ſeinem heiligen

Eifer immer hitziger und versucht alles Mögliche, was der Geliebte nur mit ihr gethan haben konnte, und da sie fortwährend beharrlich schüttelt, so schreitet er sogar zum Alleräußersten, in der vollen Ueberzeugung, daß er nun das Richtige getroffen habe. Aber wie groß ist sein Erstaunen, als er auf seine Frage ein abermaliges Kopfschütteln als Antwort erhielt. — „Nun, ins Satans Namen," bricht er los, „was hast du denn mit ihm gemacht!" — Ach Herr Pfarrer — — ich habe — ihn krank gemacht! — Ich überlasse es den Lesern, sich das Gesicht des guten Pfarrers auszumalen. —

Auf solche Weise verfuhren nun wohl nicht alle römisch-katholischen Geistlichen, um die Schamhaftigkeit ihrer Beichtkinder zu besiegen; bei den meisten gelang es ihnen durch biblische Spitzfindigkeiten, und wo dieselben nicht helfen wollten, mit Verweigerung der Absolution und Androhung der ganzen Teufelsküche. Zu solchen äußersten Mitteln brauchten die heiligen Väter indessen nur selten zu schreiten, denn die Beichte ist schon an und für sich ein höchst wirksames Mittel zur Ertödtung der Scham.

Das Mädchen oder die Frau, welche einem fremden Manne die geheimsten Regungen ihrer Sinnlichkeit und die dadurch hervorgebrachten Wirkungen mit allen Details — so verlangen es häufig die lüsternen Beichtväter — schildern kann, kostet es auch keine große Ueberwindung sich vor demselben zu entblößen; wer die nackte Seele gesehen hat, mag auch den nackten Körper sehen! —

Weigerte sich indessen dennoch eine Beichttochter und wollte nicht daran glauben, daß die Pfaffen ein Recht dazu hätten, die Entblößung zu verlangen, dann entgegneten diese ihnen, daß Christus gesagt habe: Gehet hin und zeiget euch den Priestern; wollte es eine andere unschicklich und anstößig finden, dann antwortete man ihr: „Ach Larifari! Adam und Eva waren im Paradiese nackt und am Auferstehungstage werden wir keine Hosen

tragen.“ So kam es allmälig ſo weit, daß man gar nichts mehr darin fand, wenn ein Beichtvater einem Mädchen oder einer Frau mit eigener Hand die Ruthe gab.

Die Pfaffen ſtanden ſchon ſeit den älteſten Zeiten mit vollem Recht in ſchlechtem Ruf und es iſt daher wohl begreiflich, daß die Ehemänner ziemlich unruhig waren, wenn ihre Frauen zur Beichte gingen. Selbſt ſehr fromme und heilige Bücher enthalten darüber höchſt ergötzliche Geſchichten, wenn ſie auch meiſtens ernſthaft langweilig und im ſchrecklichſten Mönchslatein erzählt ſind.

In einem Buche von Scotus, betitelt Mensa philosophica, findet ſich zum Beiſpiel die folgende:

Einem Weibe, welches eben in den Beichtſtuhl ging, um ihre Sünden zu bekennen, folgte im Geheimen ihr Ehemann nach, da ihn die Eiferſucht plagte, zu welcher er auch wohl gute Gründe haben mochte. Er verbarg ſich in der Kirche ſo, daß er ſeine Frau genau beobachten konnte; aber kaum ſah er ſie von dem Beichtvater hinter den Altar führen, als er ſehr eifrig hervorſtürzte und demſelben vorſtellte, daß ſeine Frau viel zu zart ſie, die Geißelung auszuhalten; ſolle aber einmal gegeißelt werden, nun dann erbiete er ſich, die Strafe auf ſich zu nehmen. Die Frau war ſehr vergnügt über dieſen Vorſchlag und der Beichtvater willigte ein. Kaum hatte ſich der Mann vor dieſem niedergeworfen und in die gehörige Geißelpoſitur geſetzt, ſo rief ſeine Frau: „Nun ehrwürdiger Vater, haut nur recht tüchtig zu, denn ich bin eine ſehr große Sünderin!“ —

Nach den Beiſpielen von den Wirkungen des Cölibats auf die Geiſtlichen, welche ich in den vorigen Kapiteln gegeben habe, werden es die Leſer ſehr natürlich finden, daß dieſe Art und Weiſe der beichtväterlichen Abſolution zu unendlich vielen Mißbräuchen Veranlaſſung gab. Die Zahl der davon bekannten Beiſpiele iſt unendlich groß, obgleich die Pfaffen ſtets bemüht waren, dergleichen Erzählungen als Verläumdungen hinzuſtellen. Ich

könnte eine ganze Galerie davon aufführen, begnüge mich aber damit, nur einige Geſchichten dieſer Art zu erzählen, deren Wahrheit bis in die kleinſten Details durch gerichtliche Unterſuchungen ans Tageslicht gekommen iſt, und weil ſie mir ganz vorzüglich geeignet ſcheinen, die römiſch-katholiſchen Geiſtlichen und ihre Beichte zu illuſtriren.

Die erſte davon iſt die von dem Bruder Cornelius Adrianſen zu Brügge. Derſelbe war zu Dortrecht geboren. Seine Eltern beſtimmten ihn zum geiſtlichen Stande, und nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, kam er im Jahre 1548 nach Brügge in das dortige Franziskanerkloſter. Bald entdeckte man in ihm eine Menge theologiſcher Kenntniſſe und eine ganz beſondere Gabe „populär" zu predigen, wodurch ſeine Obern bewogen wurden, ihm das Predigeramt anzuvertrauen.

Seine Predigten waren ganz eigenthümlicher Art, und man wird ſie am beſten beurtheilen können, wenn ich ein Bruchſtück aus einer derſelben mittheile. Seine Reden wurden übrigens ſchon bei ſeinen Lebzeiten geſammelt und zum Ergötzen der Ketzer in den Niederlanden im Druck herausgegeben.

Am 15. Dezember 1560 ereiferte er ſich ſehr, weil einige angeſehene deutſch-proteſtantiſchen Prediger und Anhänger der Augsburgiſchen Konfeſſion nach Antwerpen gekommen waren. Nachdem er einen Theil des Textes ausgelegt hatte, ergriff er die Gelegenheit, ſeinem Grimm über die Ketzer Luft zu machen. Er brüllte wie verrückt: „Bah! ich möchte beinah vor Zorn und Tollheit aus der Haut fahren! Ah Bah! da ſind nun zu Antwerpen, dem hölliſchen Pfuhl, dem teufliſchen Abgrund, wo alles verfluchte Gift und ſtinkender Unflath zuſammen kommt, wiederum neue Verräther, Verführer, Betrüger, neue Schelme und Böſewichter aus dem verdammten und verfluchten Deutſchland angekommen, und vermeinen in dieſen edeln Niederlanden, — die ſich jederzeit ſo ſtandhaft im chriſtlichen Glauben gehalten, bis die magern, dürren,

ledernen deutſchen Arſchkerben ihre beſchiſſene Supplikation übergeben — ihre Augsburgiſche Konfeſſion einzuführen und fortzupflanzen. Bah, ſeht doch wie ſchnell ſie mit ihrer teufliſchen Augsburgiſchen Konfeſſion gelaufen kommen, ſobald ſie gehört, daß dieſe verfluchten Geuſen die Religion verändern wollen! Ei ja, eben recht! wie? wir ſitzen da und warten darauf, bis ihr kommt? Bah! alles bereit? Ah bah, es iſt zu verwundern, wie ihr ſo lange geblieben ſeid mit eurer ſchönen Konfeſſion von Augsburg, welche erſtlich ſo ſüß, lieb und betrüglich von dem falſchen, verdammten, hölliſchen Ketzer, dem unbeſtändigen Zweifalter und Wetterhahn Philipp Melanchthon verfaßt und zuſammengeſtellt, dann aber mit ſeinem teufliſchen, hölliſchen Gift ſo verdorben und nach ſeinem ketzeriſchen Sinn verfälſcht worden, daß auch die Zwinglianer, Calviniſten und Sakramentirer ſich damit behelfen und vertheidigen können und wollen. Darum ſcheiß ich in die Augsburgiſche Konfeſſion! Bah! die Zeit ſoll noch kommen, daß dieſe Konfeſſion an den Galgen gehängt und mit Koth und Dreck ſoll beworfen werden, ja daß alle Katholiſchen den Arſch daran wiſchen werden; bah, ſo ſehet! — Ah bah! die Wiedertäuferei iſt tauſend Mal beſſer als die Konfeſſion von Augsburg. Bah! Gott ſchände die Augsburgiſche Konfeſſion, bah! der Teufel hole die Augsburgiſche Konfeſſion! Wie, was meint ihr, daß wir toll und thöricht ſein und daß wir uns ſo von dieſen ledernen Arſchkerben ſollen überteufeln und äffen laſſen, von dieſen deutſchen Verräthern, den erſten Abtrünnigen und Ausgebannten von der römiſch-katholiſchen Kirche?“ u. ſ. w.

Seine Predigten wimmelten von Unfläthereien, von denen die obigen nur eine beſcheidene Probe ſind, und hörte er, daß man ſich darüber aufgehalten habe, dann ſchrie er von der Kanzel wie beſeſſen: „Bah, darum haltet das Maul und laßt mich predigen, was mir der heilige Geiſt eingiebt.“ Er übte indeſſen einen bedeutenden Einfluß auf den großen Haufen aus und ſeine Predigten

waren beſonders geſchickt dazu, den Haß gegen die Proteſtanten zum Fanatismus anzufachen. Einſtmals predigte er gar, „daß man den ſchwangern Weibern der Ketzer den Leib aufſchneiden ſolle, um die Kinder, ehe ſie geboren wären, zu verbrennen.“

Dieſe Predigten fallen indeſſen ſchon in eine ſpätere Zeit. Bald nach Antritt ſeines Predigeramtes hatte er ſein Augenmerk auf einen andern Gegenſtand gerichtet, — nämlich auf die ſchönen Mädchen und Frauen von Brügge. Er fing an, gegen das eheliche Leben zu predigen und ſetzte es mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln herab; denn es ſei faſt nicht möglich, als Verheiratheter ſelig zu werden. Dagegen konnte er die Jungfräulichkeit nicht hoch genug preiſen und verhieß den Mädchen, welche darin beharren würden, ganz gewiß die Seligkeit.

Heutzutage würde man darüber ſelbſt in ſtreng katholiſchen Ländern lachen und höchſtens einige verhimmelnde Ebelianiſche Seelenbräute würden vielleicht in dem guten Pater den ſehr fleiſchgewordenen Paraklet ſehen; aber damals, als die meiſten Leute noch eine ungeheure Sorge um ihr „Seelenheil“ hatten, verurſachten ſeine Predigten einen ſolchen Aufruhr unter den Weibern in Brügge, daß alle Männer die Geduld verloren, denn ihre Frauen flohen ſie förmlich und die Mädchen beſchloſſen, in ihrem Leben nicht zu heirathen. — Doch „der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.“ Die armen Frauen geriethen in Verzweiflung und liefen zu Bruder Cornelius, um ſich Troſt und Rath zu holen. Dieſer hörte ſie freundlich an und belehrte ſie über die Mittel, durch welche es möglich ſei, im ehelichen Stande fortzuleben, ohne vom Teufel geholt zu werden. Zunächſt, ſagte er, ſei es nöthig „der Begierde und dem Gefallen an dem fleiſchlichen Werke der Ehe“ zu widerſtehen, wenn auch dem Werk, oder der Ausübung ſelbſt nicht. „Denn,“ argumentirte er, „das Werk an und für ſich iſt von Gott angeordnet, aber die verdorbene ausgeartete Natur hat es verunreinigt, befleckt, beſchmutzt

und verunehrt mit ihren schlechten, faulen, fleischlichen Affekten und Neigungen." Darum sollten sie denselben durchaus widerstehen und das eheliche Werk ausüben, als übten sie es nicht aus. Dies war nun freilich für die meisten ein unmögliches und übermenschliches Ding, besonders wenn sie ihre Männer lieb hatten und täglich kamen sie zu ihm mit weinenden Augen und beklommenem Herzen.

Zu denen, die weder jung noch sonderlich hübsch waren, sagte er, daß sie ihre Anfechtungen und Uebertretungen ihrem Pastor oder Beichtvater sehr genau und ausführlich berichten müßten, damit sie ihnen vergeben würden und sie Absolution bekämen; aber zu denen, die er für seine Betgenossenschaft (deuotarship) wünschte, sagte er: weil sie nun solchen innerlichen Sünden und Gebrechen ihres Körpers nicht widerstehen könnten, so wäre es nöthig, daß derselbe gekasteiet werde mit einer äußerlichen Strafe oder Pönitenz. Die betrübten Frauen willigten sehr gern darin, sich derselben zu unterziehen.

Hierauf sagte er ihnen, daß sie sich ganz und gar unter seine Aufsicht und seinen Gehorsam begeben müßten, und als sie auch damit einverstanden waren, gab er ihnen eine Regel, nach welcher sie alle Monate auf einen bestimmten Tag bei ihm mit Bewilligung ihrer Männer zur Beichte erscheinen und in welcher sie ihm ihre Uebertretungen mittheilen mußten.

Als sie nun die Regel angenommen hatten und bei ihm zur Beichte erschienen, gebot er ihnen bei dem Gelübde ihres Gehorsams, alle unkeuschen Gedanken, Begierden und Handlungen, die sie hatten und begingen, ungeschmückt, frei heraus, ohne Scham zu gestehen; je glatter, unverhohlener, gröber und genauer, je besser: damit er im Stande sei, sie davon zu säubern, reinigen, purgiren, absolviren und deshalb zu kasteien und strafen. Dies thaten denn die Frauen ebenfalls. „Nun, wohlan, meine Töchter," sagte Cornelius darauf, für diese heimlichen und unkeuschen fleischlichen Sünden

des Körpers gehört ſich auch eine heimliche Säuberung, Purgirung, Reinigung (er liebte es ſehr, wohl fünf bis ſechs Synonyme hinter einander zu gebrauchen) und heilige Disziplin oder ſekrete Pönitenz, welche vor den Augen der Menſchen verborgen gehalten werden muß, weil ſie nicht verſtehen und begreifen was geiſtlich iſt; ja ſie würden ſich darüber aufhalten und Aergerniß nehmen, wenn ſie es wüßten; ſo ſind ſie durch die Verderbtheit des Fleiſches in ihren Anſichten und Begriffen verwirrt, geblendet und geſchändet. Darum, meine Töchter, legt die Hand auf eure Bruſt und ſchwört bei Gott und allen Heiligen, daß ihr dieſe heimliche Disziplin oder heilige, ſekrete Pönitenz weder euern Männern, noch euern Eltern, noch irgend einem der weltlich geſinnten Menſchen, noch irgend einem Geiſtlichen, ſei es in der Beichte oder anders, nicht zu erkennen geben und offenbaren wollt."

Nachdem nun die Frauen dieſen Eid geleiſtet hatten, nahm er ſie als Büßerinnen und Disziplintöchter an und hieß ſie, in das Haus der Nätherin Calle de Naighe, ſeiner Vertrauten, ſtets durch die Vorderthür zu gehen; denn dieſes Haus hatte von der Seite des Kloſters her ebenfalls einen Eingang, ſo daß diejenigen, welche Bruder Cornelius durch denſelben hinein gehen ſahen, die Frauen nicht ſahen und umgekehrt.

Als nun die frommen Frauen das erſte Mal zu der Nätherin kamen, gab ſie jeder derſelben eine Ruthe und hieß ſie dieſelbe in das Disziplinzimmer tragen, das nächſte Mal aber ſelbſt Beſen zu kaufen und davon eine Ruthe mitzubringen.

Als Cornelius in das Disziplinzimmer zu ſeinen Beichttöchtern eintrat, ſagte er: „Nun, wohlan, meine Töchter, damit ihr dieſe heilige Disziplin oder ſekrete Pönitenz bequem empfangen könnt, iſt es nöthig, daß ihr euern Körper entblößt; darum befehle ich euch bei dem Gelübde eures Gehorſams, daß ihr euch entkleidet."

Als die Frauen ſeinen Willen erfüllt hatten, mußten ſie ihm

selbst die Ruthe in die Hand geben und ihn demüthig bitten, daß er ihren sündigen Körper disziplinire und kasteie, was er denn sehr bedächtig mit einer Anzahl Schläge that, die eben nicht wehe thun konnten. Diese Handlung begleitete er mit allerlei vom Geißeln handelnden Reden aus alten Büchern und sagte unter Anderem: daß Gott die Demuth der Büßenden, die sich nackt auszögen, lieber habe, als die Heftigkeit der Schläge.

Im Winter, wenn es zu kalt war, um sich nackt auszuziehen, mußten seine Disziplinkinder sich auf einem großen Kissen niederlegen; Bruder Cornelius hob ihnen den Rock auf und disziplinirte sie auf diese Weise. Ebenso machte er es auch im Sommer mit denjenigen Frauen, die nicht lange von Hause wegbleiben konnten, oder mit Wittwen, die lange unter seiner Disziplin gestanden hatten und an deren Bußwerkzeugen er sich bereits satt gesehen hatte; ja zuletzt ließ er wohl zu, daß diese die Disziplin von seiner Vertrauten, der Nätherin, empfingen.

Daß die Wittwen, die bereits vom Baum der Erkenntniß gegessen, Anfechtungen hatten, nahm er als selbstverständlich an, und interessirte sich vor allen Dingen für ihre Träume, die sie ihm stets ganz genau erzählen mußten.

Ehe er aber die verheiratheten Frauen und Wittwen zu seiner Bußanstalt heranzog, hatte er schon längst eine Disziplinschule von jungen Mädchen errichtet, bei der ich mich etwas länger aufhalten muß, da sich dabei die ganze Schändlichkeit des nichtswürdigen Pfaffen offenbart und weil es Jungfrauen waren, die den alten lüsternen Sünder zu Schanden machten und sein Treiben zur Untersuchung brachten. —

Abbé Parny in seiner köstlichen Satire „La guerre des Dieux," in welcher die Heidengötter von der heiligen Dreieinigkeit mit den himmlischen Heerschaaren besiegt werden, hat den köstlichen Einfall, alle Satyrn und Faune, der alten Heidenzeit die Stammväter der Mönche werden zu lassen. Der witzige

Abbé kannte gewiß viele Mönche von der Art des Bruder Cornelius.

Im Jahre 1553 befand ſich unter den Frauen, welche täglich die Predigten des Bruders Cornelius beſuchten, eine fromme und geachtete Wittwe mit ihrem ſchönen und geſcheidten Töchterchen. Dieſe machten die Bekanntſchaft einiger jungen Mädchen, die ſchon lange zu der Betgeſellſchaft des Paſtors gehörten und ſtets bemüht waren, für dieſelbe Rekruten zu werben. Das reizende ſechzehnjährige Calleken Peters ſchien ihnen beſonders der Mühe werth. — Die Mutter ſah mit Vergnügen, wie ihr Töchterchen durch die Unterhaltung mit den frommen Mädchen ſo ſchön über geiſtliche Dinge reden lernte, und ließ Calleken die Geſellſchaft derſelben beſuchen, ſo oft ſie nur wollte.

Hier hörte ſie von der geheimen Pönitenz reden und fragte, was dieſelbe denn eigentlich zu bedeuten habe? Bisher waren die Mädchen ſehr bereit geweſen, ihr Red und Antwort zu geben, allein nun meinten ſie, daß Calleken darüber nur von Pater Cornelius ſelbſt belehrt werden könne, und riethen ihr, ſich an den heiligen Mann zu wenden, was ſie denn auch beſchloß.

Cornelius, der benachrichtigt wurde, daß ſich ein ſo friſches Fiſchchen fangen wolle, ſetzte einen Tag feſt, an welchem ſie bei ihm erſcheinen ſolle, und außer ihr fanden ſich an demſelben noch zwei ausgezeichnet ſchöne Mädchen ein, die ebenfalls in der Disziplin unterrichtet werden ſollten; ſie hießen Aelken van den B. und Betken P.

Der Pater fragte Calleken, ob es ihr Ernſt damit ſei, ihre jungfräuliche Reinheit und Sauberkeit zu bewahren und zu dem Ende unter ſeine Obedienz, Unterthänigkeit und Gehorſam ſich verdemüthigen wolle? Als ſie bejahte, lobte er ſie ſehr und erſuchte ſie, ihn mit Einwilligung ihrer Mutter an einem beſtimmten Tage der Woche zu beſuchen.

Nach einer mehrwöchentlichen Vorbereitung nahm er ſie feier-

lich als Beichtkind an und ließ ſie den ſchon oben angeführten Eid ſchwören. Darauf wies er ſie an, gleich den andern Mädchen, in ſeine Disziplinkammer zu kommen und ſich dort zur Pönitenz vorzubereiten. — Dieſe Kammer hatte er damals in einem Hauſe auf dem Steinhauersdyk in Brügge bei einer Wittwe, Frau Pr., bei der die oben genannte Betken und einige andere Mädchen in Koſt waren, um die Kochkunſt zu erlernen. Die Nätherin wurde erſt des Paters Vertraute nach dem Tode der Wittwe.

Als Calleken zum erſten Mal in die Kammer trat, forderte ſie Cornelius auf, bei dem Gelübde ihres Gehorſams, ihm alle Anfechtungen und Verſuchungen, welche der menſchlichen Natur ſo eigen, zu beichten und namentlich die unkeuſchen Träume, Gedanken und Begierden, welche der jungfräulichen Reinigkeit ſo ſehr zuſetzten, ungeſcheut ihm mitzutheilen, indem er nur auf dieſe Weiſe Mittel finden könne, letztere zu beſchützen.

Das arme, unſchuldige Kind, welches von dergleichen Anfechtungen noch durchaus nichts wußte, ſtotterte etwas her, aber Cornelius erwiderte: „Bah, ich weiß recht gut, daß euch alle die Unkeuſchheiten und Unreinigkeiten, welche zwiſchen Verheiratheten und Weltmenſchen vorzufallen pflegen, bekannt ſind: denn die Welt iſt ſo im Argen und verdorben, daß junge Mädchen von acht bis neun Jahren recht gut wiſſen, auf welche Weiſe ſie in die Welt gekommen ſind. Bah! ein Mädchen von ſechszehn bis ſiebenzehn Jahren wie ihr ſollte nichts von ſolchen Verſuchungen, Begierden, Quälungen wiſſen? Bah, ihr hättet in der Welt bleiben ſollen, ihr wäret bald Mutter von drei bis vier Kindern.“

Calleken vor Scham ganz roth, ſah zur Erde nieder und wußte nichts weiter zu ſagen, als daß ihre Mutter ſie auf das Sorgfältigſte vor allen eiteln, leichtfertigen und unehrbaren Aeußerungen bewahrt hätte. — „O bah!“ fuhr der Pfaffe fort, „darauf achte ich noch nicht. Die angeborene und gebrechliche Natur muß euch in dem Alter, welches ihr nun habt, darüber belehren; darum

ist es nicht möglich, daß ihr nicht bisweilen mit fleischlichem Streit angefochten werdet, den ihr allein aus Verschämtheit mir verschweigt. Aber ich kann euch durchaus nicht absolviren, denn meine Seligkeit hängt daran, und darum bereitet euch das nächste Mal besser darauf vor, alle eure natürlichen Anfechtungen zu erkennen zu geben." — Hiermit entließ er Calleken und befahl ihr, auf einen bestimmten Tag wieder zu kommen, was sie in Gottes Namen zu thun gelobte.

Als sie wieder zu ihm kam, nahm er sie in seine Disziplinkammer und ermahnte sie, alle Verschämtheit, die er ein falsches, böses Thier nannte, draußen zu lassen. Auf seine abermaligen Fragen nach fleischlichen Regungen antwortete ihm das unschuldige Mädchen, daß sie täglich Gott bitte, sie vor dergleichen Anfechtungen zu bewahren. Das lobte der Pater zwar, meinte aber doch, sie müsse Gott eigentlich um Versuchungen und Anfechtungen bitten, denn ein Zustand, in welchem diese ausbleiben, sei keine Heiligkeit zu nennen. „Bah!" fuhr er fort, „es ist eine Ehre, eine quälende Natur zu haben, und daß man zu ungleichen Personen, nämlich Frauen zu Männern und Männer zu Frauen, mit natürlich brennender Hitze geneigt ist; allein was ist denn für ein Verdienst, wenn man kein Gefühl dafür hat? Bah, mein Kind, schämt euch nicht zu gestehen, daß ihr auch Fleisch und Blut gleich allen Menschen habt, oder ich muß euch für heuchlerisch und ganz und gar für durchtrieben halten, weil ihr nicht gestehen wollt, bisweilen fleischliche Gedanken oder unreine Begierden zu haben." Nun fuhr er fort, sie zu ermahnen, ihm rund heraus, je unumwundener je besser, alle ihre unkeuschen Gedanken und dergleichen zu sagen.

Calleken wurde immer verschämter, je länger sie den Satyr in Priestertracht anhörte. Dieser glaubte daher vor allen Dingen darauf hinarbeiten zu müssen, diese ihm so hinderliche Scham zu vernichten, und nachdem er sie durch väterliche, gleißnerische Worte

zutraulich gemacht hatte, fragte er feierlich: „Nun Calleken, mein Kind, ſagt mir, ob ihr mir die Seligkeit eurer Seele auch mit ganzem Herzen anvertraut? Sie antwortete: „Ja, ehrwürdiger Vater." — „Nun wohl," fuhr er fort, „wenn ihr mir euer Seelenheil anvertraut, ſo könnt ihr mir mit noch minderer Gefahr euren irdiſchen, vergänglichen Körper anvertrauen; denn wenn ich eure Seele ſelig machen ſoll, ſo muß ich vor Allem euren Körper geeignet, rein, ſauber und fähig machen zu allen Tugenden, Andachten und Pönitenzien. Iſts nicht ſo, mein Kind?" — Sie antwortete: „Ja, ehrwürdiger Vater." Nun wohlan, mein Kind, ſo iſt es nöthig, daß ihr meiner heiligen Obedienz unterthänig ſeid und thut, was ich euch befehlen werde."

Hierauf ſetzte er ſich auf eine Bettſtelle, die in dem Zimmer ſtand und ſie mußte ſich zwei Schritt von ihm hinſtellen. Darauf ſagte er, daß es zur Ueberwindung der Verſchämtheit, welche der Disziplin und Pönitenz ſo durchaus zuwider, durchaus nöthig ſei, daß ſie ſich ſeinem Willen füge, und er gebiete ihr daher bei ihrem Gelübde des Gehorſams, ſich ſogleich vor ihm nackt auszuziehen.

Calleken antwortete heftig erſchrocken: „Ach, ehrwürdiger Vater, wie könnte ich das thun, ich müßte mich gar zu ſehr ſchämen!" — „Mein Kind," rief er, „das muß ſo ſein, unſer Beider Seligkeit hängt daran, darum weg mit der Scham und thut gehorſamlich, was ich befohlen habe." — „Ach, ehrwürdiger Vater," ſtammelte das geängſtigte Mädchen, „ich will euch lieber künftig alle meine Anfechtungen und fleiſchlichen Gedanken offenbaren (das arme Kind hätte ſie gewiß erfinden müſſen), als dies thun, denn ach — mir iſt, als würde ich lieber ſterben! Darum bitte ich demüthig, ehrwürdiger Vater, erlaßt es mir!" — Cornelius beſtand aber feſt darauf, denn ohne daſſelbe ſei es gar nicht möglich, eine vollkommene Andächtige zu werden; es ſei das erſte Mittel zum Empfang der heiligen, heimlichen Disziplin. Er

verlange unbedingten Gehorsam, wie ihn alle übrigen Disziplinschüler leisteten.

Seine Worte hatten endlich die gewünschte Wirkung. Das schöne Mädchen hakte ihr Mieder auf und zog es aus; als sie aber ihr Leibchen aufschnürte, stürzten ihr die hellen Thränen aus den Augen und Cornelius sagte: „Bah, mein Kind, faßt Muth und kämpft tapfer und klug gegen die Verschämtheit und Heuchelei, dann sollt ihr einen Sieg feiern, dann soll Alles Triumph, Friede und Glorie sein."

Als sie nun bis aufs Hemd entkleidet war und auch dieses fallen lassen sollte, verwandelte sich die Gluth ihres Gesichts in tödtliche Bläße. — Als Cornelius dies sah, stand er eiligst auf und holte aus einem Schrank einige starkriechende Essenzen, mit deren Hülfe sie bald wieder aus der Ohnmacht erwachte.

„Für dies Mal ist es genug, mein Kind," redete er ihr freundlich zu, „das nächste Mal sollt ihr nicht allein bei mir sein, sondern in Gesellschaft einiger Mädchen, die ihr kennt und die euch mit gutem Beispiel vorangehen werden." Als sie sich wieder angekleidet hatte, ermahnte er sie, keinem Menschen etwas zu sagen und ihm zu geloben, am bestimmten Tage sich auch wirklich wieder in seinem Disziplinzimmer einzustellen.

Sie hielt Wort und fand dort die oben erwähnten beiden schönen Mädchen, die gar keine Umstände machten, sich sogleich auskleideten und ganz dreist nackt vor den Pater hinstellten. Calleken folgte dem Beispiel und Cornelius lobte sehr das Glorreiche eines solchen Sieges über die verfluchte Scham, die allem frommen Werk im Wege sei. Damit hatte es für dies Mal sein Bewenden, denn Cornelius pflegte seine frommen Töchter mehrere Monate lang im Entkleiden zu üben, denn sein Grundsatz war, sie mußten freiwillig die Scham aufgeben und selbst die Disziplin begehren.

Während dieser mit Calleken vorgenommenen seltsamen Exer-

citien wurde ſie von einem der Mädchen, die ſchon ſeit Langem zu des Paters ſchamloſem Freikorps gehörte, gefragt: ob ſie denn nun wiſſe, was die Disziplin, oder heilige ſekrete Pönitenz ſei? Calleken antwortete, daß ſie es wohl beinahe ahne, aber noch nicht ſicher wiſſe. „Ei," ſagte das Mädchen, „wenn du dieſe noch nicht verdient haſt, dann mußt du wohl ein ganz anderes reineres Mädchen ſein als alle andern; allein ich denke, daß du deine Anfechtungen nicht recht bekannt und geſtanden haſt." Nun wurde ſie zum unbedingten Gehorſam gegen Bruder Cornelius ermahnt: ſie müſſe, hieß es, ihre Seele ihm ganz und gar übergeben, denn ſonſt könne es unmöglich etwas werden. Calleken verſprach ganz zu thun, wie die Mädchen ihr riethen.

Die vielen Reden von fleiſchlichen Anfechtungen, von natürlichen, unſauberen Begierden, unkeuſchen Träumen u. ſ. w. hatten das unſchuldige Mädchen ganz verwirrt gemacht, ſo daß ſie Tag und Nacht an nichts anderes dachte, was denn auch mit wirklichen Anfechtungen endete, ſo daß ſie dem erfreuten Pater etwas zu beichten hatte. Sie wurde nun der Disziplin für würdig geachtet und wurde eine Devote wie die andern.

Dieſe Bußgenoſſenſchaft, zu welchem die ſchönſten Frauen und Mädchen von Brügge gehörten, beſtand eine ganze Reihe von Jahren, ohne daß außerhalb des Kreiſes derſelben das Geringſte verlautete. Aber der Krug geht ſo lange zu Waſſer bis er bricht, und auch den frommen Beſchäftigungen des fauniſchen Paters ſollte ein Ende gemacht werden.

Bei einer kleinen Feſtlichkeit einiger Mitglieder dieſer Genoſſenſchaft, der auch Pater Cornelius beiwohnte, ging es ſehr luſtig zu. Der Pater tanzte mit einer hübſchen Beichttochter und küßte ſie in ſeiner frommen Weinlaune auf den Mund. — Calleken Peters hörte davon durch eine der Anweſenden und war ſehr betreten, dann ſagte ſie, „man ſteht doch mutternackt vor ihm, und wie kann man wiſſen, ob ihn nicht etwas Menſchliches anwandelt."

Die Andere erklärte ihn für einen Engel in Menſchengeſtalt, der nicht ſündigen könne; allein Calleken antwortete: „Ich behaupte nicht gerade, daß er ſündigt, aber wie nun, wenn ihn eine menſchliche Schwachheit ergreifen ſollte, wie wollteſt du dich benehmen, um nicht mit zu ſündigen?“ — „Ich würde es in Demuth geſchehen laſſen,“ antwortete die Andere, „denn ich bin überzeugt, unſer Herr Gott würde mir ſolches nicht zur Sünde rechnen um des heiligen Mannes Willen, indem dieſer die Handlung ohne eigentlich fleiſchliches Gelüſte vollbrächte.“

Calleken wollte dieſe Religion nicht einſehen, allein der Pater, der Nachricht von dieſer Unterredung erhielt, bekam einen großen Schrecken und nach mehreren Unterredungen mit Calleken ließ er ſich von ihr in Gegenwart eines andern Paters eine Erklärung unterſchreiben, daß ſie an ihm nie etwas bemerkt, was ihr Aergerniß gegeben habe, und daß ſie nichts von einer heimlichen Disziplin wiſſe. Der Pater ſtellte ebenfalls ein Zeugniß aus, daß er Ohrenzeuge einer ſolchen Erklärung geweſen und Cornelius wurde wieder ruhig, beſonders da er ſah, daß Calleken Peters das Geheimniß bewahrte und auch nicht aus ſeiner Beichtgenoſſenſchaft austrat.

Nach zwei Jahren kamen ihr aber Skrupel und ſie wollte von dem Pater aus der Bibel bewieſen haben, daß die heimliche Disziplin zur Seligkeit absolut nothwendig ſei. Sie warf ihm vor, daß er auf der Kanzel die Bibelſtellen ganz anders auslege als ihr, und er rief ſehr verlegen: „Ah bah! wenn ich auf der Kanzel ſtehe, rede ich für die Weltkinder.“

Bei einem abermaligen Diſput über dieſen Gegenſtand riß dem Pater die Geduld und er befahl ihr, ſich auf der Stelle zu entkleiden und die Pönitenz zu empfangen; allein Calleken weigerte ſich durchaus und erklärte, daß nur Beweiſe aus der Bibel ſie vermögen könnten, zum alten Glauben an die Nothwendigkeit der heimlichen Disziplin zurückzukehren. Er tobte und gab ihr drei Wochen Zeit, ſich zu bedenken.

Sie war bei ihrem Entſchluß geblieben und ging nach drei Wochen in's Kloſter. Cornelius war nicht zu Hauſe und ſie kam auf den Gedanken, eine Unterredung mit dem Guardian zu haben. Im Laufe derſelben fragte ſie denſelben, ob er Kenntniß habe von der Art und Weiſe, wie Pater Cornelius disziplinire?

Nachdem der Guardian ſich überzeugt hatte, daß nur Gewiſſensangſt das Mädchen zu ihm trieb, ſo erklärte er ihr endlich, daß Cornelius zu den Menſchen gehöre, von denen Chriſtus geſagt: „Wehe denen, die einen von dieſen kleinſten ärgern; es wäre ihm beſſer, daß ihm ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres verſenkt würde.“

Sie ging nun nicht mehr zu Cornelius, allein dieſer beläſtigte ſie fortwährend, und ſie beſchloß daher, gegen alle fernere Theilnahme an der Bußſodalität zu proteſtiren. Cornelius war wüthend, behandelte ſie wie einen böſen Geiſt und übergab ſie feierlich dem Teufel.

Bis jetzt hatte das Mädchen geſchwiegen, aber nun erhob ſie ſich mit dem Stolz und Muth der gekränkten und mißhandelten Unſchuld und rief: „Wehe euch, ihr fleiſchlich geſinnter Menſch, der ihr mit all dieſem Nacktauskleiden und Disziplinieren nichts anderes geſucht habt, als eure unkeuſchen Augen und niederträchtigen Begierden zu befriedigen, zum großen Aergerniß und Skandal von ſo vielen unſchuldigen Mädchen. Wehe euch, es wäre euch beſſer, daß euch ein Mühlſtein an den Hals gehängt und ihr in die Tiefe des Meeres verſenkt würdet!“

Die Wuth des Paters war unbeſchreiblich. Die Scene endete damit, daß er ſie am Arm ergriff und zur Thüre hinaus ſchob, wobei er wie wahnſinnig ſchrie: „Weg von hier, ihr Paulianerin! ich ſehe nun, daß ihr eine Paulianerin geworden ſeid, wie Betken Maes; weg, weg, ich übergebe euch dem Teufel!“

Calleken Peters ging ruhig nach Hauſe und lebte ſtill und ſittſam, ohne — aus Rückſicht für den Guardian und andere

Frauen — von der seltsamen Bußanstalt des Paters zu reden, die immer fortblühte. Sie heirathete und kümmerte sich nicht darum; aber drei Jahre nach der oben erzählten Scene kam die ganze Geschichte durch die oben erwähnte Betken Maes an den Tag.

Es war dies ein ausgezeichnet braves Mädchen. Sie hatte sich ganz und gar der Krankenpflege gewidmet und wohin sie immer kam, erschien sie wie ein Engel des Trostes. Sie hatte auch zur Bußgesellschaft von Cornelius gehört, allein gab ihn als Beichtvater auf und beichtete einem trefflichen Augustinermönch. Cornelius war wüthend und verketzerte sie überall, allein Betken schwieg.

Als sie einst bei einer Kranken war, die zu sterben meinte, verlangte dieselbe in einer Kapuze zu sterben, die sie von Cornelius erhalten, der ihr gesagt hatte, daß sie, wenn sie in derselben sterbe, gar nicht einmal in das Fegfeuer kommen werde. Betken suchte ihr den Unsinn auszureden; die Frau wurde böse, genaß aber und erzählte die Sache Cornelius.

Dieser verleumdete sie nun in allen Klöstern und Privathäusern, welche ihr die Kundschaft aufkündigten. Er wußte es sogar soweit zu bringen, daß ihr Beichtvater, weil er seine vereidigten Beichttöchter verleite, in den Bann gethan wurde. Betken selbst wurde als Ketzerin sogar auf der Straße verfolgt und verspottet.

In dieser Noth beichtete sie dem Provinzial der Augustiner das Geheimniß der Bußanstalt. Der Provinzial beschloß den Vermittler zu machen und bewog Cornelius, gegen ihr Versprechen zu schweigen, von der Kanzel seine Reden gegen sie zu widerrufen. Er that dies in verblümter, nur Wenigen verständlicher Weise und erklärte überall, daß er den Schritt nur auf Andringen angesehener, dem Erasmianismus anhängender Häuser gethan habe. Seine Meinung aber über das Mädchen sei dieselbe.

Betken Maes war völlig wie vogelfrei; sie traute sich aus

Furcht vor dem Pöbel nicht auf die Straße und die Nächte durchwachte sie in Angst, da sie jeden Augenblick eine Gewaltthat der Fanatiker, oder einen Besuch der schrecklichen Inquisition erwartete. Der Trieb der Selbsterhaltung bewog sie zum letzten Mittel. In mehreren Häusern, wo man sie noch duldete, erzählte sie die Betrügereien des Paters Cornelius und gab detailirte Schilderungen von seiner Pönitenzanstalt. Anfangs glaubte man, sie erzähle ein von der Rachsucht eingegebenes Märchen; aber die Sache verbreitete sich und kam dem Magistrat zu Ohren, der diese Gelegenheit nicht ungern ergriff, um dem verhaßten Mönch an den Kragen zu kommen.

Cornelius opponirte sich und drohte sogar mit der Inquisition. Das zwang den Rath vollends, alle Rücksichten fallen zu lassen und Calleken Peters und alle Sodalinnen des Paters mußten zu ihrer großen Beschämung persönlich vor Gericht erscheinen. Unter ihnen befanden sich sehr viele angesehene Frauen und Fräuleins. Ihre Unschuld erkannte man wohl im Allgemeinen an, aber es erging ihnen wie den vornehmen „Seelenbräuten" des Königsberger Muckers Ebel, der Makel des Lächerlichen blieb zeitlebens an ihnen kleben.

Das Urtheil des Cornelius fiel sehr milde aus, denn die Pfaffen hatten damals noch die Oberhand. Er wurde von Brügge nach Ypern versetzt, da ihm kein förmlicher Angriff auf die Tugend der Frauen bewiesen werden konnte. Mehr als das Gericht, bestrafte ihn die Satire des Volks, die ihn auf alle mögliche Weise verfolgte. Er starb im Jahre 1581, aber sein Name hat sich noch in der Tradition erhalten und manches Mädchen wird roth und kichert heimlich, wenn „Broer Cornelis" genannt wird.

Doch was wollen alle Künste des plumpen flämischen Paters sagen gegen die feine Niederträchtigkeit der Jesuiten in dergleichen Dingen! Sobald sie ihre Wirksamkeit begonnen, bemühten sie sich, Mädchen und Frauen für ihre Geißelsodalitäten zu ge-

winnen. Sie hatten sich nicht für die Geißelung auf den Rücken, sondern auf die unterhalb derselben gelegene Gegend entschieden. Diese Art der Disziplin wurde von den Jesuiten in Löwen die spanische genannt und angewandt, weil sie der Gesundheit zuträglicher sei, als die obere, oder aus andern Gründen.

Während die roheren Mönche des Mittelalters wirklich hin und wieder aus dummem Religionseifer die Geißel anwendeten, thaten es die Jesuiten meistens, um unter dem Deckmantel der Religion ihre raffinirte Wollust zu befriedigen. Wie sie dabei zu verfahren pflegten, will ich in der berüchtigten Geschichte von dem Jesuiten Girard und Fräulein Cadière zeigen, soweit es der Umfang dieser Blätter gestattet. Der Prozeß, den das Fräulein gegen ihren Beichtvater einleitete, machte am Anfang des 18. Jahrhunderts ein ungeheures Aufsehen; ganz Europa nahm daran Theil. — Das Hauptwerk über diesen wichtigen Rechtshandel umfaßt acht Bände und man wird es begreiflich finden, daß meine Darstellung nur eine sehr skizzenhafte sein kann.

Katharine Cadière war die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns zu Toulon und am 12. November 1702 geboren. Sie hatte drei Brüder; der älteste verheirathete sich, der zweite trat in den Dominikanerorden und der dritte wurde Laienpriester. Der Vater war schon während der Minderjährigkeit Katharinens gestorben, die nun bei ihrer bornirt bigotten Mutter als deren Liebling blieb. Sie entwickelte sich sowohl körperlich als geistig auf die vortheilhafteste Weise. Das heißt, sie wurde sehr schön und ihrer trefflichen Gemüths- und Geistesanlagen wegen wurde sie von allen, die sie kannten, sehr wohl gelitten. Allein die Erziehung ihrer bigotten Mutter, die darin von Geistlichen unterstützt wurde, die abgeschmackten Heiligenlegenden und mystischen Bücher, die man ihr schon frühzeitig zu lesen verstattete, gaben ihrem Geiste eine ganz eigenthümliche schwärmerische, mystische Richtung. Das Beispiel der heiligen Frauen der römischen Kirche

und die heiligen Offenbarungen und Visionen, deren dieselben gewürdigt wurden, lagen ihr beständig im Sinn, und ihr höchster Wunsch war es, diesen halbtollen Närrinnen ähnlich zu werden. Dies war denn auch der Grund, weßhalb sie mehrere vortheilhafte Heirathsanträge ausschlug.

So erreichte sie das Alter von fünfundzwanzig Jahren und man darf voraussetzen, daß in einem körperlich so üppigen und dabei so phantasiereichen Mädchen die gewaltsam unterdrückte Natur längst angefangen hatte, ihre Rechte geltend zu machen, und daß es nur einen leichten Reizes bedurfte, um ihre sinnlichen Begierden zu hellen Flammen anzublasen.

Zu dieser Zeit, im Jahr 1728, kam der Jesuit Pater Johann Baptist Girard als Rektor des königlichen Seminars der Schiffsprediger zu Toulon an. Früher hatte er in Aix gelebt. Ihm ging ein großer Ruf als ausgezeichneter Kanzelredner und als durchaus streng sittlicher Mann voraus, und er erlangte denn auch gar bald in seinem neuen Wirkungskreise eine ganz außerordentliche Geltung und Verehrung. Besonders strömten die Frauen zu seinen Predigten und in seinen Beichtstuhl. Eine große Menge junger Mädchen trat in eine Art von Orden, in welchem unter Girards Leitung fromme Uebungen vorgenommen wurden. Diese fromme Schaar machte ihm viele Freude, denn es waren schöne Mädchen darunter und die Frömmigkeit und Ehrbarkeit des Jesuiten waren nur das Schafsfell, mit welchem der reißende Wolf der rohesten Sinnlichkeit bedeckt wurde.

Vor allen Dingen trachtete Girard zunächst danach, durch seine Lehren die Herzen und die Phantasie der jungen Mädchen zu vergiften. Wie eine Spinne ihr Opfer mit unendlich vielen feinen Fäden umzieht, ehe sie ihm das Blut aussaugt, so war auch der Jesuit bemüht, seine Opfer im Netze der raffinirtesten Sinnlichkeit zu fangen. Er durfte nicht zu schnell vorwärts gehen, denn Uebereilung konnte Alles verderben. Auch hatte er dazu

keine Ursache, da er über den sichern Erfolg seiner Verderbungstheorie vollkommen beruhigt war.

Als er bemerkte, daß die Mädchen bereits mit schwärmerischer Innigkeit und felsenfestem Vertrauen an ihm hingen, fing er allmälig an, ihnen andere Strafen, als es bisher geschehen war, für ihre Sünden aufzuerlegen und kam nach und nach auf die Disziplin.

Die meisten Mädchen ahnten aus Dummheit auch nicht das allergeringste Böse und andere, durch das Geißeln angenehm sinnlich aufgeregt, fanden ein geheimes Vergnügen daran, wenn sie sich dessen vielleicht auch nicht klar bewußt waren. Noch andere mochten wohl den Pater und seine Absichten durchschauen, allein sie waren weit entfernt, denselben entgegenzuwirken, weil sie es nicht ungerne gesehen haben würden, wenn sie heimlich und ungestraft von der verbotenen Frucht hätten naschen können. Diese und vielleicht auch finanzielle Gründe machten eine der Beichttöchter, Fräulein Guiol, dem Jesuiten ganz und gar ergeben, und sie ließ sich zu all seinen Plänen gern gebrauchen.

Diese Guiol war ein gescheidtes, durchtriebenes Geschöpf und dem Pater von unendlichem Nutzen. Er durfte bei seinen Beichttöchtern bald weiter gehen und bei der Disziplin seine Lüsternheit noch auf andere Weise als mit den Augen befriedigen, wenn er sich auch wohl hütete, zum Aeußersten zu schreiten, wo er seiner Sache nicht ganz gewiß war, wie etwa bei der Guiol.

Zur Zahl seiner Pönitentinnen gehörte auch Katharine Cadière. Das in seiner vollsten Blüthe prangende geistvolle Mädchen erregte nicht nur seine Sinnlichkeit, sondern flößte ihm auch ein Gefühl ein, welches ich Liebe nennen würde, wenn ich es für möglich hielte, daß eine solche hohe Leidenschaft in der Brust eines derartigen Menschen Raum gewinnen könnte. Ihr verständiges und tugendhaftes Wesen erforderte aber ganz besondere Behandlung und Rücksicht und er beschloß, hier mit unge-

wöhnlicher Umsicht zu Werke zu gehen. Er machte die Guiol zu seiner Vertrauten und diese verhieß ihm ihren Beistand.

Als er das Innere des Mädchens sondirte, erkannte er bald ihre schwärmerische Richtung und war bemüht, den Funken zur Flamme anzublasen. Er rühmte ihre ganz besonderen Anlagen, prophezeite, daß Gott mit ihr ganz besondere Absichten hege und wußte sie zu dem Versprechen zu bewegen, sich zur schnelleren Erreichung derselben gänzlich seiner Leitung und seinem Willen zu überlassen.

So wurde das Mädchen innerlich vergiftet, ohne nur eine Ahnung davon zu haben. In ihrem Busen wogte ein Meer von unbestimmten, aber unbeschreiblich süßen Gefühlen. Kurz „das Püppchen wurde geknetet und zugericht, wie's lehren thut manche welsche Geschicht." Dahin war Girard im Lauf eines Jahres gelangt; nun galt es, den zündenden Funken in das Brennmaterial zu werfen, welches er in ihr angehäuft hatte.

Katharina war längere Zeit krank gewesen und besuchte Girard im Refektorium der Jesuiten. Er machte ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie ihn während ihrer Krankheit nicht habe rufen lassen, und gab ihr einen glühenden Kuß. — Dem erfahrenen Mädchenkenner konnte es nicht entgehen, welche außerordentliche Wirkung dieser Kuß hervorbrachte. Katharina mußte ihm in den Beichtstuhl folgen und hier forschte er genau nach ihren Ideen und Stimmungen, befahl ihr täglich zum Abendmahl zu gehen und fleißig die Kirche zu besuchen; auch weissagte er ihr baldige Visionen und ermahnte sie, ihm über diese, wie überhaupt über ihre psychischen und physischen Zustände den gewissenhaftesten Bericht abzustatten.

Diese Visionen stellten sich denn auch wirklich ein und erhitzten ihr Blut und ihre Phantasie immer mehr. Ob sie allein durch den aufgeregten Gemüthszustand des Mädchens und durch das geistige Gift des Pfaffen, oder durch materielle Mittel hervorgerufen worden,

weiß ich nicht anzugeben. Es kam aber endlich so weit, daß sie ihm klagte, wie sie nicht mehr ihm Stande sei, laut zu beten und ihm die heftige Liebe zu verbergen, die sie für ihn empfinde. Ueber den ersten Punkt beruhigte er sie bald und „die Liebe," fuhr er fort, „die ihr zu mir tragt, soll euch keinen Kummer machen; der liebe Gott will, daß wir beide miteinander vereinigt werden sollen. Ich trage euch in meinem Schoße und in meinem Herzen; von nun an seid ihr nichts mehr, als eine Seele in mir, ja die Seele meiner Seele. So lasset uns denn in dem heiligen Herzen Jesu einander recht brünstig lieben."

Anstatt nun der Natur freien Lauf zu lassen und der aufs Höchste aufgeregten Sinnlichkeit Genüge zu leisten, verfuhr er weit teuflischer. Sein Bemühen war nun darauf gerichtet, den durch ihn hervorgerufenen hysterischen Zustand zur äußersten Stufe heranzubilden. Dies gelang ihm auch. Fräulein Cadière verfiel in hysterische Krämpfe, während welcher sie wunderbare Visionen heiliger und unheiliger Art hatte, die sich aber meistens um Pater Girard bewegten.

Schon zur Fastenzeit des Jahres 1729 hatte sie eine wunderbare Vision. Sie hörte eine Stimme, welche ihr zurief: „Ich will dich mit mir in die Wüste führen, wo du nicht mehr mit Menschenkost, sondern mit Engelspeise genährt werden sollst." — Von nun an widerstand ihr jede Speise, und überwand sie ihren Ekel dagegen mit Gewalt, so folgte darauf heftiges Erbrechen. Dann bekam sie einen Blutsturz. Pater Girard und seine Vertrauten erklärten diese Zufälle als ein Zeichen der ihr nun bald zu Theil werdenden Wundergabe.

Katharina verfiel nun aus einer Verzückung in die andere. Auf ihrem Gesichte standen Blutstropfen und an ihrer linken Seite und an Händen und Füßen wurden blutige Stigmen oder Wundenmale sichtbar, mit denen nach dem römischen Aberglauben besonders heilige von Gott auserlesene Personen begnadigt werden. — Ja

hiermit endeten die Wunder nicht. Als der Pater dem Fräulein die Haare abgeschnitten hatte, bildete sich um ihr Haupt eine Art von Heiligenschein, und das Tuch, mit welchem sie ihr Gesicht abgetrocknet hatte, erhielt davon das Bild eines leidenden Christus mit der Dornenkrone!

Wie weit diese wunderbaren Zustände der geistigen und körperlichen Krankheit des Fräuleins und wie weit sie jesuitischem Betruge zugeschrieben werden müssen, weiß ich nicht zu beurtheilen. Daß Girard jedoch die Entdeckung des letztern sehr fürchtete, geht schon aus der Sorgfalt hervor, mit welcher er darüber wachte, daß von dem Zustand des Fräuleins außerhalb des eingeweihten und gläubigen Kreises nichts bekannt wurde. Der Mutter hatte er gesagt, daß Katharina in vierundzwanzig Stunden sterben werde, wenn man nur ein Wort über die wunderbaren Vorgänge fallen ließe.

Girard hatte nun selbstverständlich freien Zutritt im Hause der Madame Cadiere, denn er mußte ja für die Seele ihrer Tochter sorgen und — die Stigmen untersuchen! Bei diesen Visiten war er stets so vorsichtig, den jüngeren Bruder Katharinas, der damals gerade im Jesuitenkollegium Theologie studirte, bis an die Hausthür mitzunehmen und sich auch von ihm wieder abholen zu lassen. Er schloß sich stets mit seiner Beichttochter in deren Zimmer ein und konnte sich an den wunderbaren Stigmen, besonders dem in der Seite, gar nicht satt sehen. Verfiel Katharina in hysterische Krämpfe und Ohnmacht, was für Besessenheit galt, dann wandte der Jesuit die ihm dadurch vergönnte Zeit dazu an, seine Lüsternheit auf brutale Weise zu befriedigen, so weit es anging. Wenn das Fräulein erwachte, fand sie sich unanständig entblößt und hinter ihr stand mit hämischem Gesichte der fromme Jünger Jesu.

Fräulein Cadière beklagte sich hierüber mehrmals bei der Guiol, aber diese leichtfertige Person lachte sie aus, daß sie dabei nur

etwas Unanständiges finden könne, und ebenso erzählten ihr die andern Mitglieder der Schwesternschaft, daß Pater Girard sich mit ihnen noch ganz andere Freiheiten herausnehme, worüber sie indessen durchaus nicht ungehalten wären.

Der galante Jesuit war aber auch stets bemüht, sich immer fester in die Gunst seiner Schülerinnen zu setzen. Er wußte ihnen die Andacht sehr zu erleichtern und sorgte dafür, daß sowohl ihre Sinnlichkeit, als ihr weltlicher Sinn fortwährend Nahrung erhielten. Er sorgte stets für gute Bedienung, für eine vortreffliche Küche, Landpartien und Blumensträuße. Die Königin all seiner Gedanken blieb aber Katharina.

Bei dieser rückte er nun seinem Ziele immer näher. Er führte eine Gelegenheit herbei, um sich scheinbar mit Recht über ihren Ungehorsam beklagen zu können, und nachdem Katharina von der Guiol gehörig vorbereit war, erschien sie demüthig bei Girard zur Beichte, bereit, jede Strafe auf sich zu nehmen, die er ihr auferlegen werde. Der Pater kündigte ihr nach einer scharfen Ermahnung denn auch an, daß sie Pönitenz für den Ungehorsam leisten müsse.

Am andern Morgen erschien er mit einer Disziplin in ihrem Zimmer und sagte: „Die Gerechtigkeit Gottes verlangt, daß, weil ihr euch geweigert habt, mit seinen Gaben euch bekleiden zu lassen, ihr euch jetzt nackt ausziehen sollt. Zwar hättet ihr verdient, daß die ganze Erde Zeuge davon wäre, doch gestattet der gnädige Gott, daß nur ich und diese Mauer, die nicht reden kann, Zeugen bleiben. Vorher aber schwört mir den Eid der Treue, daß ihr das Geheimniß bewahren wollt, denn die Entdeckung könnte mich und euch ins Verderben stürzen."

Das Fräulein that wie er befohlen hatte, und als sie sich bis aufs Hemd entkleidet hatte, gebot er ihr, sich auf das Bette zu legen. Nachdem es auch dies gethan, wobei er sie mit einem Kissen unterstützt hatte, gab er ihr einige sanfte Hiebe auf die Hüften, die er dann küßte. Nun zwang er sie, auch die letzte

Hülle zu entfernen, und ſich demüthig vor ihn hinzuſtellen. Das Fräulein wurde ohnmächtig, aber als ſie wieder zu ſich kam, erklärte ſie, gehorchen zu wollen und kniete ganz nackt vor ihm nieder. Darauf gab er ihr noch einige Streiche und ließ nun einer Begierde freien Lauf. Katharina ſetzte ihm keinen Widerſtand entgegen und der ſataniſche Jeſuit erreichte das Ziel ſeiner Wünſche.

Von nun an betrachtete er das Fräulein ganz und gar als ſein Eigenthum und verführte ſie zu Handlungen der raffinirteſten Sinnlichkeit, wobei er ſich jedoch ſtets ſehr geſchickt in ein heiliges Gewand zu kleiden wußte. Was er alles vornahm hier zu erzählen, iſt nicht thunlich.

Wollten die Mutter oder der Bruder des Fräuleins ihn manchmal in ſeinen andächtigen Beſchäftigungen ſtören, dann warf er ihnen die Thür vor der Naſe zu, und als ſich einmal der Dominikaner darüber bei der Mutter beklagte, hieß ſie ihn ſchweigen und wies ihn ſogar zum Hauſe hinaus. So ſehr war die blödſinnig bigotte Frau von der Heiligkeit des Jeſuiten und der Tugend ihrer Tochter überzeugt.

Girard merkte ſehr bald, daß Fräulein Cadière ſchwanger war, und unter einem Vorwand bewog er ſie, einen Trank, den er bereitet hatte, einzunehmen. Es war dies ein abtreibendes Mittel, welches auch ſeine Wirkung that. Katharina fühlte ſich durch den erfolgenden Blutverluſt ſehr geſchwächt, ſo daß ihre Mutter, welche weit entfernt war, die Wahrheit auch nur zu ahnen, ihr ſehr dringend rieth, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, was aber Girard durch allerlei Gründe zu verhindern wußte.

Durch die Unvorſichtigkeit einer Magd wäre das Geheimniß faſt entdeckt worden, und um ſich dagegen und zugleich auch ſeine Beute zu ſichern, beſchloß Girard, Katharina als Nonne im St. Clarakloſter zu Ollioulles unterzubringen. Er ſchrieb an die Aebtiſſin und machte ihr die hinreißendſte Schilderung von der Tugend,

Frömmigkeit und Gottſeligkeit ſeiner Pönitentin, ſo daß ſie mit Freuden bereit war, Katharina aufzunehmen, wenn ihre Familie dazu die Einwilligung geben würde. Dieſe wurde ſehr leicht erlangt, und das Fräulein reiste, mit den beſten Empfehlungsbriefen verſehen, nach Ollioulles ab, wo ſie ſehr gut aufgenommen wurde.

Der Jeſuit wußte von der Aebtiſſin die Erlaubniß zu erhalten, ſeine Beichttochter beſuchen und ihr ſchreiben zu dürfen. So ſchlau Girard aber ſonſt war, ſo beging er doch einige Unvorſichtigkeiten, welche die Nonnen und die Aebtiſſin mißtrauiſch machten und die letztere veranlaßten, ſeine Beſuche zuerſt einzuſchränken und dann gänzlich zu unterſagen. Durch Vermittlung eines ihm befreundeten Geiſtlichen wurde dieſes Verbot jedoch bald wieder aufgehoben und Girard genirte ſich noch weniger wie früher. Er beobachtete Viſionen, unterſuchte die Stigmen und gab ſeiner Beichttochter die Disziplin auf die alte Weiſe.

Dies hätte Alles noch hingehen mögen, allein er ſchloß ſich oft ſtundenlang mit Katharina ein, und da dieſe auf ihre beſondere Heiligkeit ſtolz, hin und wieder mit ihren geiſtlichen Genüſſen gegen andere Nonnen großthat, ſo kam man immer mehr und mehr auf den Gedanken, daß das Verhältniß zwiſchen Girard und ſeiner Beichttochter nicht ganz rein ſein möchte. Die Aebtiſſin verordnete daher, daß beide bei ihren Unterredungen durch Klauſur von einander getrennt bleiben ſollten.

Girard achtete das jedoch wenig. Er ſchnitt mit einem Taſchenmeſſer in die ihn von ſeiner Geliebten trennende Leinwand ein Loch und unterhielt ſich durch daſſelbe ſtundenlang mit ihr. Hatte er ſich müde geküßt und wandelten ihn andere Gedanken an, dann befriedigte er ſeine Lüſte auf eine Weiſe, deren nähere Andeutung widerlich ſein würde. Dergleichen erlaubte er ſich ſogar im Sanktuarium, und wollte man ihn in gebührender Entfernung halten, dann wurde er ſehr unwillig und ſchrie: „Was! ihr wollt mich von meiner Beichttochter trennen?“ Der Jeſuit

ließ ſich ſogar das Eſſen vor die Klauſur bringen; beide aßen Hand in Hand und es kam nicht ſelten vor, daß ihn Laienſchweſtern dabei überraſchten, wenn er ſeinen Arm um den Leib des Fräuleins geſchlungen hatte.

Der jeſuitiſche Wollüſtling fing aber bereits an, ſeines Opfers überdrüſſig zu werden. Er erklärte ſie daher für hinreichend heilig und beſchloß, ſie in ein entferntes Karthäuſer-Nonnenkloſter zu ſchicken. Die Nonnen ſetzten von dieſem Vorhaben ſogleich den Biſchof von Toulon in Kenntniß, der es nicht dulden wollte, daß ein Mädchen, welches in der Welt für eine Heilige gehalten wurde, ſeine Diözeſe verließ. Er ſchrieb daher an Katharina und verbot ihr, in Zukunft dem Pater Girard zu beichten, oder ſich an einen Ort zu begeben, wohin ſie derſelbe weiſen würde und ſtellte ihr zugleich frei, zu ihrer Familie zurückzukehren. Er ſandte ihr darauf einen Wagen und der Aumonier des Biſchofs und Pater Cadière, ihr Bruder, brachten ſie in ein Landhaus unweit Toulon.

Als Girard dieſe Nachricht erhielt, erſchrack er nicht wenig, und es war ſein erſter Gedanke, ſich die Schriften und Briefe zu verſchaffen, welche die Cadière von ihm hatte. Dies gelang ihm auch durch Vermittlung einer andern Beichttochter, die er früher beſonders geliebt hatte; nur ein einziger Brief blieb durch Zufall in Katharinens Händen zurück.

Dieſe wurde nun als eine Heilige der beſondern Obhut des neuen Priors der Karmeliter zu Toulon übergeben. In der Beichte hörte dieſer nun manche befremdende Dinge, die ihn, nebſt einigen auf Girard bezüglichen ſchwärmeriſchen Aeußerungen, veranlaßten, tiefer nachzuforſchen, und ſo entdeckte er denn ohne beſondere Schwierigkeit den niederträchtigen Betrug, mit welchem man dies ſchwärmeriſche, unſchuldige Mädchen und die Welt betrogen hatte. Er machte ſogleich Anzeige bei dem Biſchof, der ſelbſt auf das Landhaus kam und Katharina über alle nähere Umſtände befragte. Das arme Mädchen, dem nun die Augen ſo

furchtbar geöffnet wurden, bat fußfällig und mit Thränen, die Ehre ihrer Familie zu berücksichtigen und die Sache zu unterdrücken.

Der Bischof versprach dies zwar, wurde aber bald durch andere Rücksichten umgestimmt und der Prozeß nach einigen Präliminarien bei dem für geistliche Sachen verordneten Kriminalgerichte zu Toulon anhängig gemacht. — Doch was wollte ein armes Mädchen ausrichten gegen die mächtigen Jesuiten, die selbst auf den Gerichtsbänken ihre Angehörigen sitzen hatten! Die Sache des Paters Girard wurde zu der des Ordens gemacht, welcher für diesen Prozeß über eine Million Francs opferte.

Es begann nun eine Reihe der nichtswürdigsten Ränke, um Fräulein Cadière als eine Lügnerin und Betrügerin und von den Feinden des Jesuitenordens bestochene Person hinzustellen, ja sie der Ketzerei und Zauberei zu beschuldigen, vermittelst welcher sie sich auf allerlei verbotenen Wegen den Heiligenschein habe verschaffen wollen. Fräulein Cadière bereute nun, leider zu spät, daß sie dem Pater ganz arglos die Briefe und Schriften ausgeliefert hatte, mit denen sie ihre besten Vertheidigungswaffen aus den Händen gab.

Der Prozeß nahm bald für sie eine recht schlimme Wendung. Der König hatte Kenntniß davon erhalten und durch ein Dekret des Staatsraths die allerstrengste Untersuchung anbefohlen. Die Sache kam nun vor den hohen Gerichtshof zu Aix. Der Karmeliterprior und der Dominikaner Cadière wurden als Mitschuldige und Mitbetrüger in den Prozeß verwickelt; die Nonnen zu Ollouilles wurden zu ungünstigen Aussagen gegen Fräulein Cadière durch die Jesuiten veranlaßt und die Aermste selbst duldete bei den den Jesuiten befreundeten Ursulinerinnen in diesem Ort ein hartes Schicksal. Sie war in eine Kammer eingesperrt worden, die früher einer Wahnsinnigen als Wohnung gedient hatte und die mit Moder und Gestank erfüllt war.

Man folterte phyſiſch und moraliſch auf alle nur erdenkliche Weiſe, gebrauchte Liſt und Gewalt und erreichte endlich damit den beabſichtigten Zweck, ſie zum Widerrufe zu bewegen.

Nun drangen aber die Jeſuiten erſt recht auf ſcharfe Unterſuchung, denn nun ſchien ihr Sieg gewiß, und der erſte Gerichtshof zu Aix fällte auch wirklich ein Urtheil, welches Fräulein Cadière ſehr ungünſtig war. Man brachte ſie einſtweilen als Gefangene in ein Kloſter zu Aix; aber ſie appellirte wegen Mißbrauch geiſtlicher Gewalt in dem eingeleiteten Verfahren und die Sache kam vor das Parlament.

Jetzt begannen die Intriguen der Jeſuiten aufs Neue. Katharina behauptete, daß ſie unſchuldig von P. Girard auf die angegebene Weiſe mißhandelt und nur durch Drohungen und Quälereien während des Kriminalverfahrens zum Widerruf gezwungen worden ſei.

Der königliche Prokurator zeigte ſich bei dem ganzen Verfahren durchweg parteiiſch für die Jeſuiten und trug endlich an auf: „Losſprechung des P. Girard und auf die ordentliche und außerordentliche Folter, ſodann aber auf Hinrichtung durch den Strick für Katharina Cadière.“

Die vierundzwanzig Richter waren aber nicht dieſer Meinung; jedoch waren ihre Anſichten getheilt. Zwölf davon ſprachen ſich dahin aus: Johann Baptiſt Girard, in Anbetracht der an ihm ſichtbar gewordenen Geiſtesſchwäche, die ihn zum Gegenſtand des Spottes ſeiner Beichtkinder gemacht, mit ſeiner Klage gegen dieſelbe abzuweiſen. — Das Urtheil der andern, beſſern Hälfte des Parlaments lautete aber ſehr verſchieden: Johann Baptiſt Girard iſt zum Tode durch Feuer zu verurtheilen, wegen vollkommen erwieſener geiſtlicher Blutſchande, Fruchtabtreibung und Erniedrigung ſeiner geiſtlichen Würde durch ſchändliche Leidenſchaften und Verbrechen ꝛc.

Bei dieſer Gleichheit der Stimmen entſchied der Präſident, daß man beide Parteien ohne Strafe freilaſſen ſolle. Einige Richter wollten ſich nicht damit begnügen, ſondern trugen darauf an, daß man der Cadière wenigſtens eine kleine Züchtigung möchte angedeihen laſſen. Dagegen erhob ſich aber ein edler Mann unter ihnen und rief: „Wir haben ſo eben vielleicht eines der größten Verbrechen freigeſprochen, und ſollten dieſem Mädchen auch nur die geringſte Strafe auferlegen? nein, eher ſollte man dieſen Palaſt in Flammen aufgehen laſſen!“ — Dieſe Worte machten Eindruck. Es wurde beſtimmt, das Fräulein zu ihrer Mutter nach Hauſe zu entlaſſen und der Sorgfalt derſelben zu empfehlen.

Das königliche Parlament hatte den Schurken zwar freigeſprochen; aber in der öffentlichen Meinung war Girard gerichtet. Eine unzählbare Menſchenmaſſe erwartete in den Straßen die Entſcheidung des Gerichtshofes. Die Richter, welche gegen die Cadière geſprochen hatten, wurden mit Schimpf und Hohn empfangen; die Gegner Girards mit Beifall. Dieſen ſelbſt bewillkommte man mit Schimpfreden und Steinwürfen, ſo daß man ihn nur mit Schwierigkeit unverletzt durch die tobende Menge bringen konnte. Dieſe Wuth des Volkes erſtreckte ſich ſogar auf den Küchenjungen, der ihm das Eſſen gebracht hatte und man zertrümmerte deſſen Schüſſeln, Teller und Flaſchen.

Andererſeits war man eifrig bemüht, Fräulein Cadière Theilnahme zu zeigen. Man wetteiferte darin, ihr die erlittenen Kränkungen und Mißhandlungen durch freundliche Bewirthung und Troſt vergeſſen zu machen. Man pries ihre noch immer große Schönheit; — kurz ſie wurde Mode, wie das ja aber auch mit intereſſanten Verbrecherinnen in Frankreich und anderswo noch heutzutage der Fall iſt.

Die Theilnahme, welche ſie erregte, brachte ihr jedoch Gefahr. Man gab ihr den wohlgemeinten Rath, Aix ſchleunigſt zu ver-

lassen und sich verborgen zu halten. Sie reiste ab, — aber von da an verlor sich ihre Spur für ewig. Man hat nie erfahren, was aus ihr geworden ist; aber die allgemeine Meinung ging zu jener Zeit dahin, daß sie von den Jesuiten heimlich aus dem Wege geschafft worden wäre.

Girard starb ebenfalls nach Verlauf eines Jahres. Die Jesuiten gingen ernstlich damit um, ihn zum Heiligen erheben zu lassen und verglichen ihn hinsichtlich seines Schicksals mit — Christus!

Eine ganz ähnliche Geschichte wie mit Fräulein Cadière trug sich kurz vor Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich zwischen einem seiner Angehörigen und der Tochter eines Parlaments-Präsidenten zu, welche auch mit Hülfe des Geißelns verführt wurde. Um die Ehre des Ordens zu retten und die Unmöglichkeit der Anklage beweisen zu können, hatte man einen Wundarzt erkauft und vereidigt, welcher den Schuldigen kastrirte. Das Geheimniß wurde indessen später entdeckt.

Trotz dieser und anderer an den Tag gekommenen Niederträchtigkeiten — und unter Tausenden wird vielleicht nur eine bekannt! — wurde den Jesuiten nicht das Handwerk gelegt; überall wurden sie als Beichtväter gerne gesehen, und besonders die Frauen ließen sich nach wie vor die angenehme Geißelung gefallen. Einer besondern Blüthe hatten sich diese Beichtinstitute mit Geißelung fortwährend in Spanien und noch mehr in Portugal zu erfreuen. König Joseph Emmanuel (1750—77) ließ sich häufig disziplíniren und nur mit Mühe brachte ihn sein Minister, der Marquis von Pombal, davon ab. Die Damen, an ihrer Spitze die Marquise Leonore de Tavora, waren nicht weniger närrisch wie der König.

Die Jesuiten wurden bekanntlich durch Pombal vertrieben, allein seine Feindin, die Königin Donna Maria (1777—99) rief sie wieder zu sich und die angenehmen Beichtzerstreuungen

mit obligater Geißelung begannen ärger als zuvor. Der interessante und verschmitzte Pater Malagrida errichtete eine förmliche Bußanstalt unter den jungen Hofdamen. Man geißelte sich selbst in den Vorzimmern der Königin und diese soll an den frommen Uebungen selbst Theil genommen haben. — Manche Geschichte à la Girard mag hier im Verborgenen vorgegangen sein, denn die Hofdamen waren nach dem Zeugniß von Jesuiten auf das Geißeln so versessen, daß sie mit einer ordentlichen Wuth darnach verlangten, die kaum zu befriedigen und in Schranken zu halten war. Ja sogar fremde Prinzessinnen und die Damen der Gesandten wurden zu diesem wollüstig-unterhaltend-frommen Jesuitenspiel förmlich eingeladen.

Die Zahl der Beispiele von dem Mißbrauche des Beichtstuhls ist unendlich groß und es ließe sich ein umfassendes Werk damit füllen; da aber dieses Kapitel ein Ende haben muß, so beschließe ich es mit dem Bericht über eine seltsame Beicht- und Bußanstalt, welche ein Kapuziner zur Zeit Napoleons I. errichtete. Ueber die zur Zeit Napoleons III. und seiner Kaiserin werde ich vielleicht einmal später zu berichten haben.

Der erwähnte Kapuziner hieß P. Achazius und lebte in einem Kloster zu Düren im jetzigen preußischen Regierungsbezirk Aachen. Der Kapuziner war abscheulich häßlich, aber er predigte vortrefflich, stand in dem Rufe ganz ausgezeichneter Frömmigkeit und erfreute sich trotz seiner faunischen Manieren des Zutrauens der Damen in so hohem Grade, daß sie ihn zum Direktor ihrer geistlichen Uebungen wählten. Am liebsten aber hatte es Pater Achazius mit Wittwen und Jungfrauen von reiferen Jahren zu thun.

Eine dieser letzteren hat er sich zu seinem Privatvergnügen erkoren. Er brachte ihr folgende höchst seltsame Lehre bei: Der Mensch sei unfähig, die Begierden des Herzens völlig zu zähmen; aber der Geist könne doch tugendhaft bleiben, während der Körper

nach gewöhnlichen Begriffen zu sündigen scheine. Der Geist gehöre Gott; der Körper der Welt; von diesem letztern selbst mache der Himmel auf die obere Hälfte, die Welt auf die untere Anspruch. Die Seele sei daher rein zu bewahren, während man den Körper ruhig fortsündigen lasse.

Die noch immer hübsche alte Jungfer, welche diesen angenehmen Lehren ein sehr lernbegieriges Ohr lieh, ging bald in des Paters Ideen ein. Nach vollendeter Beichte mußte sie vor dem Kapuziner niederknien, Vergebung für ihre Sünden erflehen und ihm „des Teufels Antheil zeigen", das heißt sich bis zum jungfräulichen Centrum ihres Körpers von unten herauf entblößen. Als dies geschehen war, schritt er zum letzten Theil der Andacht und weihte die Dame feierlichst zum ersten Mitgliede des Ordens ein, den er zu stiften gedachte.

Diese fromme Jungfrau war nun bemüht, sowohl unter Personen ihres Alters, wie auch unter jungen Frauen und Mädchen Proselyten zu machen; — kurz sie diente dem Pater als Kupplerin. Die Zahl dieser adamitischen Ordensschwestern wurde bald ziemlich zahlreich und Achazius, unfähig einer so großen Menge frommer Damen zu genügen, zog rüstigere Kämpfer des Glaubens unter seinen geistlichen Brüdern mit in seine Bußanstalt, welche fröhlich gedieh und vielleicht heute noch bestehen würde, wenn das Geheimniß derselben nicht durch ein junges Mädchen aus Achazius' Schule entdeckt worden wäre, welche Nonne wurde, als solche die Bekanntschaft eines französischen Offiziers machte, und diesem die Sache mittheilte.

Es wurde nun eine genaue, gerichtliche Untersuchung angestellt, welche die merkwürdigsten Resultate ergab. Es kamen da Dinge ans Tageslicht, welche sich nicht wohl niederschreiben lassen. Eine liebenswürdige und anständige Dame, Gattin eines Papierfabrikanten, sagte in dem Verhöre aus, daß sie wie verhext gewesen und wie durch einen Trank verzaubert, zu dem häßlichen

Kapuzineraffen hingezogen worden ſei, der ſich Dinge mit ihr erlaubt hatte, deren Aufzählung dem abgehärtetſten Kriminalmenſchen das Blut in die Wangen trieb. Die Geißelung ſpielte eine Hauptrolle. Achazius ließ die Ruthen oft in Eſſig legen und hieb die hier erwähnte Dame manchmal ſo ſtark damit, daß ſie unter irgend einem Vorwand über drei Wochen lang das Bette hüten mußte.

Im Laufe der Unterſuchung ergab ſich, daß ſo viele Kapitel, Klöſter und Familien dadurch kompromittirt wurden, daß Napoleon dem Generalprokurator aus politiſchen Gründen befahl, den Prozeß niederzuſchlagen. P. Achazius nebſt einigen ſeiner Mitarbeiter wurde eingeſperrt.

Die Akten über dieſen ſkandalöſen Prozeß lagen ſpäter noch längere Zeit in Lüttich; wurden dann aber an die preußiſche Regierung nach Aachen abgeliefert. Es fehlten indeſſen ſchon manche wichtige Stücke und andere verloren ſich ſpäter, weil die betheiligten Familien alles nur Mögliche thaten, die Denkmäler ihrer Schande zu vernichten. Auch die zu jener Zeit darüber erſchienene Broſchüre und Karrikaturen wußten die Pfaffen einzuſammeln und zu vernichten. *)

Wir würden uns ſehr täuſchen, wenn wir der Meinung wären, daß ſich in ſo kurzer Zeit die Zuſtände der römiſch-katholiſchen Geiſtlichkeit geändert hätten. Es iſt durchaus kein Grund vorhanden, das anzunehmen; ſie ſind heutzutage mit geringern Modifikationen wahrſcheinlich noch dieſelben, welche ſie vor Jahrhunderten waren und werden ſich nicht ändern, bis einſt dem fluchwürdigen Cölibat und der Ohrenbeichte ein Ende gemacht wird.

*) Münchs Aletheia, 3. Buch, S. 323 u. ſ. w. Die berichteten Thatſachen hat Münch aus dem Munde des Staatsrathes Leclerq und des Profeſſors Gall zu Lüttich, welche die Unterſuchung geführt und die Anklageakte verfaßt hatten.

Ich bin nun mit diesem Buche zu Ende, obwohl keineswegs mit meinem Material, welches geradezu unerschöpflich ist. Ich halte es für unnütz, noch irgend welche Bemerkungen hinzuzufügen. Die Schlüsse, welche sich aus dem Inhalt der vorstehenden Blätter ziehen lassen, liegen zu klar auf der Hand, als daß es noch irgend welcher Hinweisungen bedürfte. Ich fordere nur die in römisch-katholischen Ländern lebenden Leser dieses Buches auf, sich in ihrem Kreise umzusehen, und wenn sie der guten Sache nützen wollen, mir auf den in diesem Buche behandelten Gegenstand bezügliche, authentische Mittheilungen zu machen. Schließlich bemerke ich noch, daß die Geistlichen die von mir erzählten Fakta als Lügen, Erfindungen oder Uebertreibungen darstellen werden und weise in Bezug darauf auf das hin, was ich darüber in der Vorrede sagte.

Wenn ich von dem Unwesen in der nicht römisch-katholischen Kirche nichts sagte, so geschah dies keineswegs aus Parteilichkeit, sondern einzig und allein, weil ich mich innerhalb der durch den Titel vorgezeichneten Grenzen halten mußte.

JUN 17 1941

Digitized by Google